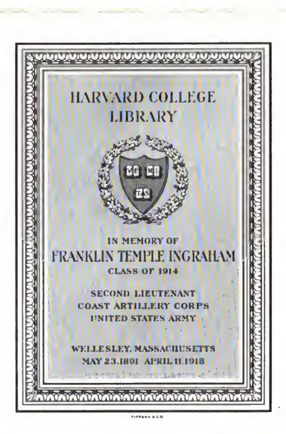


Die Insel

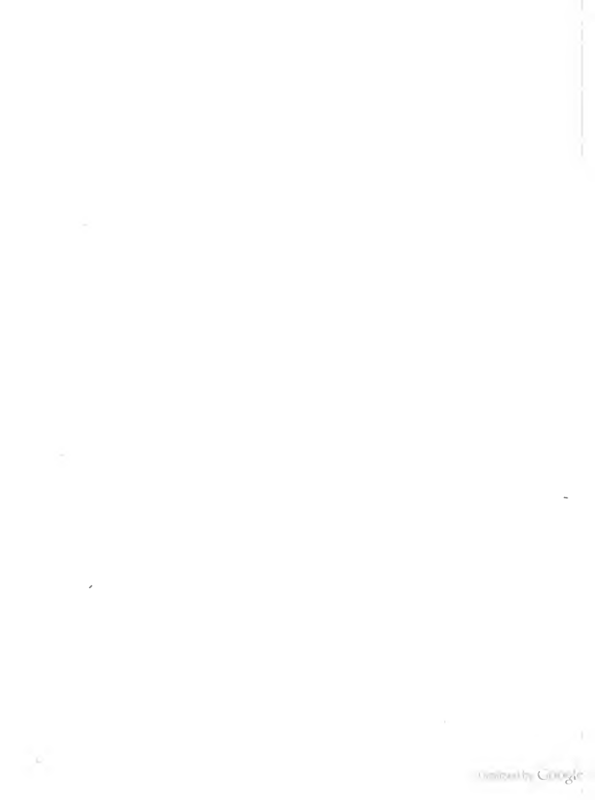
Otto Julius Bierbaum





HARVARD COLLEGE
LIBRARY
VE RI TAS
IN MEMORY OF
FRANKLIN TEMPLE INGRAHAM
CLASS OF 1914
SECOND LIEUTENANT
COAST ARTILLERY CORPS
UNITED STATES ARMY
WELLESLEY, MASSACHUSETTS
MAY 23.1891 APRIL 11.1918

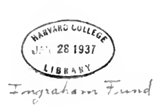






DIE INSEL HERAUSGEGEBEN VON OTTO JULIUS BIERBAUM/ ALFRED WALTER HEYMEL/ RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER/ ZWEITER JAHRGANG/ VIERTES QUARTAL/ JULI BIS SEPTEMBER 1901/

GEDRUCKT IN DER OFFIZIN W. DRUGULIN IN LEIPZIG/ ERSCHIENEN IM VERLAGE DER INSEL BEI SCHUSTER & LOEFFLER IN BERLIN SW. 46.


HARVARD COLLEGE
28 1937
LIBRARY

INHALTS-VERZEICHNIS

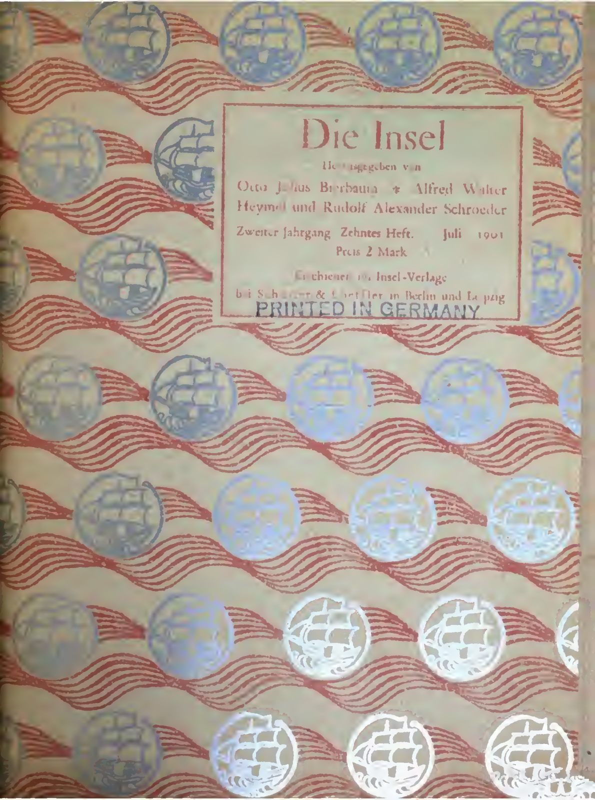
Dramatische Werke.

Novellen, Erzählungen, Skizzen.

Gedichte.

Aufsätze. Abhandlungen. Verschiedenes.

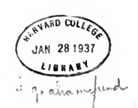
Beigegebene Bilder.


Die Insel
Herausgegeben von
Otto Julius Bierbaum * Alfred Walther
Heymel und Rudolf Alexander Schroeder
Zweiter Jahrgang Zehntes Heft. Juli 1901
Preis 2 Mark
Erschienen im Insel-Verlage
bei Schuster & Loeffler in Berlin und Leipzig
PRINTED IN GERMANY

DIE INSEL/ MONATSSCHRIFT MIT BUCHSCHMUCK UND ILLUSTRATIONEN/ HERAUSGEGEBEN VON O. J. BIERBAUM, A. W. HEYMEL UND R. A. SCHROEDER

II. Jahrgang. 4. Quartal, No. 10. Juli 1901.

INHALTS-VERZEICHNIS







DIE INSEL. Nr. 10.
JULI. 1901.

ASCHENBROEDEL/ KOMOEDIE IN VERSEN/ VON ROBERT WALSER.

Garten hinter einem Hause.

Aschenbrödel:

ICH will nicht weinen, dass sie mich
zum Weinen schelten, bös ist ja
das Weinen nur, das Schelten nicht.
Wenn ich um ihre Hässigkeit
nicht weine ist der Hass ja lieb
und süss wie Kuchen, weinte ich,
er wär wie eine Wolke schwarz,
die uns die Sonne neidisch deckt.
Nein, wenn ich weint', empfände ich
den Hass so schwer, dass er sich nicht
mit Thränen nur befriedigte.
Er nähme mir das Leben, er,
ein Ungeheuer, wie er ist,
frässe mich tot. Wie lieblich ist
sein ganzes, giftiges Wesen mir,
der Fröhlichen, die nimmer weint,
die keine andern Thränen kennt
als die der Freude, die der ganz
gedankenlosen Lust. Es steckt
ein Kobold in den Sinnen mir;
und der weiss nichts von Traurigkeit.
Wenn sie mich weinen machen, weint
der lustige Sinn in mir, wenn sie
mich hassen, liebt sie meine Lust,
die selbst den Hass nicht hassen kann.

Verfolgen sie mich blind vor Wut
und mit des Aergers giftigem Pfeil,
so lächle ich. Mein Wesen scheint
das ihrige wie Sonne an.
Rührt sie auch nicht der heitre Strahl,
so blendet einen Augenblick
er ihre bösen Herzen doch.
Und weil ich stets beschäftigt bin,
hab ich zum Weinen keine Zeit
zum Lachen immer! Arbeit lacht.
Die Hände lachen, die sie thun,
die Seele lacht, die gerne thut,
was andre Seelen freundlich stimmt,
sind sie noch so verstockt. Komm Herz,
und lache meinen Kummer weg.

Sie will gehen. Ihre Schwestern oben am Fenster.

1. Schwester:

Thut doch das Ding, als ob sie wert
des Ansehns wäre, steht so still
wie eine Säul' im Sonnenlicht,
ein Prunk dem Auge, das sie sieht.
Fort in die Küche, fauler Pelz,
weisst schon dein bischen Pflicht nicht mehr?

Aschenbrödel:

Ich geh ja schon, beruhige dich.
Mich überfiel ein Sinnen nur,
als eben jetzt den Weg ich ging;
ich dachte, wie so schön du seist,
und deine liebe Schwester auch,
wie beide ihr das Angesicht

so reizend tragt, und vieles mehr,
das meinen armen Neid erweckt.
Entschuldige, und lass mich nun
gehorsam meiner Wege gehn.

Sie geht ab

1. Schwester:

Die dumme blöde Träumerin.
Wir sind zu gütig gegen sie.
Die Schelmin lacht uns heimlich aus,
zieht traurige Miene, wenn man sie
beim listigen Kichern überrascht.
Fortan will eine Peitsche ich
für ihre schlaue Trägheit sein.
Das Kleid der Arbeit hülle sie
in staubige schwarze Wolken ein.
Von Schönheit träume sie alsdann,
die Heuchlerin, die eben jetzt
so müssig stand. Ich will gleich gehn
und sehn, dass sie zu schaffen kriegt.

Sie schliesst das Fenster.

Zimmer im königlichen Palast.

Prinz:

Was ist es, das mich traurig macht?
Ist es mein eigner Sinn, der mich
mir selbst entfremdet? Ist es Schuld,
die auf mein Leben drückt? Ist's Gram,
den ich von der Natur empfing?
Gram ist der süssen Freude Feind;

das fühl ich, da ich grämlich bin.
Doch woher dringt die tück'sche Schmach
auf die verlassnen Sinne ein?
Dies klärt mir weder der Verstand
noch sein Kamrad, die Einsicht auf.
Stumm trag ich es, wie es auf mir
nun einmal lastet. — Ah, Musik!
Wess Stimme tönt so friedlich rein?
Was es auch sei, ich küsse es,
das mich so unbegreiflich küsst.
In diesem süssen Kusse liegt
Beruhigung mir. Gram floh dahin;
Nichts hör ich mehr als diesen Klang,
Nichts fühl ich mehr, als holden Tanz,
der mit den Gliedern Uebung hält.
Tanzt Schwermut mit so leichtem Schritt?
Ei was, sie flog zur Thür hinaus,
und mir ist's wieder herrlich wohl.
Der Narr?

Narr:

Der Narr jawohl und stets der Narr,
des Reiches Narr, der Narr der Welt,
derjenige liebe süsse Narr,
der nichts als immer närrisch war,
der Inbegriff der Narrerei,
am Montag Narr und ebenso
am Samstag Abend, Narr in All'm,
Narr für sich selbst und Narr dem Herrn,
recht seinem Herrn ergebner Narr.

Prinz:

Nun sage mir, was ist der Gram?

Narr:

Ein Narr ist er; und wer sich ihm
zu eigen giebt, nicht minder Narr.
Dass Ihr sein Narr seid, sagt mir schon
Eur bittersüsses Angesicht.
Pfui, Eure Jugend schilt Euch Narr;
und selbst der Narr nennt närrisch Euch.

Prinz:

Giebt's für den Gram denn Ursach nicht?

Narr:

Ihr selber seid die Ursach ihm,
sein Grund auf dem er festlich blüht,
seid seine Schaukel, die ihn wiegt,
sein Bett, worauf er breit sich streckt.
Es giebt nicht andern Grund als Euch.

Prinz:

Wie soll ich da dem Gram entfliehn,
wenn selber ich sein Becken bin,
was sagen möchte: selbst der Gram?

Narr:

Muss Euch der Narr das sagen, soll
Narrheit so sehr erhaben sein,
ich bitt Euch, über den Verstand
Gebildeter? Wie? Sagt doch selbst,
dies schickt für Euren Witz sich nicht.

Prinz:

Ich habe meinen Witz gepeitscht,
wie einen faulen, müden Hund
ich nimmer peitschte. Nun ist er
wie tot und rührt kein Schwänzchen mehr.

Narr:

Wir wollen, wie es recht mich dünkt,
die Kleider wechseln; seid Ihr Narr;
und ich nehm Euch als Narrn beim Ohr.
Schlagt Euch die Stirn dann, nennt Euch blöd,
steht tief dann unter meinem Witz,
der Euch belächelt. Wollt Ihr so?
Seid wirklich Ihr der Hoheit satt?

Prinz:

Wär fröhlich ich, ich gäb sie hin.
Doch gegen Deine Schellenkapp'
vertauscht ich selbst die Last noch nicht,
der ich so gern entledigt wär.

Narr:

Geht auf die Jagd. Ein muntres Ross
der Jubelruf der Hörner und,
was Herrliches das Handwerk birgt,
tötet das Ding, von dem Ihr meint,
dass untilgbarer Gram es sei.

Prinz:

Wohlan, ich folge Deinem Rat
nicht minder, wie mein Vater sich
dem Rat des weisen Kanzlers fügt,
wenn seine eigne Weisheit ihm
beschädigt dünkt. Komm, folge mir.
Ich gehe von der Scene weg
recht wie ein Prinz vom alten Stil
im klassischen Stück; und Du, der Narr
bist heute Narr im besten Sinn.

Geht ab.

Narr:

Zum Teufel, ja, das glaub ich gern;
und leicht sei es von mir geglaubt.
S'ist ja nicht sondre Schmeichelei.
Im Grunde schmeichelt es mir doch.
Dem Narren erweist ein Prinz sich lieb
aus lauter Sorg, nicht Narr zu sein.
Ich, der nicht Prinz bin, bin doch Herr
im eigentlichen Sinn des Worts,
da ich des Witzes Meister bin.
Mein Witz herrscht über meinen Herrn,
der aus dem Witz gefallen ist,
erst eben, wo mein Witz ihn hob,
zur Höhe seiner Fürstlichkeit.
Fürst ohne Narr ist wie der Witz,
der einmal über's andre stürzt.
Das ist mir eine Narrerei,
die über ihrem Wesen thront
und es verachtet, das ein Prinz,
der seines Narrn so sehr bedarf.
doch dazu bin ich ja sein Narr,
dass ich um seine Narrheit bin.
Komm Narr und geh dem Narren nach.

Ein Bergsturz im Wald. Der Prinz zu Pferd.

Prinz:

Der Ebene zu. Und dass es reisst
wie ein geschwollner Wetterbach.
Die Bäume stürzen vor dem Blick
der Himmel kreist, die ganze Welt

scheint mir ein lustiges Jagdgefild,
scheint ein verschlossner Park zu sein
für edle Jäger, deren Sinn
weit über ihre Handlung geht.
Wie fühl ich heitern, süssen Mut;
wie ist mir wohl. Die Tapferkeit
macht die beladne Seele leicht
wie eines schnellen Vogels Flug.
Ich scheine mir ein Bild zu sein
leblos und doch so lebenvoll,
gelassen und so aufgeregt,
bitter und süss im Augenblick.
Ein Bild voll edler Tapferkeit
ist sorgenlose Jägerei,
der ich von Herzen diene jetzt
vergessend, was so herzlich ist.
Der Wald ist meine holde Lust,
mein Tanzsaal, wo die Glieder sich
übend erfreuen. Die Bäume sind
die Teppiche und Kissen mir
von meines Vaters Prunkgemach,
wie herrlich hüllen sie mich ein;
ein Traum kann herrlicher nicht sein,
ein Bild nicht süsser, das die Kunst,
die gütige Göttin, selbst gemalt.
Der Tag ist mir ein Augenblick,
so kriegerisch verbracht, so schön
die Zeit erfüllt, ist sie mir Lust,
die nur zu schnell von dannen geht.

Grosses Zimmer mit einer Gallerie. Treppe zu derselben.

Aschenbrödel, die 1. Schwester.

Aschenbrödel:

Sieh doch auf meine Treu herab.
Sieh, sieh doch. O mein Sinnen ist
ganz nur für Deinen Dienst bereit.
Gleich einer Modeschachtel liegt's
geöffnet da, Aufmerksamkeit
liegt wie ein neuer Pelz darin,
dich zu erwärmen. O wie warm
dient Dir mein Herz. Ich bitte Dich,
schlag tapfer mich mit Deiner Hand,
wenn auch nur einen Augenblick,
so lang als wie die Wimper zuckt,
von Deinem Aug, der Dienst mir säumt.
Nie kann er das, da dienen doch
nur eine süsse Lust mir ist.

1. Schwester:

Dummes Küchending, Du bist nicht wert,
dass mit der Peitsche man Dich schlägt.

Aschenbrödel:

Zu Füssen stets ja bin ich Dir.
Ich darf Dir küssen Deine Hand,
die milde Hand, die nie mich schlägt,
als um gerechter Strafe will'n.
Du blickst mit deinen Augen mich
wie Sonne an. Ich bin die Erd',
die von dem gütigen Kusse lebt,
und die nichts andres immer kann,
als lieblich Dir entgegen blühn.

Zwar lieblich, ach, das bin ich nicht;
es mangelt ja an Liebe mir —
holdselig ist die Schwester nur,
doch ist sie nicht so schön als lieb,
und schöner doch als Güte ist.
Welch Glück, dass ich zu Füssen ihr
als Dienerin beschäftigt bin.

1. Schwester:

Schwatz nicht so viel, verwende Du
die Zeit, die mit dem Reden geht
zum Thun und eifrig'rem Bemühn.
Die Hand da von dem Kleide weg!

Aschenbrödel:

Wenn ich Dir eifrig dienen muss,
und doch die Hand nicht brauchen darf:
Womit denn thu ich meine Pflicht?
Wär sie in des Gedankens Flug
doch nur gethan, dann braucht' es nicht
der schmutzigen Hand, die Dir missfällt.
Sehnsucht zög Dir die Kleider an,
bediente auf das feinste Dich.
Mein Herz wär eine Dienerin
vielleicht gerade zart genug;
Die Schaffenslust dann schaffte Dir:
Wär wirklich auch damit geschafft?

1. Schwester:

Schweig endlich doch, wer möchte auch
Ohr haben für so viel Geschwätz.

Aschenbrödel:

Wer möchte auch — — ja, ja — — und doch
muss meine Zunge hurtig gehn

mit meiner Hand, damit die Lust
sie beide ausser Atem hält.
Wort springt aus meinem Munde so
und neckt die Hand; und diese lockt
der Zunge Reichtum wieder weg:
Die lust'gen Worte, die dann schnell
der Hände Thun verdoppeln, wie
wenn sie auch Finger hätten. Hand
und Sprache küssen sich, vermählt
sind beide auf das innigste.

1. Schwester:

Faulenzer sind sie beide. Du,
die Meistrin ihnen, bist es so,
dass man Dich ewig schlagen muss.
Weg jetzt.

Sie geht ab

Aschenbrödel (ihr nachrufend):

Schlag, schlag mich doch.

Der Prinz erscheint oben auf der Galerie.

Prinz:

Ich weiss nicht, wie ich da hinein
ins Märchen kam, ich forderte
nur einen Trunk nach Jägerart;
doch diese Räume hier sind so,
dass Augen sie nicht sehn, dass Sinn
sie füglich nicht erfassen kann.
Ein Schimmer schwebt die Wand dahin,
Geruch streut gelbe Rosen aus;
wie eine Seele kommts und gehts

und hält mir feierlich die Hand.
Ich stehe wie bezaubert still.
Es klammert um die Sinne sich;
dann wieder wird die Enge weit
die Decke schwankt, die Galerie
tanzt leise unter meinem Fuss.
Wie ist mir? Ach, dort unten geht
erst recht ein holdes Leben los.
Ich will es nehmen wie es ist,
wenn ich es auch nicht fassen kann.

Aschenbrödel:

Welch eine Art und Weise dreht
sich doch mit mir im Kreise um,
macht mein Betragen so zum Falsch
dies Herz zu einem Kugelspiel!
Gefühle rollen Kugeln gleich
wie zur Belustigung hin und her.
Ich, die sie halten sollte, bin
im Reize dieses Spiels verstrickt.
Das ängstigt mich und wieder doch
macht es mir winzig wenig bang.
Ich lache, doch im Lachen liegt
mir drohn'der Ernst; der wiederum
giebt herrlich mir zu lachen erst.
Der Ernst in meinem Treiben ist
gefährlich, lächerlich, so dass
selbst Ungemach noch lächeln muss,
das, mein ich, doch beschwerlich ist.
Nein, wenn ich weinte, lachten mich
der Kummer und die Sorge aus.
Viel lieber lach ich beide sie

zum rührenden und lieben Ding.
Zum Weinen ist noch übrig Zeit
wenn einmal Zeit selbst um mich weint.

Prinz (sich über die Brüstung neigend):
Bist Du ein Märchen, holdes Kind
sind deine Füsse, Hände so,
dass, wenn man sie berührte, sich
die Herrlichkeit in Luft verzög'? —
Ich bitte wie ein Flehnder Dich;
sprich, bist Du Bild und scheinst nur so?

Aschenbrödel:
Herr! Aschenbrödel bin ich. Seht,
der Schmutz, der an dem Kleide hangt,
sagt deutlicher es als mein Mund.

Prinz:
Ein Engel bist Du, Zärtlichkeit
verlegen um der Worte Sinn
stammelt, dass Du ein Engel bist.
Was bist Du sonst?

Aschenbrödel:
Ein recht verlogen närrisch Ding,
das gerne wüsste, wer Ihr seid.

Prinz:
Du reichst und nimmst die Antwort mir,
indem zugleich Du wieder frägst.

Aschenbrödel:
Nein, sagt es nicht. Ihr seid ein Prinz,
ein Königssohn, das sieht man Euch
an dem verschollnen Wesen an,

das unsrer Zeit sich nicht mehr schmiegt.
Ein Mantel ist von Hermelin
Euch um die Schulter angehängt.
Ihr tragt ein Schwert und einen Spiess,
wie das wohl nimmer Brauch mehr ist;
So denk ich wohl. Es kann ja sein,
dass ich mich irre; Königssohn,
das aber seid Ihr ganz gewiss.

Prinz:

Ja so gewiss als Du die Braut
mir bist.

Aschenbrödel:

Ihr sagt, dass Eure Braut ich bin?
O sagt es nicht. Es thut mir weh,
gleich von so holdem Knaben mich
verspottet und missliebt zu sehn.

Prinz:

Schon seh die Krone schimmernd ich
in Deine Haare eingedrückt:
ein Bild, wovor die Kunst sich spröd,
und Liebe sich verlegen zeigt.

Aschenbrödel:

Warum denn kamst Du her und wie?

Prinz:

Dies sagt das Märchen Dir zuletzt,
wenn auf des lieben Märchens Mund
das Schweigen ruht, wenn Stimm und Laut
und Farb und Lärm und Wasserfall
und See und Wald verschwunden sind.

Wenn dies geschieht, wird gleich das Wie
Dir in die Augen springen, doch
warum ich hier bin, weiss ich nicht.
Mitleid und Zärtlichkeit ja sind
heimliche Geister, deren Thun
Sinn nicht erratet. Sei nun still.
Begieb Dich in das strenge Los,
dem Du verfallen bist. Es wird
sich alles noch erklären.

Aschenbrödel fällt in ein schlummerndes Sinnen. Oben auf der Galerie erscheinen der König und der Kanzler.

König:

Da haben wir den Vogel Greif
nun in der Schlinge; greif ich Dich,
Du ausgerissner Schlingel, seh
ich ärgerlich es ist mein Sohn.

Prinz:

Still Vater, rührt Euch nicht.

König:

Ich mich nicht rühren vor dem Sohn,
der wie ein Bub errötend steht
vor meinem Tadel. Bist Du vor,
ich hinter Dich getreten, Schelm
dass Du Dir solche Sprache traust?
Gleich bei der hohen Krone sag,
wie kommst Du her, gerade hier
hierher. Heraus! He! Wird's mir bald
das stotternde Geständnis, wirds
mir um die Ohren laufen bald?

Prinz:

Ich habe weder Röte, noch
den Stotter, wie Ihr glaubt, ganz still
ganz ruhig, Vater, meld ich Euch
meld es dem Reich, der Welt, ich bin
verlobt.

König:

So?

Prinz:

Ja, ja, verlobt in jedem Sinn
wie Sprache es nur sagen kann,
ein Schwur beteuern; so verlobt
bin ich.

König:

Sieh! mit wem?

Prinz:

Mit einem Wunder, das nicht will
ein Wunder sein. So ein Geschöpf,
wie nur ein Mädchen sein kann, doch
noch als ein Mädchen unerhört.
Ein Bild, vor dem der Zauber kniet
und sich die blinden Augen reibt.
Das göttliche am Bilde ist,
dass es sich regt und Leben hat
und mir gehört, so wie ich ihm.
Ein Bund ist das, mein Vater, der
nicht mehr zu lösen ist. Das Blut
ging mit und unser keines säh
der liebsten Liebe Ende.

König:

Komm, Kanzler, komm!

Prinz:

Lass Deine Hand mich küssen, lass
Liebe Dir so zu Füssen flehn:
Sie ist, die ich mir nehmen will,
des Throns in jedem Sinne wert.
Zur Zierde wird sie unsrem Stamm;
Dein Alter wird sie süss erfreun.
O jage nicht den Sonnenschein
weg von des weissen Hauptes Schnee.
Erwärmen und entzücken wird
das Mädchen Dich, das mich entzückt.

König:

Schweig doch, Du weisst ja nicht, wie ich
gesinnt Dir bin. Hör an, mein Sohn:
Mach ich auch eine Miene wie
ein Stier, gleich auf die Hörner werd
ich Dich nicht nehmen. Tritt hier mit
in's Schwarz beiseit; im Dunkel so
wird schon ein Wort zu reden sein,
das unsern Hader sanft versöhnt.

Prinz:

Willst Du sie nicht noch sehn?

König:

Ich sah sie ja im Geiste schon.
Im Traum bin ich gefangen schon
und gütig gegen sie gesinnt.
Das will nicht sagen, dass ich es

auch gegenüber Dir nun bin.
Komm auf die Seite; und Du wirst
mein väterliches Woll'n verstehn,

Sie treten tiefer in die Galerie, wo man nur noch ihre Köpfe sieht.

Aschenbrödel, unten erwachend:
Nun möcht ich wissen, ob ich es
mit diesen Händen tappen kann.
Wenn es ein Traum ist, ist es nichts;
denn Träume, freuen sie uns auch,
sind doch nicht eine Regung wert.
Ich will den Fuss bewegen — so —
und nun die Hand und nun den Kopf.
Die Galerie, worüber sich
das Süsse mir herabgebeugt,
ist wirklich und wahrhaftig da,
obschon ich mich entsinnen nicht
und fragen kann, wie es geschah,
dass sich ein Prinz mir zugeneigt.
Sei's wie es will. Die Sache ist
ja noch so schnell verloren nicht.
Vielleicht war sie noch niemals da.
Ich träumte nur in einem Traum
jetzt eben schläferig davon.
Doch jenes Haupt und Lächeln kommt
wie eine Wirklichkeit mir vor,
die vor dem Schlaf war, Schlafen hat
misstrauisch mich und scheu gemacht,
hat mir das Spiel zerstört, in dem
so selig ich verloren war.
Nun mach ich einige Schritte vor
und seh, dass ich noch gehen kann.

Mein Blick sieht sich im Kreise um
und sieht, dass alles sauber ist,
durchaus nicht so geheimnisvoll,
wie ich es wünschte. Nun, das hat,
das alles, wie gesagt, hat Zeit.
Die Schwestern kommen.

Die beiden Schwestern kommen herein.

1. Schwester:

Ha, Aschenbrödel!

2. Schwester:

»Hier«, wird sie sagen. »Gleich, ich komm«,
wird ihre faule Rede sein.

Aschenbrödel:

Erzürnt Euch nicht. Ich bin ja da.
Auf meinen Knien, wenn Ihr wollt,
küss ich Euch Hand und Fuss. So schnell
war ich noch nie zum Dienst bereit.
so gern gehorcht' ich Euch noch nie.
Ich bitte, sagt, was soll ich thun.

2. Schwester:

Den Schuh hier binden meinem Fuss.

1. Schwester:

Für mich zum Handschuhmacher gehn.

Aschenbrödel:

Wie gerne spräng ich gleich für Dich,
doch bindet mich das Binden hier.
Wenn ich gebunden habe, fliegt,
mein Eifer für die Schwester fort,

die mir befiehlt, zu gehn. Bin ich
dann wieder hier, soll Müdigkeit
nur wieder neuem Dienste stehn.
Nie werdet Ihr mich müde sehn,
so lange Ihr es nicht erlaubt.

2. Schwester:

Das ist ja viel zu eng geschnürt,
Du träger Klotz, da — nimms dafür!

Sie stösst sie weg.

1. Schwester:

Geh, mach Dich fort, und dass Du nicht
auf Gassen und an Ecken säumst.

Aschenbrödel geht ab.

Prinz, auf der Galerie:

Sitzt nicht das eitle Schwesternpaar
wie Hass und Missgunst brütend da?.
Wie schlank sie sind. Sie wären schön,
verwüstete ihr Wesen nicht
der Unverstand, der bleiche Neid.
Ja, wie die finstern Wolken wehn
sie um das süsse Sonnenbild,
ihr kleines Schwesterchen, das ganz
verschüchtert ihrer Macht sich giebt,
und sich nicht mehr zu helfen weiss.
Dies sollte mir ein Märchen sein
für Kinder und für Grosse auch;
die beiden Modetürme da
und Ihr verhasstes kleines Reh,
verhasst, weil es so reizend ist.

Wo floh es hin? Es eignet sich
mich dünkt, fürs Springen nur zu gut.
Dass es mir flieht, befürcht ich stets.
Heda, Ihr Schwestern!

1. Schwester, umblickend:
Was will der Grobian?

2. Schwester:
Zu roh, merkts Euch, seid Ihr für uns.
Geht Eurem rauhen Handwerk nach,
Reizt Hunde, schwingt den schweren Spiess,
schiesst Hasen tot, hier ist nicht Platz
für solchen unerzognen Knecht.

Prinz:
Ja, ja. Es ist schon gut!

1. Schwester:
Lass, Schwester, doch den Narren sein.

Sie sprechen für sich.

Aschenbrödel kommt unbemerkt herein.

Prinz, leise:
Du Nachtigall, Du holder Traum,
Du über alle Phantasie
erhabene Erscheinung, sieh
wie meine Hände hurtig Dir
zur Anbetung zusammengehn.
Die Sprache muss ein Wiesel sein
sich überstürzend, wenn sie will,
dass es an Ausdruck ihr nicht fehlt;
doch sieht sie ihre Armut ein.

Bewunderung schliesst Ihr den Mund:
Liebe hält so den Atem an.

Aschenbrödel, lächelnd:

Still, Räusperer, still, still.

Prinz:

Mein Vater will auf seinem Schooss
als sein gekröntes Kind Dich sehn.

Aschenbrödel:

Ist er ein alter Mann. Ist er
des Landes König?

Prinz:

Ja, ja, er ist's. Ich bin sein Sohn.
Jetzt eben schalt er Schlingel mich,
der an der grossen Nase ihn
herumgeführt. Jetzt lächelt er
und weint die beiden Wangen voll.
Doch frag ich ihn, warum er wein',
sogleich bin ich ein Lumpenkerl,
ein Mensch, der keine Ehre kennt,
ein Dieb der hohen Majestät,
ein Flegel in dem besten Sinn.
Drum bin ich stille, mäuschenstill
und stör in seiner Ruh ihn nicht,
worin er Deine Anmut träumt.

Aschenbrödel:

Und dass er's thut, will er Dir noch
als einem Schlingel nicht gestehn?

Prinz:

Ganz so ist es.

Aschenbrödel:

Versteck Dich jetzt.

Der Prinz in seine vorige Stellung zurück.

Aschenbrödel:

Leis lachen meine Engel, die
in Lüften schwebend um mich sind;
Sie deuten auf die Köpfe dort,
die über dieser Galerie
zur Hälfte etwa sichtbar sind:
Seht die gigantische Krone nur,
die so zum heitren Lachen zwingt.
Seht eine Stirne kraus gefurcht.
Erblickt nun einen Jünglingskopf
und ratet fleissig, wer es ist;
der Prinz, ganz sicher, ist es nicht.
Sein Kopf vielleicht, auch der ist's nicht;
denn eine Hälfte von dem Kopf
kann doch gewiss der Kopf nicht sein.
Das Süsseste am Schauspiel ist,
dass man es still belachen muss
ganz leise, dass es niemand hört,
Vor allem meine Schwestern nicht,
die neben dem Gelächter sind,
von ihm betroffen werden, und
es doch nicht spüren. Ja, es liegt
ein Schlummer in dem grossen Saal.
Empfindung ist wie eingepackt
in eine Schachtel. Ich bin auch
ganz über allen Ausdruck müd.

Die Säule hier der Galerie
soll mir ein wenig Wiege sein.

Sie lehnt an eine Säule.

Märchen, phantastisch gekleidet, tritt hinter des Prinzen und des Königs Rücken auf.

Märchen, flüsternd:
Aschenbrödel!

Aschenbrödel, hervortretend:
Nein, was ist's auch. Wer bist Du, sprich!

Märchen:
Märchen bin ich, aus deren Mund
das alles hier Gesprochne klingt,
aus deren Hand der Bilder Reiz,
die hier entzücken, fliehn und gehn,
die das Gefühl der Liebe Dir
im Augenblick erwecken kann
durch süsse Gaben, Dir bestimmt.
Sieh, diese Kleider machen Dich
zum schönsten Fräulein, geben Dir
die Hand des Prinzen in die Hand.
Sieh, wie das funkelt, wie das blitzt.
Die Edelsteine, Perl'n, Korall'n
begehren sehnlich Dein zu sein,
Dir Brust zu schmücken, Hals und Arm
zierlich zu fesseln. Nimm sie hin,
und nimm es hin, das ganze Kleid.

Sie lässt den Rock herunterfallen.

Wenn es zu eng Dir etwas steht,
lass Dichs nicht grämen, vornehm Kleid
presst eng sich an die Glieder an,
schmiegt gern sich gierig an den Leib.
Was nun den Schuh betrifft, ich glaub
dass Du dazu das Füsschen hast,
so zierlich wie er es verlangt.
Willst Du die Schuhe nun nicht auch?

Sie hebt sie in die Höhe.

Aschenbrödel:

Du blendest mich.

Märchen:

Dich zu erschrecken kam ich her.
Die Menschen glauben nicht an mich;
doch das thut nichts, wenn nur mein Nahn,
sie wieder etwas sinnen macht.
Die Schuh' sind Silber, doch so leicht
wie Schwanenflaum. Ich bitte, fass
geschickt in Deine Hand sie auf.

Sie wirft sie in Aschenbrödels Hände.

Aschenbrödel:

Ach, ach.

Märchen:

Neck Deine Schwestern nicht damit.
Sei edel mit dem edlen Prunk.
Indessen, Du beträgst Dich so,
wie die Natur in Dir Dich zwingt.

Aschenbrödel:

O ich versichre Dich.

Märchen:

Du bist ein liebes holdes Kind,
des Märchens wert. Knie nicht vor mir.
Ich bitte, wenn Du lieb mich hast,
knie dem, vor dem ich selber knie.

Aschenbrödel, kniend:

Nein, lass mich. S'ist ja Dankbarkeit,
die göttlich sich bereichert fühlt.

Märchen:

S'ist wegen Deiner Mutter, dass
ich zu Dir komme. Eine Frau
so schön, wie sie, lebt nimmermehr,
so mit der Tugend ausgeschmückt
dass Tugend schöner war als sie,
die doch das Schönste, — lebt nicht mehr
als vielleicht noch in Dir. Du hast
das Süsseste von ihr, das, was
Fraun göttlich macht, den Reiz der Ruh,
der in dem edlen Sinne ist,
das Unaussprechliche, wovor
tüchtige Männer knien. Doch still.
Leg nun das Kleid im Stillen an,
schleich Dich zu Nacht in den Palast;
das Weitre weisst Du selbst. Dies träumt
zu lange schon. Die Szene muss
nun lebhaft wechseln. Staunen soll
erschrecken und das Märchen geht
dem Ende, seiner Heimat zu.

Geht ab.

Aschenbrödel:

Nun schnell, damit die Schwestern mich
zu früh nicht sehn, und ich zu spät
nicht den Verlust empfinde. Laune möcht
hier noch verweilen, doch dem Schelm
traut eine Glückliche nicht mehr,
die jetzt mit ihrem Reichtum flieht,
ihn zu verbergen. Laune möcht
hier lächeln noch, das Glück jedoch,
das lächelnde lacht mich hinweg.
Schnell, dass der Prinz mich so nicht sieht.

Ab.

Prinz:

He, Aschenbrödel!

König:

Die Nacht ist da, komm, gehn wir heim.

Prinz:

Ich muss hier ewig sein.

Drei Mädchen als Pagen treten auf.

1. Page:

Wie bang ist mir in diesem Kleid,
das mich zu einem Knaben macht.

2. Page:

Es kizzelt mich, es zupft, es sticht,
es ist ein unnennbar Gefühl,
es küsst am ganzen Körper mich.

1. Page:

Als ich dem Leib es anzog, schoss
ein Feuer mir ins Angesicht.

Nun ich es trage, weiss ich nicht,
wie ich darin mich fassen soll.

3. Page:

Man will es wie die Buben thun,
will springen, lachen, hin und her
die Glieder drehn und kanns doch nicht.
Es presst wie eine Sünde sich
um meinen jungen, weissen Leib,
macht mich erstarren.

1. Page:

Und doch, nicht um ein Königreich
möcht ich, dass die Empfindung mich
nicht ängstigte. Mir ist so wohl
und so wollüstig weh dabei.

2. Page:

Der Himmel und die Erde, wenn
sie aufeinander lägen, halb
so eng gespannt wie diese Tracht
und ich, sie fühlten, was es sei.

1. Page:

Der Prinz, ihr Mädchen, ruft.

Prinz:

Was wollt ihr und was thut ihr hier?.

1. Page:

Die Szene schmücken, wie Dein Traum
und wie das Märchen es verlangt.
Kostbare Stoffe hängen wir
der Galerie zum Schmucke an.
Jetzt streuen wir Essenzen aus,

die das Gemach mit Duft erfüll'n.
Jetzt zünden wir die Leuchter an
und machen so die Nacht im Raum
zum hellen Tage. Hast du noch
uns etwas zu befehlen, sag
es uns.

2. Page:

Soll'n wir das Volk zusammenschrein,
das dieses Fest beklatschen soll?

Prinz:

Nein, nein, es ist nicht solch ein Fest,
das, wie ihr meint, des Volks bedarf
es einzurahmen mit Geschrei.
Wir machen unter uns es aus.
Ganz still soll diese Feier sein.
Der öffentlichen Stimme giebt
sie nichts zu brüllen und der Welt
nichts zu bedenken. Unachtsam
wird hier gefeiert, ohn' Bedacht
soll Festlichkeit die Herzen füll'n.
Was wäre uns die Menge da
nicht für ein lästiger Gesell,
da sie nach Pomp verlangen würd',
nach eitler Pracht, die nimmer hier
bei unsrer Lust zu sehen ist.
Ich spüre solche stille Lust,
solch eine süsse Heiligkeit,
dass der Gedanke an ein Fest
mir überhaupt verwerflich ist.
Ich war hier festlich schon gestimmt,
noch eh ihr mit den Kerzen kamt,

dem Fest zu leuchten. Bange Lust,
Die halb sich schämt und halb sich freut,
die ein unsäglich Zittern ist,
die am Gelingen zweifelt, ist
Festgeberin hier.

3. Page:

Nur diese schlanke Säule noch
lass bräutlich mich umwinden, Herr.

Prinz:

Nun thut mir den Gefall'n und geht,
nehmt besten Dank für besten Dienst.

1. Page:

Die fein erzogne Pagen sind,
gehn, wenn man ihrer nicht bedarf.

2. Page:

Kommt weg. Des Prinzen Page ist,
die Träumerei.

Die Pagen gehen ab.

Prinz:

Ich handle jetzt so sehr im Traum,
dass ich mich füglich fremder Macht
ganz unterwerfen darf. Ist das,
was ich vor Augen sehe hier,
mein Eigentum, bin ich vielmehr
darein nicht wie ein Spiel gestellt?
Wie lange sitz ich hier nicht schon,
und nichts doch will mir vorwärtsgehn.
Ich glaube gar, ich bin verrückt;
und alles, was hier um mich ist,

ist es nicht minder, ist es wohl
durch Zaubermacht. Doch, wie gesagt,
ich will beherrscht, gefesselt sein.
Mein Blut, obwohl es fürstlich ist,
fühlt unter solchen Banden sich
wohl, überwohl. Ich möchte schrein,
mit solcher Stimme möcht ich schrein,
dass über alle Welten sich
der Klang verlöre. O wie schön
ist es durch Zwang hier, der doch sonst
den Ort verfinstert, wo er herrscht.
Noch nie war ich so sehr gespannt
auf eines Ausgangs Wunderbild.
Das Ende dieser Sache hier
muss Wunder sein, da sie so bang
mich warten lässt. He, Vater!

König:

Das wird zu ärgerlich. Komm heim.

Prinz:

Hier ist mein immerwährend Heim.
Ich fühle jeden Augenblick
als einen Kuss; das Gehn der Zeit
berührt die Wange schmeichelnd mir,
die Sinne ziehn am Wohlgeruch.
Ich hange dieser Welt hier an,
wie sie an mir. Ich komme da
nie, niemals weg.

König:

Und wenn ich Dir's befehle nun?

Prinz:

Du hast hier weder Wort noch Macht.
Ich gab mich einem Wort schon hin.
Und eine Macht gebietet mir,
die mich Dich überhören heisst.
Verzeih mir Vater, es ist jetzt
rebellisch junger Drang in mir,
wie Du ihn wohl auch hattest, als
noch jung Du warst. Ich bleibe hier
und warte, bis sich Leben regt.

König:

Ich muss wohl auch. Doch damit ist
noch nicht die Hand gereicht, die Dir
für Deine Red' verzeiht.

Prinz:

Verzeih'n ist so unendlich lieb
so süss dem, der es einmal übt,
dass Ihr mir wohl, ich weiss gewiss
verzeihen werdet.

König:

Dummes Zeug!

Prinz:

Dass es so sonderbar mir ist,
will ich vergessen, so dass selbst
Erwartung schweigt und Frage noch
ihr Thun verhehlt. Ich bin ja hier
an einem so geliebten Ort,
dass ich mich wohl gedulden kann.
Nur der Gedanke macht mir bang,
wo nur das Aschenbrödel bleibt.
Wie? Wenn sie gar nicht wiederkäm,

wenn sie vergässe ganz und gar,
wo ihr Empfinden hingehört?
Dies ist ja unwahrscheinlich, doch
unmöglich nicht. Die Möglichkeit
ist eine weite Welt, und dass
bereits Geschehnes möglich war,
sieht wie Unmöglichkeit auch aus,
ist mir auch unbegreiflich fast.
Unfassliches ist ferner wohl
so gut als bisher möglich. Sei's.
Ich will mich fassen, Menschen ziemt's
besonders Männern, stolz zu sein.
Doch welche Angst ist in dem Stolz,
erheuchelt so? Und solcher Stolz,
was vor sich selber ist er wert?
Nein ich will weinen, dass das Kind
Zufall so lang mir ferne hält,
und ich will denken, dass nur dies
es immer sei.

König:

Ich fürchte, während ich so ganz
hier müssig bleibe, schwankt mein Staat.
Lass Unordnung sich wälzen, nun
reizt mich das nahnde Ende doch
des Märchens hier, der Ordnung Gott
will ich dann nachher wieder sein.
Regierung schläft auch einmal gern;
und des Gesetzes Vater ist
auch nur ein Mensch.

Prinz:

Ich hielte gern den Atem an,
schärfer zu horchen ihrem Tritt.

Doch sie hat solches leise Gehn,
dass selbst die Ahnung es nicht merkt,
wenn sie sich naht. O nahte sie
hier dem begierigen Sinn sich doch,
der seine Muskeln fast zerreisst,
sie nah zu fühlen. Wie ist Näh
so süss, wenn um Geliebtes es
sich handelt, und wie roh ist sie,
wenn Böses uns aufdringlich ist.
Hier sollte Liebliches sich nur
recht wichtig drängen, doch das ist
der Liebe Weise eben nie.
Sie schweigt, wo sie vergessen muss;
sie hat nicht jenen lauten Schall,
der Falschheit zeichnet. O sie ist
reich; und es braucht der Worte nicht,
sich ihrer zu erinnern. Sehr,
o sehr weit kann die Liebste doch
von hier nicht sein. Dies sagt Gefühl
lebendig mir. Dass nur Geduld
dem Wartenden sich nicht entzieh',
ist alles, was ich denken kann.
Ich muss hier stehn, das steht so fest
wie Machtwort es befehlen kann.
Liebende harren gern; der Traum
von der Geliebten macht die Zeit
sich überstürzen. Was ist Zeit,
als ein Gezänk der Ungeduld,
beruhigt jetzt? Was glänzt mir dort?

Er steigt die Treppe der Galerie hinunter.

König:

Ich kann die Sache nicht verstehn,
warum ich hier der Stille mich
vermähle. Zum Vermählen bin
ich doch zu alt. Verstand schilt mich,
zeigt mit dem Finger auf mich hin
laut lachend, doch was thut das?
Ich bin ja alt und hab ein Recht
närrisch zu sein. Die Duldsamkeit
geht fröhlich mit dem weissen Haar
gemeinen Weg. Ich dulde, dass
mein Sohn den Vormund wacker spielt.
Aus Laune, die dem Alter ja
bekanntlich nachhüpft, lass ich's gehn,
wie Jugendsinn es haben will.
Ich schlafe. — Meinem Silberhaar
steht Müdigkeit so gut, wie Schlaf
greisem, kopfschüttelndem Verstand.

Prinz, unten, mit dem einen Schuh in der Hand:

Ich möchte diesen Gegenstand
als Vorspiel nahnder Herrlichkeit
und Liebe deuten. S'ist ein Schuh,
der einem feinen Fuss gehört.
Er drückt ein artiges Wesen aus,
als hätt er Mund und Rednergab.
Den Schwestern dort, die steinern sind,
gehört die zarte Zierrat nicht.
Wo hätten sie den Fuss dazu
so eng geformt für diesen Schuh.
Wem denn nur ist er? Dieser Frag
möcht ich nicht gegenüber stehn;

bang macht sie. Könnt es wirklich sein?
Wär es des Mädchens — aber nein.
Ich thu mir unnütz weh damit.
Wer gäbe Silber ihr und Gold,
wer ihr so königlichen Schmuck!
Und doch spricht eine Ahnung mir
von Aschenbrödel, zeigt auf ihr
seltsam Benehmen, ihre Fern,
Art überhaupt. Der Zauber ist,
wie ich ja weiss, hier Möglichkeit.
Ich will es wünschen, da ich nicht
es fassen, greifen kann.

Er geht nachdenklich die Treppe hinauf. Oben steht Aschenbrödel im Mägdekleid, das Geschenk des Märchens in den Armen tragend.

Aschenbrödel:

Seid Ihr noch immer hier, mein Prinz?

Prinz:

Entzückend Kind, dass ich noch hier,
ist nur, Dich wieder hier zu sehn.
Was trägst Du da?

Aschenbrödel:

Seht, schöne Kleider! Seht die Pracht
nur gierig an; ein Königsaug
kann sich daran erfreun.

Prinz:

Wer gab es Dir?

Aschenbrödel:

O das zu wissen reiz Euch nicht.
Ich weiss es selber nicht genau.

Genug, dass dieses Süsse mein,
und dass ich's tragen könnte, wenn
gerad' ich wollte. Doch — —

Prinz:

Doch — —.

Aschenbrödel:

Ich will nicht mehr.

Prinz:

Warum bist Du so seltsam kalt?
Wer trübte Deiner Seele See
mit Schlamm, dass er so finster sieht?

Aschenbrödel:

Ich selbst, und deshalb seid nur still,
steckt Euren edlen Zorn nur ein.
Es giebt hier keine Kränkung mehr.
Nur — —

Prinz:

Wie? Sag doch, Liebe!

Aschenbrödel:

Nur etwas ist, das mich noch kränkt:
dass diesen hübschen Sachen hier
ein Etwas fehlt. Den linken Schuh
muss ich vermissen — ah, da ist
da ist er ja.

Prinz:

Nun ja — und ist's der Deinige?

Aschenbrödel:

Wie könnt Ihr fragen, da er doch
dem Bruder hier aufs Tüpfchen gleicht.

So hab ich denn das Prachtgeschenk
vollständig; und so kann ich gehn.

Prinz:

Um Deinem Leib, nicht wahr, um es
holdseeligem Leibe anzuziehn?

Aschenbrödel:

Nein, nicht.

Prinz:

Was ist Dir plötzlich denn?

Aschenbrödel:

So plötzlich, ja, was ist es denn?

Prinz:

Du liebst mich nicht mehr?

Aschenbrödel:

Ob ich Euch liebe, weiss ich nicht.
Ich liebe Euch, es ist doch klar;
denn welches Mädchen wäre nicht
in hohen Stand und Tapferkeit,
in edle schöne Art verliebt?
Ich liebe Eure Pracht, die so
geduldig ist und meiner harrt.
Mich rührt, dass Ihr, gerade Ihr
mir, mir gerad Euch gütig zeigt.
Mich rührt so schnell etwas, ich bin
so hurtig aufgeregt, ich steh
wirklich ganz elend schutzlos da.
Jedweder kleine Windhauch weht
mein Inneres zum Sturme auf,
um gleich nachher so still zu sein,

wie jetzt es ausgebreitet liegt:
wie sonnbeschienener, ruhiger See.

Prinz:

Ist Deine Seele wirklich so?

Aschenbrödel:

So oder anders. Was vermag
ein Wort zu sagen. Allzu roh
ist unsrer Sprache Laut dafür.
Es brauchte der Musik, um das
besser zu wiederholen, sie
sie tönte es.

Musik.

Prinz:

Horch, welche holde Tanzmusik.
Die Sehnsucht geht mir schwellend auf;
und ich ertrag es nicht, dass wir
hier länger zögernd stehen. Komm,
lass Dich zum Tanze führen. Hier
ist jetzt ein Fest, durch Zaubermacht
uns aufgethan. Entledige Dich
der silberschweren Last und komm.

Aschenbrödel:

In diesem Kleide, Herr, voll Schmutz
und garstigen Flecken? Wollt Ihr denn
mit einer Küchenschürze tanzen, eng
geschmiegt an Russ und Kehricht sein?
Besinnen würde ich mich doch,
bevor ich also spielte.

Prinz:

Ich nicht.

Er trägt sie die Treppe hinunter.

Wenn er unten ist:

So tanzt ein Fürstenpaar:

Sie tanzen. Nach ein paar Sätzen schweigt die Musik.

Aschenbrödel:

Sieh, sieh!

Prinz:

Als mahnte sie uns, still zu sein.

Aschenbrödel:

Das will sie auch. Sie ist ein sehr
feinfühlig Wesen, will nicht, dass
der Ton durch Tanz verloren geh.
Sie weist auf unsre Einbildung
uns lebhaft hin: wir tanzen doch
im Traum so gut als wirklich. Tanz
in diesem Fall will nicht getanzt,
gepoltert sein. Empfindung kann
auch tanzen ohne einen Fuss
und ohne Lärm. Still, hören wir,
was die Musik uns ferner will.

Die Musik beginnt von neuem.

Prinz:

Horch, süss wie Traum!

Aschenbrödel:

Ein Traum ja ist sie, die so fein
den Traum in uns sich regen macht.

O sie verträgt nicht weiten Raum,
sie flüchtet in die Stille sich,
wo nichts als sie die Luft bewegt
zu leisem Schwingen. Senken wir
in ihren ganzen Inhalt uns.
Sodann vergessen wir, was doch
vergessen sein muss. Suchen wir
die Fährte der Empfindung auf,
die im gemeinen Drange wir
verloren. Leicht entdecken wir
das Süsse nicht. Es braucht dazu
unendliche Geduld, wie Sinn
es kaum vermag. Es ist so leicht,
wie wenn wir leicht begreifen woll'n
das Unbegreifliche. Komm, ruhn
wir heiter aus.

Prinz:

Süss wie Musik klingt deine Red.

Aschenbrödel:

Still, stört in dem Gedanken mich,
der, halb gelöst, so weh thut, nicht.
Ist er heraus, will lustig ich
und fröhlich sein, wie Ihr verlangt.
Doch nie wird seinen Kerker er,
den Sinn verlassen, sehr gereizt
fühl ich in meinem Herzen das.
Er wird ausklingen wie ein Ton
zaghaft, verschuldet; und nie stirbt
Erinnerung daran. Ein Teil
wird in mir bleiben, bis vielleicht
ein Zufall mich davon erlöst.

Prinz:

Welch ein Gedanke ist es denn?

Aschenbrödel:

Nichts, gar nichts. Es ist Laune nur.
Wenn einem Skrupel wir so sehr
nachhängen wollten. — — Dummes Zeug — —
das gäbe doch kein Ende uns,
weil Anfang Mitte Ende ganz
verschobene Dinge sind, die nie
ein Sinn noch fasste, nie ein Herz
jemals gekannt. Das Ende ist:
ich will mit dir jetzt fröhlich sein.

Prinz:

Wie rührst du mich, und wie entzückt
mich deine unbesonnene Art,
die allen Zeichen, die sie giebt,
nach, vornehm ist. Wir wollen jetzt
vergessen, wo und was wir sind,
Lust teilen, wie Beängstigung
wir redlich teilten. Bist Du still?

Aschenbrödel:

Ganz die gefang'ne Nachtigall,
die zitternd in der Schlinge sitzt,
und ihren Laut vergessen hat.

Prinz:

Du schmeichelst mir!

Aschenbrödel:

Ganz Dein bin ich, so ängstlich Dein,
dass Du den Leib mir borgen musst
mich tief drin zu verstecken.

Prinz:

Ich gebe Dir ein Königreich — — —

Aschenbrödel:

Nein, nein!

Prinz:

— — — Ein Haus, das Du bewohnen wirst.
Es steckt in einem Garten tief;
Dein Blick wird an den Bäumen ruhn,
an Blumen und am dicken Busch,
am Epheu, der die Mauer kränzt,
am Himmel, der das Sonnenlicht
Dir herrlicher als Andern schenkt,
weil es durch Grün gebrochen dringt.
Viel zarter ist dort Mondesstrahl.
Die Tannenspitze kitzelt wund
und zärtlich ihn. Der Vogellaut
ist Deinen Ohren ein Konzert
unsäglich schön. Du wandelst still
als Herrin durch die Gartenkunst,
auf Wegen, die, als hätten sie
Empfindung, auseinandergehn
und plötzlich wieder sich in eins
verziehn, Springbrunnen heitern Dich,
Du Träumerin auf, wenn Du zu sehr
Gedanken nachhängst. Alles wird
eilfertig Dir zu Diensten stehn,
wenn es Dir nur gefällt, es ganz
nur unter Dir zu fühlen, ganz
es heiter zu beherrschen.

Aschenbrödel:

Du machst mich lustig. Nicht, nicht wahr
ich würde wie auf Händen mich
getragen fühlen? Deiner Hand —
das ist gewiss, würd' ich mich ganz
anschmiegen und glückselig sein.
Doch diese Kleider hier, Du siehst, in die
so jämmerlich verliebt ich bin,
die würd' ich dann zur Seite thun
dürft' nicht mehr Aschenbrödel sein — —

Prinz:

Du hast dann Dienerinnen und
Schränke voll süsser Kleiderpracht.

Aschenbrödel:

So? hab ich das?

Prinz:

Du wärst den ganzen Tag still Dir
selbst überlassen. Nur wenn Dich
die Sehnsucht aus dem Garten trieb'
nach Menschen und nach stärkerm Lärm,
als er in Deiner Stille Dir
begegnet, fändst Du im Palast
rauschende Lust genug, Glanz, Pracht,
Musik, Tanz, Toben, was Du wollt'st.

Aschenbrödel:

Das würde alsdann wieder mir
die Einsamkeit als Gegenteil
sehr lieblich machen und sehr lieb.
Du meinst doch so?

Prinz:

Ja, so.

Aschenbrödel:

Wie lieb Du bist. Ich finde nicht
in dem unendlich weiten Land
der Dankbarkeit ein kleines Wort,
Dir Dank zu sagen. Lass mich Dich
dafür statt aller Danksagung
nur küssen, so. O das war süss.
Gut, dass es jetzt zu Ende ist.

Prinz:

Zu Ende? Was?

Aschenbrödel:

Das Springen ist zu Ende jetzt,
der Tanz mit Dir. Ich bin nicht Dir,
ich bin mir selber noch verlobt.
Gedächtnis mahnt mich, dass ich noch
das Liebe nicht zu End geträumt,
was hier — hier um mich schwebt, was hier
mir vieles noch zu schaffen giebt.
Siehst Du die stillen Schwestern dort,
die wie zu Stein erstarrt uns sehn
mit so erstaunten Augen an?
Mich dauern sie, obwohl sie nicht
des Mitleids wert sind. Aber das
ist nicht die wahre Art, es ist
um meinetwegen ja doch nur.
Ich liebe sie, die mich so hart
und streng behandeln, bin verliebt
in unverdiente Züchtigung,

in böse Worte, um darob
heiter zu lächeln. Dies giebt mir
unendliche Genugthuung,
füllt doch den langen Tag mir aus,
giebt mir zu springen und zu sehn,
zu denken, träumen. Und das bin
von Grund ich, eine Träumerin.
Zu schnell wär ich mit Dir verlobt,
der einer Bessern würdig ist.
Das Märchen giebt es nimmer zu.

Prinz:

Das Märchen will's. Das Märchen ist's
gerad, das uns verlobt will sehn.

Aschenbrödel:

Ein muntereres Märchen ist
das träumerische Wesen hier.
Bei Dir könnt ich nicht träumen!

Prinz:

Doch, doch!

Aschenbrödel:

Nein, wo es mir so vorgestellt
wie dem gefangnen Vogel wär,
könnt ich's nicht zu mir nehmen, könnt's
nicht küssen.

Prinz:

Du willst auf seiner Flucht es sehn.
Es soll Dir Mühe kosten, es
zu jagen, nur dann träumtest Du,
wenn Du den Traum erhaschen müsst'st?

Aschenbrödel:

Wie lieb Du mich verstehst. So ist's.
So ist's.

Prinz:

Nun, nun, beruhige Dich. Ich weiss,
jetzt gehst Du, legst das Kleid Dir an,
das Märchen Dir beschieden hat.
So Süsses war dir vorbestimmt,
und Du entkommst der Fessel nicht,
so sehr zehntausend Launen sich
in Dir dagegen sträuben. Darf
ich Dich geleiten bis zur Thür?

Sie stehen auf

Sieh, es wär schade doch für Dich.
Die Feinheit, die Du an dir hast
bestimmt Dich zur Gemahlin mir.
Du weinst?

Aschenbrödel:

Weil ich Dir folgen muss, und weil
trotz dem Gesagten ich so gern
Dir fürder folgen will.

Prinz:

Ich bitte recht, recht sehr.

Aschenbrödel mit den Kleidern, die sie aufgesammelt hat, ab.

He, Vater!

König (von oben):

Was für ein Mädchen ist das, Sohn!

Prinz:

Ist sie Dir recht nun?

König:

Sie soll als Göttin mir den Thron
besteigen. Die Erhebung soll
das Land erregen mit Musik
und Festlichkeit. Ich will gleich hin
und es verkünden unserm Staat.
Sie unterdessen kommt mit Dir
dem Jubel, der wie Weihrauch wird
vorhergehn, nach.

König ab

Prinz:

Ich will hier warten, bis sie kommt.

Zu Aschenbrödel, die im reichen Kleid oben auf der Galerie erscheint:

Ach, bist Du da?

Aschenbrödel:

Zu dienen, Herr.

Prinz:

Ah Du! Nein, o wie. —

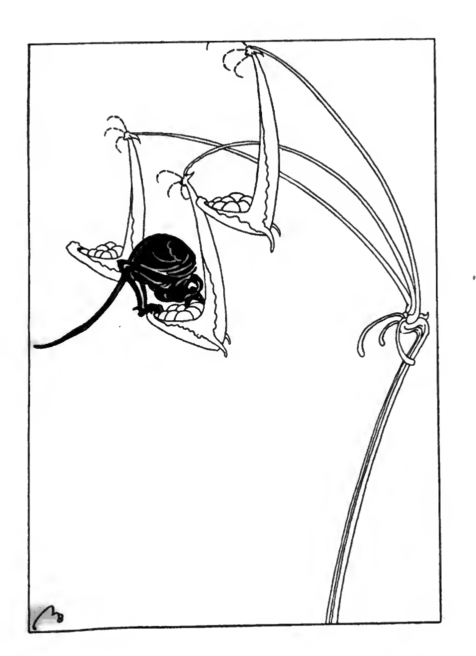
Er springt ihr gegen die Treppe entgegen.

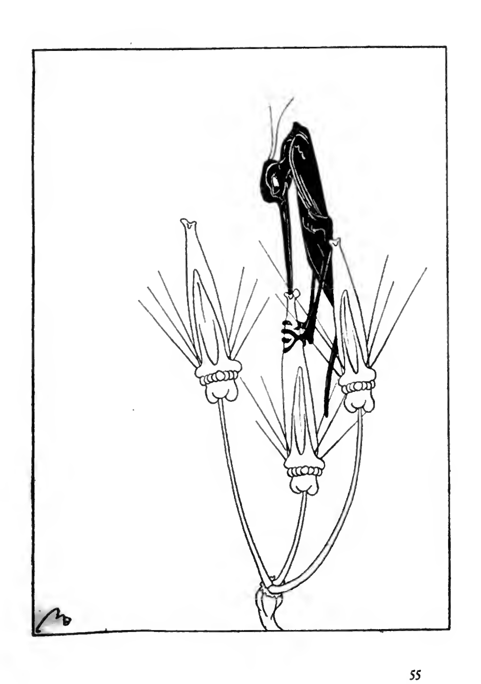
Aschenbrödel:

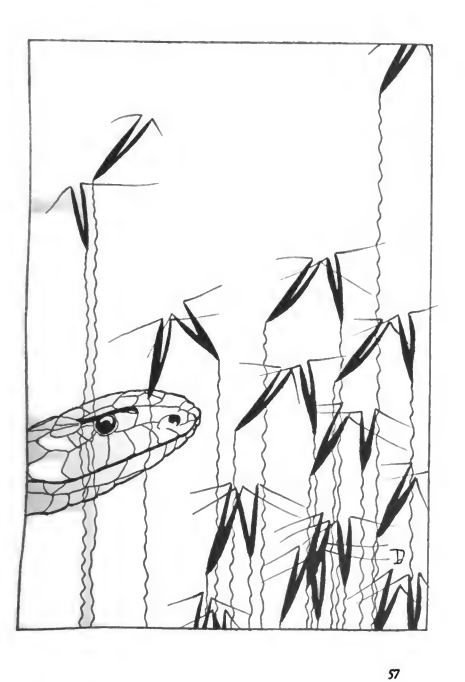
Ja, ja.

ENDE.

DREI ZEICHNUNGEN VON MARKUS BEHMER.







PATHETISCHE ELEGIE / EIN GEDICHT VON RUDOLF BORCHARDT.

ALSO schwimmt der Tag in das Rot verführender Länder
  Wieder hinunter, es sinkt, Schatten an Schatten gedrängt,
Schauernd der Zug der Stunden hinab. Der lösenden Welle
  Schwarm an schwirrendem Schwarm ziehen die Vögel sich nach,
Dicht aufs Wasser gedrückt, und es fliegt die welkende Blume
  Mit den Gewinden hinein, Tulpe, Violen und Mohn,
Die um den Becher des Mahls und um die steinerne Wange,
  Starrende Locken und Stirn eines Unsterblichen hing.
Zwar sie tauschen den Tod nicht ein um Leben, es hat sie
  Nicht die Freude gesät, und von dem Sommergefild
Trugen sie nicht, vom Schimmer gelockt, bezauberte Hände,
  Schönes zu schönem gehäuft, in das verödete Haus,
Das nun schmal und finster im Winde steht, und der Tag-Wind
  Nahm von dem schattigen Thor lange, wie lange nicht mehr
Ton des Gelächters fort und den Hall der fröhlichen Füsse
  Ueber den Estrich hin Kammern und Halle und Saal,
Den die leichte Sohle des Starken thut, und es schweigen
  Alle die Wände, es schweigt selber das wilde Gebüsch,
Das sich den Hof durch drängt und den Garten füllt mit Gerüchen,
  Wie sie der Wählende liebt, Hauch von berauschendem Mund,
Herb und zart, wo Rosen und Lorbeer neben einander
  In dem verwirrten Gebild dunkel und schimmernder stehn.
Aber sie lebten, die so die Nacht und den Tag durch schweigen
  Und sie hatten vielleicht selber die Stimme von Zeus
Oder von Orpheus her, von dem die wehenden Bäume
  Sehnsucht lernten, wie einst Tod und die Höhlen des Tods
Tief vergessend der Mund des Geheimnisvollen sie ausrief,
  Als er allein dastand in der verfinsterten Welt.
Ja sie sprachen, und nicht aus eigenen Herzen, wie jene, —

Hinter den Blüten hervor sang aus der Maske der Gott,
Er, der Zeus als Stier durch die Wiesen trieb und dem Halbgott
Weibischen Purpur warf um den entsetzlichen Leib,
Ihnen war mit Lachen und Kuss das wilde Geflüster
Lange, das herzliche Wort, ihnen der scherzende Zorn
Und die Stimme vertraut der Leidenschaft, der zerrissne
Ruf des Gewölks, und es harrt stumm im Gehäuse der Blitz —
Ihnen war der fliegende Vers und die gleitende Klage
Nicht, die melodische, fremd, aber sie schweigen nunmehr,
Und es geziemt sich wohl, dass der Dichter durch die betrübte
Dämmrung gehe, der Nacht feuchterer Wölbungen zu,
Wo ins schwellende Bett unsicher schwankender Beete
Eingesunken, von Tau triefend die Locken und schwer
Atmend, tief im Traum, Erinnrung schläft, und er mag ihr
Wohl der Schönen das Haar aus der verwilderten Stirn
Herrlich duftendes fromm mit schüchterner Hand fortstreichen,
Dass sie erwache und nun kaum noch mit träumenden Mund,
Trunken von Tau und Schlaf und dem Anhauch ferner Entzückung
Rede; der Garten horcht, und es vernimmt sie das Haus,
Lüften ist und Laub wie Wind anbrausend die Stimme
Zugeteilt, die tot in den erstorbenen war,
Zarter schwirrt der glühende Ton der bezauberten Saiten,
Die über goldenen Rauch selig gelagerte Schar
Hält, und wie der gesammelte Chor mit Flammen heraufschlägt,
Zittert ein schwankes Gewühl zwischen den Büschen heran,
Schatten um Schatten sind zu den Wellen bewegter Blumen
Niedergebogen, den Ton tränken sie gerne wie Blut
Neu des erneuerten Seins von Deinen beseelenden Lippen
Weckende! Aber es schweigt halb die entschlafende schon,
Und der Gesang schwimmt hin in den Lärm irrplaudernder Bäche.
Duftender Nebel verhüllt schwach das erstarrende Bild;
Kalt und hart in dämmernder Luft aufstehen die Hecken,

Nur die Thüre noch stöhnt an dem verlassenen Haus.
Leer der Saal. Dir tönt nicht mehr der melodische Name,
Sprächest Du selber ihn nicht dumpf wie ein Schlafender thut,
Brauste Dir nicht im innern Sinn die bittere Meerflut
Sprühend auf, die neu ewig das ewige Bild
Auswirft. Zürne der Woge, gebiete den Kräften, sie hören
Nur das beschwörende Wort, das im erschütterten Grund
Dunkle Gewalt hinflüstert; am Strande stehst Du und Schatten
Greifst Du und leer aus der Luft ziehst Du die Arme zurück.
Geh und suche Dein Glück, einsame Blüte im Kruge,
Da Du das Auge gewandt, starren die Halme Dir fahl
Hässlich verdorrt entgegen und duftlos senkt seine bleichen
Kelche das tote Gebild, Spiel Deiner spielenden Hand.
Nehme den Tod denn Tod zurück und Erde die Erde,
Aber es steht »Unglück« über dem Hause fortan,
Wie in des Abends grünem Opal die letzte der Wolken
Finster und prachtvoll hängt über dem blinden Gefild —
— Bild der Seele, die mir so nahe wohnte, so ferne
Nun des verwilderten Walds schweigenden Wohnungen ist,
Wie der schluchzende Mund fern ist dem Munde des Küssens,
Als hinfliessend der Tag Stunden um Stunden herauf
Leichtgefügte, wie Barken trug, und die herrliche Locke,
Fast noch die kindliche Dir atmende Winde wie Spiel
Hielten — Aber du thronst nun unter der herbstlichen Krone,
Steinerner Trauer vermählt, und es bezwingt Deine Hand
Kaum in der Brust die Not, die sich furchtbar hebt wie der Löwe,
Stumm nachwachsende Wut, die Dir das Lebende zehrt —
Bild der verlorenen Seele, erhaben trauerndes, dunkle
Wolke, auf Händen der Luft ruhende über der Flut,
Führst Du mit Nacht und steigendem Mond und rauschendem Winde
Wieder das Gestern herauf vor den erschütterten Blick,
Dass ich das ferne Herz anrede mit fruchtloser Thräne

Und mit vergeblichem Wort, denn den Verzweifelten sind
Uns den Verlorenen mit adamantener Fessel die Füsse
Angeschmiedet, es ist nirgend Erbarmen für uns.
Wäre ein Weg zu Dir, ungangbar, wie er die Gärten
Dreifach und vierfach schirmt um das verzauberte Haus —
Ach, durch Dornen wandernd und ewige Lohe, ich käme
Brennend und blutend und bloss über die Mauern hinauf,
Dass ich stürbe mit Dir und Nachgefühl Deines Mundes
Auf den Lippen hinab ginge mit ruhigem Blick,
Ueber Dämonen den Sieg in Händen haltend ein Dämon,
Ganz gestillt, und gern schlürfte elysische Milch.
Aber es hat von Gestirnen die Nacht und Seide den Panzer
Ueber den riesigen Leib schweigend die Finstre gelegt
Und sie gebietet mir und Dir das eisige Lager,
Wie sie den Schlaf, umsonst, wie sie die Ruhe gebeut.
Traum, nun tanze den schwankenden Weg vor unseren Schritten,
Führe mit Masken den Chor stygischer Bilder heran,
Zeige die Liebe zerrütteten Haars und ewiger Fessel
Eingezwungen, der Tod steige in Schleiern herauf,
Zeige mit starrenden Augen und starrender Wimper das Schicksal,
Unbekümmert und schön schreite das ewige hin,
Jahreszeiten zerreissen das Laub und Rosen und Trauben,
Und die krystallene sitzt fahl und gestorben im Schnee,
Aber am eisernen Thor die zarten Hände zerschlagend
Zeige ergreisenden Haars, zeige mit wankenden Fuss
Jugend, ein schuldlos Kind, bis über den fliehenden Dingen
Auf dem erloschenen Meer neu sich entzünde der Tag.

TUSCHE-ZEICHNUNG VON KUNISADA II.



DIE GEDENKTAFEL DER PRINZESSIN ANNA/ VON FELIX SALTEN.



N der Stadt Riavenna gebot vor vielen Jahren der junge Herzog Parabosco aus dem edlen Hause Combarini als der Dritte seines Namens. Er war fröhlichen Sinnes, denn er lebte mit Gott und mit seinen Nachbarn in Frieden und hielt auch gute Freundschaft mit seinem Oheim, dem Papste. Die Einwohner von Riavenna liebten ihn, weil er versprochen hatte, für das Wohl des Staates sorgen zu wollen. Und wirklich legte er den Unternehmungen seines Volkes, dem Aufschwung von Handel und Gewerbe kein ernstliches Hindernis entgegen. Zu Gesichte bekam man ihn selten, denn Parabosco war ungeachtet seiner jugendlichen Heiterkeit, sehr stolz. Er hauste mit seiner Schwester Anna in dem geräumigen Palast, umgeben von einer zahlreichen Garde, hielt einen prächtigen Hof und liebte neben der Jagd noch die Gesellschaft berühmter Künstler und weiser Männer. Parabosco war ein eigenwilliger junger Fürst und sein Bestreben ging dahin, nicht bloss die Stadt Riavenna und alles Volk, das darinnen lebte, zu beherrschen, sondern, als ein wahrer Regent, auch den Ereignissen zu gebieten, die sich unter seinem Szepter etwa zutragen konnten. Sogar mit Wind und Wetter wusste er sich auf besondere Weise abzufinden, dergestalt, dass es stets den Anschein hatte, als regne es nur auf herzoglichen Befehl und als blicke die Sonne nur mit Erlaubnis des Herzogs auf Riavenna herunter. Niemals befolgte er die Ratschläge der Grossen seines Reiches, und in schwierigen Fällen traf er unerwartete, oft rätselhafte Entscheidungen mit einer heimlichen Freude, wenn ihn niemand verstehen konnte. Dennoch geriet er nie in Verlegenheit, ja in allen Händeln der Staatskunst blieb er bisher immer ungetäuscht und siegreich. Seiner Schwester Anna, die, um sieben Jahr jünger als er, fast noch ein Kind, an seiner Seite lebte, überliess er es, sich auf ihre Weise zu vergnügen. Denn obgleich er sie als seine einzige noch lebende Verwandte

innig liebte, mochte er sie durch seine häufige Gesellschaft nicht in der Freiheit ihres Wollens behindern.
Im dritten Jahre seiner Regierung, Parabosco war eben vierundzwanzig Jahre alt geworden, ereignete sich ein Vorfall, der den Herzog für eine Weile aus seiner heiteren Ruhe aufrüttelte und ihm Veranlassung gab, über das menschliche Wesen tiefer nachzudenken.
Es war in einer milden Sommernacht gegen zwölf Uhr, und der Herzog kam eben aus der Vorstadt San Vito di Felice zurück, wo er den Abend bei seiner Geliebten verbracht hatte. Parabosco ging allein und war sehr glücklich. Wenn er sich auch schon vieler Frauen, die er besessen, entsinnen konnte, so hatte ihn doch keine im Innersten so tief erfreut wie des armen Hufschmieds Tochter, Vittoria Malfezzi. Die Buhlerinnen aus Rom, die ihm sein jugendlicher Vetter der Kardinal Combarini manchmal zugesendet, hatten ihn mit Tanz und Gesang oft erheitert und in trunkenen Stunden konnte er sich an den schamlosen Tollheiten neapolitanischer Dirnen ergötzen; heute aber hatte er zum ersten male eine Jungfrau in seinen Armen gehalten. Die bebende, beinahe feierliche Hingabe der jungen Vittoria hatte ihn in einen Zustand berauschter Seligkeit versetzt. Ihre unbewussten kunstlosen Liebkosungen erfüllten ihn mit Entzücken, und dass sie beim Abschied von ihm, vom Fürsten, nichts weiter verlangte als seine Küsse, stimmte ihn weich und zärtlich.
So ging er durch die stillen Strassen Riavennas seinem Palaste zu. Es war ihm auf diesem einsamen Heimweg, als habe ihn die Liebe seiner Stadt heute Abend zum ersten male umfangen, und ihm schien, als schreite er jetzt an diesen stillen verschlossenen Häusern vorüber wie an einer Reihe bescheidener stummer Spender. Parabosco bekam ein Gefühl von allgemeiner Zuneignng, und es war ihm plötzlich ein Bedürfnis zu sagen: »Mein Riavenna«. Mit dem Stolze des Eigentümers, mit der Hoheit des Regenten hatte er diese Worte oft und laut ausgesprochen, aber niemals so innig wie jetzt, da er in der milden Sommernacht nach Hause ging, im Herzen hocherfreut darüber, der Fürst von Riavenna zu sein und der Geliebte der holden Vittoria.

Eben betrat er das finstere Gässchen, das auf den grossen Platz vor dem Palast hinführte, als etwa zwanzig Schritte vor ihm ein Pförtchen sich aufthat und zwei Frauengestalten, die vom Dunkel der Mauer sich lösten, davonhuschen wollten. Parabosco that nun schnellere Schritte, um die Beiden einzuholen, und wie er dabei an dem Pförtchen vorbeikam, sagte er in der Eile zu sich: »Ist das nicht der Palazzo Gembi? Gewiss er ists. Nun, so bin ich an diesem Abend nicht allein vergnügt gewesen, und der blonde Franzesco, mein hübscher Fähnrich, hat auch seine Freude gehabt.« Während solcher Worte hatte er die vermummten Frauen eingeholt, die jetzt zu laufen begannen; Parabosco aber erreichte sie mit einem Sprung und hielt lachend die Eine an der Schulter fest. »Erschreckt nicht, mein holdes Fräulein«, redete er sie an, »ich will Euch nichts zu leide thun, — nur das Geleite möchte ich Euch geben, da Euer Liebhaber nun einmal so ungalant ist, und Euch des Nachts allein nach Hause schickt.« — »Erschreckt nicht, ich bitte Euch!«, sagte er nochmals und mit ernstem Tone, denn das junge Mädchen, dass er ergriffen hatte, zitterte am ganzen Körper und drohte umzusinken.

Die Andere aber, offenbar ihre Dienerin, sprang herzu, fasste die Halbohnmächtige um die Mitte und versuchte, sie mit sich fortzureissen. Parabosco, von so vieler Aengstlichkeit geärgert, gab das Mädchen frei und wandte sich an die Begleiterin, indem er sich bemühte, ihr durch den Schleier zu blicken. »Beruhigt Eure Herrin«, sprach er zu ihr. Allein er konnte nichts weiter sagen, denn jene schrie plötzlich auf: »Heilige Muttergottes — der Herzog!« Parabosco fühlte, wie er beim Klange dieser Stimme so heftig erschrak, dass seine Füsse bleischwer wurden und er wie festgewurzelt stand. War das wirklich die Stimme der alten Caterina, der Amme und Hüterin seiner Schwester ...? Mit einem raschen Griff hatte er die Alte beim Handgelenk, riss ihr den Schleier ab und rief: »Jawohl, der Herzog! So wahr wie Du Caterina bist und das da meine Schwester!«

Ein leises Schluchzen, Parabosco von Kindheit an vertraut und teuer, liess sich jetzt vernehmen. Prinzessin Anna weinte. Parabosco reichte ihr

seinen Arm! »Wir haben denselben Weg«, sagte er und führte sie, die mit wankenden Knien neben ihm einherging, in den Palast. Nicht ein Wort mehr wurde gewechselt.

Parabosco brachte seine Schwester zu keinem der Hinterpförtchen seines fürstlichen Hauses, sondern er trat mit der Prinzessin durch das grosse Thor, wo im geräumigen Flur zwanzig Trabanten von der Garde die Wache hielten. Der Herzog passierte kopfnickend das Spalier der Soldaten, während sie dröhnend ihre Hellebarden vor ihm zur Erde stiessen. Er sah dem jungen Anführer fest ins Gesicht. Da gewahrte er, dass dieser blass wurde, während er den Degen senkte, und mit bestürzten Mienen auf die Prinzessin schaute. »Der also weiss es«, dachte der Herzog bei sich. Dann schritt er mit seiner Schwester die breite Marmortreppe hinauf, verabschiedete sich oben, wo zwei steinerne Löwen das Wappen der Combarini über die Brüstung hielten, mit einer tiefen Verbeugung von der Prinzessin, winkte der knixenden Amme mit der Hand und zog sich hierauf in seine Gemächer zurück.

Um vier Uhr vor Tage befahl Herzog Parabosco seinen Schergen, Caterina, die Amme und Beschliesserin der Prinzessin Anna zu verhaften und sogleich zu knebeln. Um halb Fünf schickte er nach dem Priester, dem er auftrug, der alten Frau die Beichte abzunehmen und ihr das Sakrament zu spenden. Die Schergen mussten dafür Sorge tragen, dass die Inquisitin sofort nachdem der Priester sie verlassen hatte, wieder geknebelt werde. Um fünf Uhr liess er den Henker holen und gebot ihm, Caterina in dem Augenblick, in dem die Sonne aufgehen werde, zu erdrosseln.

Als aber um sechs Uhr die Sonne aufgegangen war und mit ihren Strahlen Riavenna aus dem Schlafe weckte, stieg der Herzog in den Flur des Palastes hinab. An der untersten Stufe begegnete er dem Henker, der, aus den Kerkergewölben emporsteigend, die oberste Stufe der Kellertreppe gerade erreicht hatte und mit dem Herzog gleichzeitig auf ebener Erde angelangt war. »Ist es vorbei?« fragte Parabosco und der Henker nickte, Parabosco schlug nicht einmal ein Kreuz. Er dachte: »Ihr ist Recht ge-

schehen. Immer sollte man nur die Kuppler strafen; meine Schwester Anna ist ein Kind, und Franzesco — nun, wir werden ja sehen . . . .«
Hierauf liess der Herzog vier Trompeter aufsitzen, nach verschiedenen Richtungen durch die Strassen reiten und blasen, zum Zeichen, dass die Garde sich vor dem Schlosse zu versammeln habe.
Alsbald standen die Truppen auf dem freien Platze in Reih und Glied. Parabosco ging die Front ab und verweilte hie und da mit einigen Worten bei einem von den Hauptleuten. Von weitem sah er nach Franzesco Gembi hin, der gelassen und heiter vor seiner Abteilung stand, das flatternde Fähnlein hoch im Arm. Parabosco hielt vor dem greisen Bernardo Colalto und sagte laut: »Ich habe heute Nacht einen Spaziergang gemacht; — um zwölf Uhr kam ich durch jenes Gässchen . . . .« Bernardo Colalto sah seinen Gebieter mit trüben Augen ohne Verständnis an. Der Herzog aber hatte während dieser Worte die Blicke fest auf das Antlitz Franzescos gerichtet, und als er bemerkte, dass dieser ihn nicht hatte hören können, da wandte er sich eilends von Colalto ab und schritt nun geradeaus auf Gembi zu: »Ihr habt viel Glück in der Liebe, Franzesco Gembi«, sagte er. Franzesco verzog seinen hübschen Mund zu einem fröhlichen Lächeln, als er aber die finstere Miene Paraboscos bemerkte, verstand er sogleich und erblasste. Und wie nun der Herzog mit halber Stimme fortfuhr, ganz nahe bei ihm: ». . . um zwölf Uhr kam ich durch jenes Gässchen«, da schwankte das Fähnlein im Arme des jungen Gembi. Der Herzog griff nach der Stange und rief: »Haltet das Banner fest, Herr Gembi!« Leise sagte er: »Wenn Ihr es versucht, mir zu entwischen, dann lasse ich Euch wegen Fahnenflucht niederschiessen. Im übrigen habt soviel Glück in der Liebe, als Ihr wollt und könnt; das ist Eure Sache.«
Nach diesem begab sich der Herzog wieder in den Palast und ging in das Zimmer seiner Schwester. Als die Prinzessin ihren Bruder bei sich eintreten sah, fiel sie thränenden Auges auf die Kniee und rang die Hände. Parabosco sagte mit Heftigkeit: »Steht auf, ich bitte Euch. Eine Combarini kniet nicht; Ihr vergesst dieses Gesetz.« Und weil sie seinem Befehl

nicht sogleich gehorchte, fügte er hinzu: »Ihr habt in dieser Nacht schon einmal vergessen, dass Ihr eine Combarini seid.« Da erhob sich die Prinzessin rasch und stand gesenkten Hauptes vor ihrem Bruder. Der Herzog aber fuhr fort: »Ihr seit die Tochter Paraboscos des Zweiten, wie ich sein Sohn bin, Eure Vorfahren sind auch die meinen. Aber vergesst nicht, meine Hoheit ist es, welche die Eure schafft, und deshalb« — hier wurde die Stimme des Herzogs lauter — »ja, gerade deshalb ist Eure Schmach nicht notwendig auch meine Schande; und ich werde Euch das beweisen!«
Damit ging er hinweg.



Eine Stunde lang sprach der Herzog in seinem Kabinett mit dem weisen rechtskundigen Philosophen Pietro Gonzalvo. Dann rief er seinen Pagen und hiess ihn, Agostino di Gardone, den Bildhauer herbeirufen.
»Nein«, sagte Parabosco, als der Page weggangen war, »nein, Gonzalvo, ich verliere meine Zeit mit Euch. Was Ihr ratet, ist nicht gut.«
»Meine Meinung ist im Gesetz begründet«, entgegnete Gonzalvo und hatte Lust, sich aufzuspielen. »Ich kann genug beweisen . . .«
»Nichts könnt Ihr beweisen«, fuhr der Herzog auf. »Im Gesetz! Habt Ihr nicht oft an meinem Hof mit anderen weisen Männern die Beschränktheit aller menschlichen Gesetze verspottet? Wenn die Jugend der Prinzessin Anna einem jungen Burschen an den Hals fliegt, — soll ich nach dem Gesetz darüber richten? Ihr kommt jetzt mit dem Büttel daher, Ihr Freigeist! Ihr sprecht von Sünde wie ein Pfaff. Und weil Franzesco Gembi angenommen und genossen hat, was ihm sein hübscher Schnurrbart erworben, soll ich ihn jetzt erdolchen, erwürgen, erschiessen lassen! Ihr gebt mir freie Wahl darüber. Nein, wahrlich, Herr Gonzalvo, es ist nicht zu glauben, aber so ist Eure Weisheit beschaffen.«
Parabosco lief im Zimmer auf und nieder: »Giebt es irgendwo in der Welt einen jungen Mann, der sich nicht mit Lust hineinstürzt, wenn ein schönes Mädchen ihm Arme und Beine öffnet? Giebt es einen?« wiederholte er und fuhr mit dieser Frage dem völlig ratlos gewordenen Gon-

zalvo dicht unter die Nase. »Bringt ihn mir doch — aber geschwind, ich bitte Euch sehr darum, und heute noch soll Franzesco Gembi baumeln. Wie oft haben wir von der Unwiderstehlichkeit der menschlichen Triebe gesprochen? Wie oft waren wir einig, dass es nutzlos sei, gegen die Natur Gesetze zu machen? Und jetzt wisst Ihr auf einmal nichts mehr davon, nichts mehr von dem Trieb zur Liebe, nichts von der Natur! Oder habt Ihr damit etwa meine eigene Jugend und ihre Ausbrüche rechtfertigen wollen? Schönen Dank! Die Mühe war überflüssig. Ich thue, was ich will und brauche keine Philosophie dazu, wenigstens nicht die Eure!«
Hier fiel dem Herzog mit einem Male die kleine Vittoria ein, und er hatte in der Folge eine rechte Mühe, die beiden Fälle, den seiner Schwester und den seiner Geliebten, nicht untereinander zu verwechseln. Dem armen Pietro Gonzalvo ging es unter so beschaffenen Umständen schlimm genug, denn der Herzog bezog von jetzt ab in die Verteidigungsreden, die er nun hielt, auch seine eigene Affäre mit ein.
»Ich soll die Prinzessin davonjagen, verbannen, in ein Kloster sperren, weil sie einen Mann unter ihrem Range liebte?
Gonzalvo schüttelte den Kopf und versuchte ein Lächeln, wie um anzudeuten, dass solche Grausamkeit nicht in seiner Absicht liege. Doch Parabosco hatte noch mehr zu fragen und rückte wieder näher: »Was aber, mein vortrefflicher Philosoph, wenn die Prinzessin einen Mann über ihrem Range geliebt und bei ihm geschlafen hätte? Würdet Ihr noch zur Verbannung raten, wenn sie diese Nacht beim Kaiser oder beim Papste gewesen wäre?«
Da Gonzalvo hierauf nicht gleich etwas zu sagen wusste, entstand eine Pause. Der Herzog lief im Zimmer hin und her und Gonzalvo, dem es ziemlich leer im Kopfe war, zählte ganz unwillkürlich den Takt dieser Schritte: eins — zwei, eins — zwei, bis er sich darüber ertappte und heftig erschrak. Gleich darauf fuhr er noch mehr zusammen, denn Parabosco schrie auf einmal: »Franzesco Gembi hängen lassen! Ihr seid nicht logisch, Meister Pietro!« Und er blieb vor ihm stehen. »Was hätte ich damit gethan? Hätte ich Franzesco bestraft oder mich an ihm gerächt?«

Gonzalvo fettes Antlitz erhellte sich. »Beides«, sagte er triumphierend und sein breiter Mund lächelte.

Parabosco mass ihn vom Kopf bis zu den Füssen, und Gonzalvos Sicherheit schwand wieder unter diesem Blick: »So sprechen Fürstendiener«, sagte der Herzog. »Fürsten denken anders.« Und er war sehr stolz.

»Ich liebe diesen kleinen Gembi nicht, ich möchte ihn ohrfeigen, ihn die Treppe hinunterwerfen, ihn mit der Reitpeitsche prügeln, das alles könnte ich und das dürfte ich vielleicht. Aber ihn hängen lassen, weil ich der Herzog bin und er der Gembi und weil er meine Schwester verführt hat und ich zufällig nicht die seinige . . .« Parabosco brach ab und drang heftig auf Gonzalvo ein: »Wenn ich Franzescos Schwester besessen hätte — was sage ich, wenn der niederste meiner Unterthanen eine Tochter hat und ich mache sie zu meiner Geliebten, die Tochter eines Hufschmieds — wie kann der Hufschmied . . .« der Herzog schluckte hier, um nicht zu sagen: der Hufschmied Malfezzi — »wie kann der Hufschmied«, sagte er, bei diesem Gewerbe beharrend, »über meine Liebe richten? Könnte er Parabosco beim Herzog verklagen? Und ich soll den Richter spielen über Franzesco und die Prinzessin?«

Währenddessen war Agostino di Gardone, der Bildhauer, eingetreten und blieb an der Thüre stehen.

»Gut, dass Ihr endlich kommt«, rief ihn der Herzog an. „Ihr habt das Bildnis meiner Schwester angefertigt, nicht?«

Agostino sah mit misstrauischen Augen auf den Herzog: »Jawohl, gnädiger Herr, auf Eure Bestellung — aber ich habe keine Lust, mein Geld zu verlieren, weil Ihr Euch mit der Prinzessin gezankt habt.«

»Wer spricht von Deinem Gelde?« fiel der Herzog ein. Aber Agostino unterbrach ihn: »Ich«, sagte er ruhig. Und als Parabosco zornig die Hand erhob, trat der Bildhauer einen Schritt vor und rief, mit dem Fusse stampfend: »Die Geschichte lässt sich nicht mehr rückgängig machen! Damit Ihrs wisst — das Bildnis ist fertig.«

»Umso besser«, sagte der Herzog schnell, der des Agostino Kühnheit von jeher duldete. »Habt ihr Platz für die Inschrift gelassen?«

»Platz genug, um einen ganzen Roman zu schreiben«, erwiderte Agostino, einigermassen besänftigt. »Die Platte ist so gross« — und er zeichnete die Umrisse mit der Hand in die Luft — »in der Mitte oben ist das Relief der Prinzessin; Ihr habt es ja so gewollt . . .«

»Ganz recht, ganz recht«, sagte Parabosco. »Aber der Stein darf mir nicht aufs Portal von Sankt Anna . . .«

»Gebt ihn hin, wohin Ihr wollt, was geht das mich an«, brummte Agostino.

»Nun wohl«, sprach jetzt der Herzog ruhig. »Ich befehle Euch, setzt auf den Stein die Inschrift: In diesem Hause wurde Prinzessin Anna entehrt.« Agostino di Gardone und Pietro Gonzalvo fuhren zusammen. Der Herzog aber blieb gelassen und redete weiter: »Ich befehle Euch, diese Tafel noch heute am Palazzo Gembi anzubringen. Ihr geht sogleich, denn es ist keine Zeit zu verlieren. Wir haben jetzt noch vier Stunden bis zum Mittag. Vier Stunden nach dem Mittag muss dieser Stein an der Stelle, die ich bezeichnet habe, enthüllt werden und dem ganzen Volke erzählen, was heute Nacht geschehen. Geht, sag' ich Euch!«, fuhr der Herzog heraus, da Agostino zögerte. »Es ist mein Befehl. Ich lasse Euch peitschen, wenn Ihr nicht gehorchen wollt!« Und Parabosco schlug mit der Faust auf den Tisch, was er selten that.

»Ach was, peitschen!« murrte Agostino, zuckte die Achseln und ging ohne Gruss von dannen.

»Auch Ihr seid nun entlassen«, wandte sich der Herzog an Pietro, der mit kläglichen Augen überall im Zimmer umherspähte, als suche er in den Winkeln oder an der Decke nach einer Erklärung für diese Wendung der Dinge.

»Bedenkt, gnädiger Herr«, flüsterte Gonzalvo mit schwachem Atem.

»Es ist bedacht. Caterina, die Amme, liess ich knebeln, damit sie nicht allsogleich plaudere. Sie wurde diesen Morgen erwürgt, denn sie allein hat Strafe verdient. Zur Hüterin der Prinzessin war sie bestellt und ist die Kupplerin ihrer Wünsche gewesen, wie Ihr jetzt, der Ihr zu meinem Rate berufen seid, der Kuppler meines Zornes werden wolltet!«

Gonzalvo versuchte seinen Mienen einen beschämten und reumütigen Ausdruck zu geben, allein der Herzog sah ihn gar nicht an und sprach weiter: »Ich hätte vollends geschwiegen, aber der Fähnrich, der heute Nacht die Wache hielt, Filippo Geraldini, der wurde bleich, als er die Prinzessin an meinem Arm in den Palast treten sah. Er hat gewusst, woher die Prinzessin kam, sonst wäre er nicht bleich geworden. Franzesco Gembi hat sich vor ihm gebrüstet oder hats ihm anvertraut. Ein Fähnrich prahlt zum andern mit seiner Liebsten, und dieses Mal war meine Schwester der Gegenstand ihrer Gespräche . . .«

Bei den letzten Worten wurde der Herzog so aufgebracht, dass er einen Pagen an Gardone sandte und ihm abermals befehlen liess, der Stein müsse noch diesen Nachmittag enthüllt werden.

Und wie um seinen Entschluss noch mehr zu bekräftigen, wandte er sich, als der Knabe fortgesprungen war, wieder zu Gonzalvo: »Er muss! Soll ichs als ein Gerücht, als einen Klatsch durch Riavenna flüstern und tuscheln lassen? Soll man mit Fingern nach mir zeigen? Soll man an meiner Tafel nicht mehr von Liebesabenteuern sprechen dürfen aus Furcht, mich zu verletzen oder zu höhnen? Oder soll von den Männern meines Hofes ein Jeder sichs heimlich vorsetzen, sein Glück bei der Prinzessin zu versuchen? Damit sie dann unter meinen Augen und scharenweise nach ihr angeln, wo es doch bisher nur Einer gewagt hat? O nein! Wo ichs mit Gottes Hilfe hindern kann, will ichs thun! Die Beiden mögen sich geliebt und ergötzt haben, — ich für mein Teil verspüre keine Lust, mich als Wandschirm davorzustellen, die Blicke der Gaffer aufzufangen, mich von den schmutzigen Händen der Neugier um und um betasten zu lassen. Haben sies gethan, Franzesco und meine Schwester Anna, dann mögen sie allein die Beschwerden davon haben, wie sie allein auch das Vergnügen davon gehabt haben. Und ehe es in der Stille kund wird, dann sollen es lieber gleich alle öffentlich wissen und dies dazu: Ich hefte diesen ganzen dunkeln Handel an das Haus der Gembi; so thu ich die Schmach von mir selbst ab und scheue nichts mehr, was aus diesem Abenteuer noch entstehen mag.«

Gonzalvo verbeugte sich und ging, da Parabosco ihm jetzt den Rücken kehrte und an ein Fenster trat.

Im Vorsaal draussen schlug der Philosoph sich vor die Stirne: »Ich Narr! Warum ist mir dergleichen nicht eingefallen? Heute noch wäre ich Kanzler geworden!« Als er aber auf der Treppe den Staatsschreiber Errante begegnete, sagte er zu diesem: »Wichtige Dinge haben wir jetzt miteinander beraten und befohlen, der Herzog und ich. Man wird heute noch in Riavenna darüber staunen.« Darauf ging er an dem bis zur Erde sich neigenden Errante vorüber, zog mit bedächtigem Schritt, die Stirne gerunzelt, die Treppe hinab, wie ein Mann, der von der Höhe seines Einflusses leutselig und mild einmal auch zu den gewöhnlichen Menschen niedersteigt.



Agostino di Gardone war kaum in seiner Werkstatt angelangt, als er sich Wein bringen liess, denn er war vom raschen Gehen erhitzt und durstig. In Wirklichkeit liess Agostino den Wein bringen, weil er sich beständig erhitzt und durstig fühlte und auch, weil er sich freute, noch diesen Tag eine Bezahlung zu erhalten, auf welche er so bald gar nicht gehofft hatte. »Wer weiss, wann Parabosco sich meines Reliefs erinnert haben würde. Jetzt verhilft mir die verliebte Prinzessin auf einmal zu meinem Gelde, und ich darf mir einen guten Tag anthun.«

Darauf trank Agostino bis zum Mittag, also vier Stunden lang, und liess sich Zeit; denn weil er ein flinker Arbeiter war, gedachte er, mit den paar Buchstaben immer noch fertig zu werden. Endlich erhob er sich, und wiewohl etwas trüb im Kopf, meisselte er doch mit grosser Schnelligkeit seine Inschrift und sang allerlei freche Lieder dazu, wie er immer that, wenn er mit Lust am Werke war. »In diesem Hause wurde Prinzessin Anna . . .«

Agostino war gerade zu den Buchstaben AN gekommen, als er anfing, sich auf den rechten Wortlaut zu besinnen, den Parabosco befohlen. Nachlässig wie immer und ohne Ehrfurcht, — denn in seiner Künstlerschaft dünkte er sich dem Herzoge gleichgestellt — hatte er nur flüchtig

acht gegeben, als dieser redete, und so war ihm jetzt nach vierstündigem Trinken und bei dem zerstreuten Denken an das unverhoffte Geld der Text aus dem Gedächtnis geraten. »In diesem Hause wurde Prinzessin Anna ... Ja, was wurde sie? Lächerlich! Ich weiss schon, was sie wurde«, dachte Agostino. »Und bei Gott, ich wäre gerne dabei gewesen, als sie das wurde, was sie wurde, denn sie ist ein hübsches Mädchen und ihre lachenden schwarzen Augen könnten auch mich zu einer Gedenktafel begeistern ... meinetwegen soll dann ein anderer die Bestellung erhalten! Was sie wurde, darüber ist keine Frage! Aber ich weiss genau, dass der Herzog ein mildes Wort dafür gebraucht hat.«

Nun lagen dem Agostino wohl deshalb, weil er nur ein einfacher Künstler war, die gut fleischlichen Worte näher als die begrifflichen. Er ging also der Reihe nach alle Ausdrücke durch, die sich für das Vergehen der Prinzessin Anna finden liessen. Den Hammer schwingend, sprach er fast mit jedem Schlag eine neue Bezeichnung aus, und wenn ihm Jemand dabei zugehört hätte, so wäre er gewiss ebenso erstaunt gewesen über diese sonderbare Art, seine Arbeit mit unflätigen Reden zu begleiten, als auch über den reichen Wortschatz, der dem Agostino für eine einzige Sache zu Gebote stand. Indessen prüfte der Bildhauer alle diese Ausdrücke, die ihm so glatt von den Lippen sprangen, auf ihre Tauglichkeit und verwarf sie wieder. Er lachte manchmal kurz auf, wenn ihm auf seiner Suche nach dem verlorenen Wort ein recht kräftiger Ausdruck aus der Volkssprache Riavennas aufstiess und er sich vorstellte, wie sich das wohl hinter dem Namen der Prinzessin Anna ausnehmen würde. Dabei begann er immer rascher zu sprechen, denn er wollte mit sich im Reinen sein, noch ehe er den Namen Anna vollendet haben würde, und er fürchtete sich, er könne, vom rechten Einfall verlassen, gezwungen werden, die Arbeit zu unterbrechen, um in ärgerlicher Grübelei die beste Zeit zu verlieren. Kaum aber stand noch das letzte A auf der Tafel, da that Agostino einen kleinen Sprung: Das fiel ihm gerade rechtzeitig ein! Prinzessin Anna wurde zum ersten Male! Das war doch die Hauptsache! Denn wenns nicht zum ersten male wäre, könnte der gute Parabosco

schon daran gewöhnt sein und brauchte kein solches Aufhebens davon machen. Schliesslich, er kann ja nicht an jedes Haus eine Tafel anbringen lassen, in welchem die Prinzessin Anna wurde... Sowas feiert man doch nur beim ersten Male. »Und jetzt weiss ich auch, was auf die Tafel gehört!« rief Agostino laut, indem er den Hammer schwang: »Entjungfert! In diesem Hause wurde Prinzessin Anna entjungfert!«

Damit grub er denn frohen Mutes dieses Wort, das ihm in Vergleich zu allen übrigen bisher überdachten sehr vornehm erschien, in seine Tafel. Das dunkle Bewusstsein, der Herzog habe sich wohl irgendwie anders vernehmen lassen, störte Agostino nicht weiter, da er auf feine Unterschiede niemals sonderlich achtete und der Meinung war, es müsse nun auch so gut sein, wie es sei, und Jeder werde es verstehen, worauf es ja dem Herzog zunächst ankomme.

Als die Inschrift nach manchem Hammerschlag und etlichem Gesang zuletzt fertig war, stach Agostino sorglos sein ANNO DOMINI darunter und weil noch eine volle Stunde übrig blieb, that er aus besonderem Fleiss noch allerlei Zierat hinzu, wie es ihm gerade durch den Sinn kam. Er machte ein Herz, das von einem zierlichen Pfeile durchbohrt wurde, liess ein Krönlein darüber schweben und stellte rechts und links davon ein frommes Kreuzchen. Dafür aber setzte er ganz unten in die Ecke einen kleinen Phallus nach pompejanischer Manier, nicht so gross, dass er besorgen musste, die Leute werden ihn aus der Entfernung wahrnehmen, aber doch so, dass er seinen eigenen Spass daran haben konnte und damit er dastehe als die persönliche Meinung, die der Künstler für sich selbst dazugethan.

Dann liess er zwei Maurer kommen, schlug ein Tuch um seinen Stein, gebot ihnen, Werkzeuge mitzunehmen und machte sich mit ihnen auf den Weg zum Palazzo Gembi.



Der Fähnrich Franzesco Gembi war eben auf seinem Zimmer, das er nach der Begegnung mit dem Herzog nicht mehr verlassen hatte. Sein Kamerad und vertrauter Freund Filippo Geraldini weilte bei ihm, und die Beiden

besprachen sich darüber, was nun zu thun, was zu befürchten und was zu erwarten sei. Franzesco war in grosser Sorge um die Prinzessin und hatte den treuen Andrea, der in diesem Liebeshandel oft sein Bote gewesen, in den herzoglichen Palast geschickt, damit er dort von der alten Caterina erfahre, wie es um die Prinzessin bestellt sei. Allein Andrea war vor einer Stunde mit allen Anzeichen der Bestürzung zurückgekehrt und hatte gemeldet, Caterina sei diesen Morgen in der Stille erdrosselt worden, auf Befehl des Herzogs.

Nun sah Franzesco für sich ein gleiches Schicksal voraus und erwartete jeden Augenblick, die Häscher eintreten zu sehen, während Geraldini ihn zu trösten und zu beruhigen suchte. Da erhob sich draussen ein Lärm und alsbald trat Andrea wieder in das Zimmer, um zu berichten, es seien unten am Thore einige Leute mit einer Tafel, die sie durchaus an die Front des Palastes anbringen wollten. Das Gesinde habe ihnen solches verwehren wollen, aber Agostino di Gardone, der Bildhauer sei mit ihnen. Der habe schrecklich geflucht und geschworen, die Tafel müsse dahin, dicht unter die Fenster des jungen Herrn Franzesco, — also habe der Herzog befohlen.

Franzesco Gembi erblasste und sprang auf, während Geraldini den Andrea wieder hinuntersandte, mit der Weisung, sein Herr lasse sagen, er sei in allen Stücken dem Gebote des Herzogs gehorsam und sie mögen nach Belieben schalten, wenn sie wirklich im Namen Paraboscos gekommen seien. Franzesco hielt den Andrea noch auf und wollte gerne erst wissen, was das für eine Tafel sei, aber indessen sie noch hin- und herredeten, erscholl von der Strasse herauf das wüste Geschrei Agostinos, der das Volk anredete: »Aufgepasst, Ihr Leute! In einer Stunde werde ich Euch ein neues Kunstwerk zeigen! Ein Kunstwerk auf Befehl des Herzogs! Ausgeführt zum Gedächtnis dieser Nacht von Eurem Mitbürger Agostino di Gardone! Holla! von mir! Angebracht und gehörig befestigt dort, wo es hingehört, vor den Fenstern des Franzesco Gembi! Auf Befehl des Herzogs, sage ich Euch, Ihr dummen Hunde! Ich spasse nicht, auf Befehl des Herzogs!«

Geraldini öffnete das Fenster und sah hinunter. Einige Leute hatten sich schon um Agostino versammelt, der seine wirren langen Haare schüttelte, sein rotes bärtiges Gesicht aufblähte und mit den Armen gestikulierte: »Im Namen des Herzogs, Ihr Leute von Riavenna, herbei! Soll man Euch an den Ohren herschleppen?«
»Halt' Dein Maul, Du Schwein!« schrie ihm Geraldini von oben zu. »Wenn Du wirklich im Namen des Herzogs da bist, dann thu', was man Dir befohlen hat, und mach', dass Du fortkommst.«
Agostino lachte mit offenem Mund zu dem Fenster empor: »Haha! Wenn ich wirklich im Namen des Herzogs da bin — das sollt Ihr gleich sehen.« Und er fing fürchterlich zu brüllen an: »Im Namen des Herzogs!« Wahrhaft entsetzlich schreiend fügte er hinzu: »Ich bin hoffentlich laut genug, dass Parabosco mich hören kann; denn er ist zuhause! Im Namen Paraboscos!! Na also, wenns nicht wahr ist, kann er ja herüberschicken und mich Lügen strafen! Im Namen des Herzogs!« setzte er von neuem und noch kräftiger ein, während Geraldini schon geglaubt hatte, er könne keinen Atem mehr haben.
Geraldini schlug das Fenster zu, denn er mochte nicht noch tiefer in diese Angelegenheit geraten, die augenscheinlich eine böse Wendung nahm. »Du hörst«, sagte er zu Franzesco Gembi, »was dieser betrunkene Agostino für einen Lärm macht. Lass ihn gewähren, es wird sonst nur noch schlimmer.« Franzesco, der gar nichts mehr wusste, noch ahnen konnte, stand mitten im Zimmer und strich mit der Hand aufgeregt bald über Stirn und Augen, bald wieder über Haare und Ohren. Da klopften draussen die ersten Hammerschläge an die Mauer, und man vernahm, wie abgehauene Steine und losgelöster Mörtel aufs Pflaster niederprasselten. Gleich darauf traten zwei Arbeiter in das Gemach mit Stricken und Pflöcken und verlangten, dass man sie ans Fenster lasse, denn die Tafel des Agostino müsse nun aufgewunden werden. Franzesco deutete nur mit der Hand, dass er nichts dagegen machen könne, und die beiden Gesellen warfen ihr Werkzeug ohne weiteres auf den Fussboden. Von draussen aber hatte Agostino die Leiter erstiegen und erschien nun mit seinem un-

gekämmten Kopf im Fensterrahmen. »Seid mir gegrüsst, Herr Franzesco Gembi«, gröhlte er jetzt ins Zimmer, stützte sich mit beiden Fäusten auf den Sims und machte viele komische Verbeugungen. »Wünsche wohl geschlafen zu haben diese Nacht! Seid mir gegrüsst! Ihr seht, welch einen höflichen Besuch Ihr an mir habt. Ich bring noch was mit. Ha? bin ich ein Gast? Was seid Ihr für ein Glückspilz, junger Mann. Ihr bekommt da ganz umsonst einen echten Gardone ans Haus gepickt, den Andere teuer bezahlen müssen. Ihr aber habt zuerst das Vergnügen und hinterher noch den Profit.« Franzesco wandte sich ab; allein der Bildhauer gab sich jetzt wieder jenem Einfall hin, der ihn schon früher bei der Arbeit belustigt hatte, und er redete den jungen Fähnrich gemütlicher an: »Unter uns, lieber Freund, ich wollte, es wär zu machen, dass wir unsere Verrichtungen tauschen. Ich nähme gern die Nachtarbeit auf mich.« Er schnalzte laut mit der Zunge am Gaumen. »Und dann könnt Ihr Euch am Marmor unterhalten.«

Franzesco gab keine Antwort, sondern schritt der Thüre zu. Der Einbruch in sein Haus, den er dulden musste, traf ihn aufs Schmerzlichste, und es schien ihm unerträglich, die Reden Agostinos länger anzuhören. »Am liebsten würde ich auf und davon gehen«, sagte er draussen zu Filippo. »Aber Parabosco hat mich ja förmlich in Hausarrest gesetzt. Gott mag wissen, was er vor hat.«

Geraldini hegte seit einigen Minuten den stillen, aber innigen Wunsch, auf gute Art aus diesem Hause wegzukommen. »Den Teufel auch«, dachte er, »ist das Freundschaft, mich da festzuhalten und mich am Ende mit ins Verderben zu ziehen? Kann ich helfen? Ich schade mir nur beim Herzog, ganz gewiss, ich schade mir sehr.«

»Gott mag wissen, was er vor hat«, wiederholte Franzesco, als er keine Antwort bekam. Geraldini nahm sich zusammen und sagte: »Parabosco? Man behauptet, er sei ein wildes Tier, wenn er sich beleidigt fühlt.«

Franzesco sah seinen Freund mit einem Blick an, der zaghaft einige Aufmunterung zu erbitten schien, weshalb Geraldini unwillkürlich hinzufügte: »Wir werden ja sehen.« Zu mehr konnte er sich nicht aufschwingen,

denn er hatte beschlossen, von nun ab zurückhaltend zu sein. Die Beiden schwiegen eine Weile und horchten auf die Hammerschläge, die sich von draussen vernehmen liessen, so aufmerksam, als wollten sie sie zählen. Im Nebenzimmer schimpfte Agostino mit den Arbeitern und verlieh jedem seiner Befehle Nachdruck, indem er alle Augenblicke schrie: »Im Namen des Herzogs!«

»Wenn ich nur wüsste, was auf jener Tafel steht«, sagte Franzesco vor sich hin.

Geraldini schnappte diese Worte förmlich auf. »Ich gehe hinunter und schaue. . .« Damit war er schon an der Thüre.

»Komm aber geschwind wieder zurück!« rief ihm Franzesco nach.

»Sobald ich alles weiss«, antwortete Geraldini, fast schon draussen.

Er befand sich jetzt im Schlafgemach seines Freundes. Suchend blickte er um sich. »Ah, da ist es ja«, flüsterte er hastig und ging auf eine kleine Tapetenthüre zu. »Es ist besser, man sieht mich vom Schlosse aus nicht aus diesem Hause gehen . . . Verdammte Geschichte!« brummte Geraldini dann und warf einen Seitenblick auf das Bett seines Freundes. Gleich darauf stiess er die Tapetenthüre auf, lief die geheime Treppe hinunter und schlüpfte durch das Hinterpförtchen, durch welches die Prinzessin in dieser Nacht davongeschlichen war. Das kleine Gässchen durchschritt er eilig und kam alsbald auf den Platz.

Dort standen ein paar Müssiggänger und sahen den Anstalten zu, die Agostino traf. Niemand hatte eine rechte Ahnung von dem, was hier geschehen werde; man glaubte, Franzesco Gembi habe sein Wappenschild in Stein hauen lassen, und weil jeder Edelmann dazu der Bewilligung des Herzogs bedurfte, fand man auch nichts Auffallendes an Agostinos beständigen Anrufungen des herzoglichen Namens.

Geraldini lief über den Platz dem Palaste zu. Er empfand eine innige Genugthuung, sich wieder hier draussen bei allen anderen unbescholtenen und unverdächtigen Leuten zu befinden. Nach dem Inhalt jener Tafel verspürte Geraldini jetzt nur noch eine mässige Neugierde, so sehr hatte er sich bereits im Innern von Franzesco Schicksal abgewendet. Sein

dringendster Wunsch war in diesem Augenblicke, sich im Palaste zu zeigen, womöglich vom Herzog selbst gesehen zu werden, damit dieser zur Kenntnis nehme, dass der Fähnrich Filippo Geraldini sich durchaus nicht zu Franzesco Gembi halte.



Als er den Palast betrat, sah er die vier wohlbekannten Trompeter zu Pferde steigen und vier Herolde, die das fürstliche Wappen der Combarini in bunter Stickerei auf der Brust trugen, schickten sich ebenfalls an, die Sättel ihrer grossen andalusischen Rosse zu erklettern. Aus dem Vorsaal trat der greise Hofmeister Guisseppe Spezzi an die steinerne Brüstung und rief in die Halle hinunter: »Fertig?«

»Fertig!« donnerten die vier Herolde zu ihm hinauf,

»Ausreiten!« schrie Spezzi und verschwand wieder in der Thür des Vorsaals. Darauf dröhnte das Gewölbe vom Hufschlag der acht hinaustrampelnden Pferde. Geraldini sah, wie die Reiter draussen auf dem Platze die gewohnten vier Richtungen einschlugen; ein Paar von ihnen blieb zuerst noch vor dem Hause stehen. Die Fanfare klang und der Herold rief: »Bürger von Riavenna! Auf Befehl Seiner Gnaden des Herzogs Parabosco des Dritten wird zum Gedächtnis der heutigen Nacht am Palazzo Gembi eine Gedenktafel enthüllt!«

Geraldini näherte sich der Treppe. Er hörte noch die Hornstösse nach allen Seiten verklingen, er hörte ein vierfaches »Bürger von Riavenna!« wie ein vierstimmiges Echo, das allmählich in der Ferne verhallte.

Oben im Vorsaale traf er den Staatsschreiber Errante, den Hofmeister Spezzi, einige Höflinge und Trabanten, die wie Statuen vor den Fenstern standen und Wache hielten. Geraldini trat mit vielem Geräusch ein, um die Blicke auf sich zu ziehen. Alle schwiegen. Nur zwei kleine Pagen flüsterten in einer Ecke miteinander. Geraldini verspürte eine starke Sehnsucht, wenigstens an diesem Gespräche teilzunehmen. Da lachte der eine von ihnen hell auf. Spezzi liess ein strenges »Pst!« vernehmen, die Pagen schwiegen, und es war wiederum still im Saal. Bange Minuten verstrichen so. Geraldini schwur bei sich, nicht vom Platze zu weichen.

Plötzlich fiel ihm ein, wie thöricht es gewesen sei, sich am Fenster Franzesco Gembis zu zeigen. Er überhäufte sich mit Vorwürfen. Wie konnte er das nur wagen! Und dazu hatte er noch Agostino beschimpft! Agostino der im Namen des Herzogs gekommen war! »Du Schwein«, habe ich ihm gesagt, dachte Geraldini und fühlte sich verloren.

Leise öffnete sich die Thüre zu dem Kabinette des Herzogs und Gonzalvo kam heraus. »Gehe Einer sogleich zum Palazzo Gembi hinüber und sehe nach der Tafel«, sagte der Philosoph, hochmütig in die Luft sprechend, ohne sich an einen Einzelnen zu wenden. »Seine Gnaden begehrt zu wissen, ob Agostino di Gardone nach seinem Befehl gehandelt hat.«

Geraldini sprang feurig herzu. »Mit Eurer Erlaubnis, Herr Gonzalvo, will ich es thun . . .«

Gonzalvo nickte und Filippo verliess sogleich den Palast.

Auf dem Platze unten wimmelte vieles Volk durcheinander, das sich um den Palazzo Gembi scharte. Immer mehr Menschen strömten herzu, schon war ein Gedränge entstanden, und Geraldini sah keine Möglichkeit mehr, rasch bis unter die Fenster Franzescos vorzudringen. Er kehrte um und befahl acht Trabanten von der Wache, ihm den Weg zu bahnen. Mit gefällten Hellebarden schritten sie vor ihm her. Das Volk wich schreiend und lachend zur Seite, drängte hinter Geraldini nur noch eifriger nach, denn alle machten sich jetzt auf ein seltenes Schauspiel gefasst. Geraldini hielt vor dem Hause, just am Fusse der Leiter, die zu der Tafel emporführte und die Agostino di Gardone jetzt erstieg. Droben über allen Köpfen lachte der Bildhauer aus seinem breiten fröhlichen Gesicht und begrüsste, mit der Hand winkend, die Menge.

Von unten wurden Rufe laut: »Ah, der Meister Agostino! — Ein neues Werk von Gardone! — Bravo! Glück zu, Agostino! — Zeig uns, was da hinter dem Vorhang steckt!« Beifallsklatschen flatterte auf, von verschiedenen Seiten wurde gelacht. Gardone verneigte sich auf seiner Leiter und warf überallhin Kusshände aus. Die Leute applaudierten noch stärker. Alles schwatzte durcheinander und war vergnügt. Plötzlich begann Ago-

stino zu schreien und nahm die ganze Kraft seiner ungeheuren Stimme zusammen, sodass er wirklich beim ersten Ausruf gleich allen Lärm durchdrang und alsbald tiefe Stille eintrat.

»Achtung! — Bür—ger — von — Ri—a—venna!« Er nahm seine Mütze vom Kopf. »Parabosco der Dritte, Gott segne ihn!« — Hier machte er eine kleine Pause.

»Vivat!« brüllte die Menge und alle entblössten das Haupt.

In diesem Augenblick wurde Geraldini von dem Gefühl überwältigt, dass er einer im Namen des Herzogs angeordneten Feierlichkeit als Abgesandter, gleichsam als Stellvertreter des Fürsten beiwohne. Er zog vom Leder und stand nun, die Degenspitze grüssend gesenkt, vor der Leiter, im Halbkreise die acht Trabanten um ihn, die sogleich, als sie die Bewegungen ihres Führers sahen, die Hellebarden präsentierten.

Agostino lächelte freundlich auf diese kleine Ceremonie herab und begann aufs neue: »Parabosco setzt seiner Schwester, der Prinzessin Anna ein Denkmal. Im Namen des Herzogs enthülle ich diesen Stein!«

Damit warf er seine Mütze in die Luft und riss die schmutzige Leinwand von seiner Arbeit weg.

Die Vordersten schrien auf: »Ah! die Prinzessin Anna! — Wahrhaftig, unsere kleine Anna! — O wie schön! — Sie ist es, wie sie leibt und lebt.

Agostino stieg rasch die Leiter herunter, und jetzt prangte der frische Marmor unverdeckt und liess die hellen Goldbuchstaben der Inschrift weithin sehen: »In diesem Hause wurde Prinzessin Anna entjungfert«.

Die Vordersten lasen es zuerst und lachten laut auf, die Besonnenen jedoch stiessen einander an und deuteten auf die Soldaten, die regungslos und ernst geblieben waren. Ein verlegenes Schweigen entstand rings um Geraldini, blitzartig aber waren die Worte der Inschrift an diejenigen weitergegeben worden, die entfernter standen und nicht mit eigenen Augen zu lesen vermochten. Deshalb erhob sich das Lachen, das vorne verstummt war, rückwärts von neuem, steigerte sich, je mehr von dem, was geschehen war, Kenntnis hatten, und in weniger als einer Minute erfüllte ein brausendes Gejohle die Luft.

Geraldini, der voll Verblüffung gelesen hatte, was da vor seinen Augen enthüllt wurde, war zuerst wie betäubt; doch besann er sich alsbald seines Auftrags, machte nun kehrt und zog mit blanker Waffe, geleitet von seinen Soldaten, dem Palaste wieder zu, mitten durch das aufgeregte Volk. Viele verworrene Worte und Ausrufe schwirrten an sein Ohr. In die Masse war eine lebhafte Bewegung geraten. Alle drängten jetzt nach vorne, dem Palazzo Gembi zu, während die Ersten vor dem Hause sich nun mit Geraldini nach rückwärts wandten. Man wirbelte durcheinander, rief, lachte, gestikulierte:

»Entjungfert, sagt Ihr!«

»Ach Du mein Gott, das steht so einfach da?«

»Welch ein Gedanke!«

»Entjungfert!«

Als würden alle dieses Wort immer und immer wieder einstimmig aussprechen, mit solcher Deutlichkeit hörte man es beständig. Geraldini vernahm dazu immer nur in abgerissenen Sätzen das hitzige Geplauder der Zunächststehenden.

»Entjungfert?« fragte in höchstem Erstaunen ein kleiner alter Mann. »Wirklich?« pfiff er beinahe. »Nicht möglich!«

»Das kommt Dir nur so vor!« brüllte ein Fleischer ihn an. »Es ist ganz leicht!«

Und sogleich fiel ein Chorus ein: »Ganz leicht! ganz leicht!«

»Entjungfert!« hörte Geraldini nach ein paar Schritten einen ängstlichen Mann ganz bestürzt ausrufen, »Ja, ist sie denn verheiratet?«

Von allen Seiten drang man auf ihn ein: »Vieh! Wenn sie verheiratet wäre, was gäbs da weiter zu reden!«

Der ängstliche Mann erschrak und antwortete nur immer: »Du mein Gott! Du mein Gott!«

Einer entrüstete sich darüber und schrie ihn an: »Verheiratet! Wärs denn dann ein Wunder?«

»Ein Wunder?« rief eine gellende Stimme. »Auch ohne Hochzeit ist das Entjungfern kein Wunder!«

Man lachte. »Noch lange nicht!« gaben Andere zurück.
»Freilich — das haben schon Viele getroffen!«
»Aber eine Prinzessin!«
»Und in diesem Hause!«
»Wer hats denn gethan?«
»Nun, wer sonst, als Franzesco Gembi!«
»Bravo, Gembi! Bravo, Gembi!«
»Der hübsche junge Gembi?«
»Gewiss! es giebt nur den Einen.«
»Ach Du lieber Gott, wie's der treibt — eine Prinzessin und entjungfert sie so mir nichts dir nichts!«
»Ja, ist Franzesco Gembi der Liebhaber unserer Prinzessin?«
Geraldini schaute eben zufällig nach dem Sprecher, da fuhr der Juwelier des Herzogs, der augendienernde Ascoli, auf diesen los und rief mit übertriebener Empörung: »Wer sagt, dass die Prinzessin einen Liebhaber hat? Wer wagt es, zu sagen, dass unsere gnädige Prinzessin . . .!«
Andere, die in der Nähe standen, mischten sich unter den Blicken Geraldinis beschwichtigend ein: »Ach was . . . Niemand sagts« und wieder Andere, diensteifrig und begütigend: »Niemand spricht von Liebhaber.. entjungfert hat er sie, das ist alles . . .!«
Der Streit wurde heftiger. »Und der Herzog?«
»Was der Herzog?«
»Der Herzog hats erlaubt!«
»Natürlich!«
»Wieso erlaubt?«
»Warum nicht gar!« Gelächter.
Eine Stimme: »Befohlen!«
Viele Stimmen wichtig: »Der Herzog hats befohlen! Gewiss hat ers befohlen!«
»Ihr seid dumm!... Glaubt doch so was nicht!«
»Warum nicht?«
»Warum lässt er ein Denkmal setzen, wenn ers nicht befohlen hat?«

»Das weiss ich nicht!«

»Aus Wut vielleicht!«

»Haha! ein Denkmal aus Wut! Hat man sowas schon gehört?«

»Erlaubt hat ers!«

»Hoch Parabosco!«

Die Zunächststehenden schrieen: »Hoch Parabosco!« und sahen Geraldini an, als wollten sie ihn bitten: Sags auch gefälligst, dass ich es war, der Hoch! gerufen hat, oder so, als forderten sie ihn zur Zeugenschaft auf für ihre gute Gesinnung.

Vom Palazzo Gembi aber, wo immer neue Scharen sich herandrängten, um die Inschrift zu lesen, flog salvenweise helles Gelächter auf und ein Gewirre laut miteinander kämpfender Stimmen.

Auf den Brunnen, wo vier steinere Löwen ihre Mäuler aufrissen, waren soeben ein paar lustige Gesellen gesprungen. Sie begannen schon ihre Guitarren zu stimmen, und einer von ihnen fing an, mit frechen Geberden ein Spottlied zu improvisieren:

»Was hast Du diese Nacht gemacht?
O Anna, o Prinzessin Anna!«

ein Zweiter fiel ein:

»Geschlafen? Nein — gelacht, gewacht —
O Anna, o Prinzessin Anna!«

Die Umstehenden brachen in Geschrei aus, applaudierten und manche sangen schon im Chorus mit: »O Anna, o Prinzessin Anna!« Geraldini beschleunigte seine Schritte. Die Burschen dort oben tanzten, klimperten und führten mit allerlei unzüchtigen Bewegungen eine Liebesscene auf. Die Frauen kreischten, die Mädchen kicherten, die Männer brüllten, denn die Lustigmacher hatten die Rollen unter sich verteilt. Einer stellte die Prinzessin vor, die sich sträubt, ein Anderer den Herzog, wie er seiner Schwester Befehle erteilt, und der Dritte ahmte Franzescos Liebesraserei nach. »O Anna, o Prinzessin Anna!« sangen sie. Geraldini erschrak, als ihm plötzlich einfiel, der Herzog könne von seinem Fenster aus diese Spottkomödie mit ansehen. Er wandte sich rasch dem Brunnen zu, und

mit dem Degen drohend, rief er über alle Köpfe fort: »Hinunter dort, Ihr Schufte!«
Sogleich brüllte die Menge: »Hinunter, Ihr Schufte!« Fäuste erhoben sich, Rufe der Entrüstung wurden laut, und im Nu waren die Spielleute verschwunden, der Brunnen leer, nur die vier Löwen glotzten wie vorher mit aufgerissenen Rachen auf das Volk, das sie überall umtummelte.



Geraldini stieg die Treppe empor, um dem Herzog seine Meldung zu erstatten. Er fühlte sich geborgen und dachte, jedem übel zu begegnen, der ihn etwa als einen Freund Franzesco Gembis ansprechen wollte. Ehe er noch den Vorsaal betrat, sprang ein Page heraus und rief Filippo zu: »Der Herzog erwartet Euch! Wo steckt Ihr denn?« Filippo folgte ihm, der Page lief neben ihm her, während sie den Vorsaal durchschritten: »Gut, dass Ihr endlich da seid. Seine Gnaden sind schon ungeduldig, und eben wurde ich ausgesendet, nach der lustigen Tafel zu sehen, die Agostino angefertigt hat.« Damit sprang er vor ihm auf die Schwelle und stiess die Flügelthüren auf.
Geraldini stand vor dem Herzog.
Parabosco wandelte raschen Schrittes im Gemach hin und her, die Hände auf dem Rücken. So blieb er vor Geraldini stehen und sah ihn an. »Ihr seid's?« sagte er mit eigentümlichem Blick, und Geraldini fühlte, dass alle seine Anstrengungen vergeblich gewesen. Dieser Blick warf ihn zu Franzesco Gembi.
»Was giebts?« fragte Parabosco.
»Hoheit ... ich war den ganzen Tag im Palast, Eurer Befehle gewärtig.«
Parabosco lächelte unmerklich. »Ihr seid nicht im Dienst. Mich kümmerts nicht, wo Ihr wart.«
»Ich wollte sagen«, stammelte Geraldini, »dass ich der Erste ... dass ich deshalb hinüberlief ... dass ich ...«
»Die Tafel«, unterbrach ihn der Herzog. »Ist Agostino damit zu Ende?«
»Jawohl.«

»Die Inschrift?«

»Sie lautet . . .«

Und da Geraldini zögerte, forderte ihn Parabosco zum Weitersprechen auf: »Werde ichs endlich hören? Nun? Sie lautet? . .«

Geraldini nahm seine Tapferkeit zusammen: »In diesem Hause wurde Prinzessin Anna . . .« Aber beim letzten Worte entsank ihm aller Mut. Er stockte wieder und war sehr verlegen. Der Herzog mass ihn vom Kopf bis zu den Füssen. Noch nie hatte Geraldini ein so hochmütiges Antlitz gesehen: »Entjungfert«, stiess er leise heraus und atmete tief.

Parabosco trat einen Schritt zurück. »Seid Ihr von Sinnen?«

Filippo beteuerte: »Ich hab es selbst gelesen.«

Jetzt fuhr Parabosco lebhaft empor: »Dieser Hund von einem Bildhauer! Ich befahl ein anderes Wort — durchaus ein anderes Wort!« Dabei fing er an, in seinem Gedächtnis nach jenem Wort zu suchen und wunderte sich höchlich, dass er sich nicht darauf besinnen konnte ». . . es war ein anderes Wort! Uebrigens«, brach er ab, »das steht nun einmal da, und es ist jedenfalls deutlich. — Das Volk?«

»Die Leute lachen, applaudieren, man singt.«

»Spottlieder?« fragte der Herzog kalt.

»Ja.«

»Auf mich?«

»Nein.«

»Auf die Prinzessin?«

Geraldini nickte.

Parabosco sah mit blinzelnden Augen vor sich hin, als überlege er etwas.

Geraldini fasste sich ein Herz: »Befehlen Euer Gnaden, dass die Sänger und Improvisatoren fortgejagt werden?«

Parabosco richtete seine blinzelnden abwägenden Blicke auf Geraldini: »Singen sie von . . . anderen auch?«

»Noch hab ich nichts gehört. Ich ging sogleich, als der Stein enthüllt wurde, in den Palast zurück, um Euer Gnaden Nachricht zu bringen, laut Befehl.«

»Lasst sie singen«, sprach der Herzog, und wieder zuckte ein rasches Lächeln unmerklich um seine Lippen. »Lasst sie singen. Ich will Niemandem den Mund verstopfen.«
Geraldini war froh, von seinem Angriff auf die Sänger nicht berichtet zu haben. Innerlich lobte er sich wegen seiner Klugheit. Hätte der Herzog gesagt: »Bringt die frechen Bursche zum Schweigen«, dann würde er, Filippo, erwidert haben: »Das ist bereits geschehen, ich habe es gethan.« So wäre er des Lobes sicher gewesen und war um dem Tadel entronnen.
Der Herzog stand jetzt am Fenster und sah hinaus. Drunten wogte der Platz von Menschen, Stimmengewirr, Gelächter, Lärmen scholl gedämpft herauf, und wie ein weisser Fleck schimmerte von der altersgrauen Fassade des Palazzo Gembi die Gedenktafel herüber.
Parabosco schaute lange auf die Tafel und auf die Menschen, dann wandte er sich um: »Man rüste für den Abend ein Fest. Der ganze Adel von Riavenna ist geladen. Man wisse daraus«, setzte er feierlich hinzu, »Wir haben nichts gemein mehr mit den Dingen von der Strasse.«
Er winkte, und Geraldini lief aus dem Gemach. »Der Herzog lässt ein Fest rüsten!« schrie er Errante und Gonzalvo im Vorsaale zu. Die Beiden sahen einander an und begaben sich eilig in das Kabinett des Herzogs. Noch hatte Filippo den Flur nicht erreicht, wo gerade die heimkehrenden Herolde und Trompeter von den Pferden stiegen, als der alte Spezzi wieder an der Treppenbrüstung erschien und herunterrief: »Die Herolde zurück!«
»Zurück«, donnerten die vier Herolde.
»Bereithalten mit den Trompetern! der Herzog giebt ein Fest! — Läufer!«
»Läufer!« schrie der Wachtposten.
In der dunklen Tiefe des Korridors sprang eine schwarze Thüre auf, aus welcher eine Schaar von flinken Burschen in gelber Livrée mit nickenden Straussfedern hervorbrach. Sie flogen mit Tumult die Treppe hinauf, wo Spezzi ihnen entgegenrief: »Wartet hier! Man wird Euch die Einladungen geben!«

Geraldini spazierte auf den Platz hinaus und mischte sich unter das Volk. Gerne wäre er jetzt verstohlen zu Franzesco Gembi geeilt. Dieser musste nun allbereits von jener Inschrift Kenntnis haben und Geraldini hätte gerne gewusst, wie Gembi das aufnehme. Aber er wagte es nicht, in jenes Haus zu treten, vor dessen Thor ganz Riavenna versammelt war und gleichsam Wache hielt. Unbemerkt hätte jetzt niemand dort hineinschlüpfen können. Auch sah Geraldini viele Adelige umherstreichen. Der dicke alte Colalto schob sich langsam durch die Menge. Die Kämmerer standen in Gruppen beisammen, und in ihren Sänften liessen sich die Domherren und adeligen Frauen über den Platz tragen, vorbei an jener Tafel, zu der sie kopfschüttelnd emporsahen. Geraldini war schon fast beim Brunnen angelangt, als er umsehend warnahm, wie Gonzalvo, in einen weiten Mantel gehüllt, den Palast verliess und sich in der Menge verlor.

Das Volk hatte sich mit dem neuen Ereignis noch auf keine Weise abgefunden. Man scherzte und lachte, und die Dreisteren rissen unehrerbietige Witze auf die Prinzessin, auf Franzesco Gembi und auf den Herzog. Allein die Mehrheit zauderte einstweilen, ihnen offen beizustimmen, und wo einer anfing, die Leute mit Spottreden anzusprechen, wichen sie ihm eher verlegen aus, als dass sie sich ergötzen liessen. Dazu kam, dass sie eine gewisse Scheu vor den Adeligen empfanden, die heute alle mitten unter ihnen umherwandelten und sie abschreckten, ihrer Laune die Zügel schiessen zu lassen.

Die Tafel hing da droben und zeigte das Bildnis der jugendlichen Prinzessin Anna, vor deren Schönheit ganz Riavenna jedes Mal in ein angewöhntes Entzücken geriet. Darunter prangte die bündige Inschrift und so schimmerte der Marmor wie ein sprechendes und dennoch stummes Rätsel über allen Köpfen, schien alle anzulocken und zu reizen und während alle von dieser Tafel erwarteten, sie solle sich irgendwie selbst erklären, blieb sie beharrlich und augenscheinlich für immer bei ihrem Ausspruch. Dem ward nichts hinzugefügt. Das stand da oben wie eine Botschaft, immer aufs neue wiederholt, so oft man sie auch lesen mochte.

Und so oft die Blicke zu ihr emporflogen, fragend, Antwort, nähere Auskunft, Erläuterung heischend, gab es keine anderen Worte als die eben schon einmal da waren: »In diesem Hause wurde Prinzessin Anna entjungfert.«

Viele waren, die das Haupt entblössten, als sie an die Tafel herantraten, und dann ratlos, verlegen und erschrocken, die Mütze in der Hand dastanden, nachdem sie gelesen hatten.

Weil nun das Volk, seitdem Geraldini die Gaukler mit dem Degen in der Hand vom Brunnen verscheucht hatte, sich nicht mehr recht an diese halten mochte, belauerte und belauschte es die Edelleute, ohne jedoch viel zu erfahren, denn auch der Adel war betroffen und wusste noch nicht recht, wie er sich zu der Sache stellen durfte. Aus dem Palaste war bisher kein Wort herausgedrungen. Die Parole, die sonst von oben ausging und die man als bequemes Hilfsmittel für die eigene Meinung nützen konnte, war dieses Mal noch nicht herabgelangt. Nur Wenige hatten Parabosco gesprochen, aber sie hüllten sich in tiefes Schweigen. Agostino di Gardone war betrunken und schwor, er wisse nicht mehr, als was er ohnehin schon auf seine Tafel geschrieben habe. Gonzalvo wies alle Frager zurück, und was Parabosco betraf, so unternahm es niemand, ein Kalkul aufzustellen, denn niemals konnte man so recht wissen, woran man mit ihm war.

Der junge Cesare Galli hatte sich, als er mit anderen Edlen vor die Tafel getreten, heftig abgewendet und gesagt: »Wahrlich, es ist eine schändliche Art, die Schande seines Hauses so öffentlich zu verkünden!« Die in der Garde dienten und dabeistanden, hatten geschwiegen, denn niemand wollte sich den Mund verbrennen; die übrigen Herren hatten mit den Achseln gezuckt und einander angesehen und jeder dachte, was alle wussten: »Cesare Galli lässt sich hinreissen, weil er in die Prinzessin verliebt ist.«

Dann waren die Ratsherren herbeigekommen, liefen zusammen, fanden sich mit ihren schwarzen Talaren in der Menge, sickerten überall aus ihr hervor. Wie Oel auf Wasser sich sammelt, hatten sie sich zu einer

Gruppe am Brunnen vereinigt. Dort hielten sie, und es schien, als habe an denselbem Ort, an welchem der Uebermut sich zuerst geregt hatte, nunmehr die Bedächtigkeit Platz genommen. Denn die Ratsherren schwiegen, sahen nach der Tafel hin, schüttelten die Köpfe, blickten einander an, und das Volk stand ringsherum und schaute bald auf die Ratsherren, bald auf den weissen Marmor am Palazzo Gembi. Die Ratsherren aber wurden von einer panischen Gedankenflucht ergriffen. Sie wussten nichts zu sagen. Es gab ein langes Schweigen. Räusperte sich jemand, so blickten ihn alle an, denn sie glaubten, er wolle reden. Allein es war nichts; er hatte sich eben nur geräuspert. Wieder Schweigen, denn jetzt wollte sich auch niemand mehr räuspern. Dann sprach endlich einer zum andern: »Die Prinzessin Anna...!« Und der Zweite erwiderte, die Augen starr auf den Denkstein geheftet: »... entjungfert.« Und ein Dritter fügte gewissenhaft hinzu: »... in diesem Hause.« Darüber jedoch war niemand erstaunt, denn das wussten ja schon alle.
Zuletzt trat der Ratsschreiber Luigi in die Mitte des Kreises. Es war ein dicker, selbstzufriedener Mann, der zu jedem Streit und zu jeder Verwirrung zu lächeln pflegte, mit einer Miene, als besässe nur er allein das Mittel, Ruhe und Ordnung zu schaffen. Mit dieser Miene sah er sich jetzt überall um und sagte triumphierenden Tones: »Wir sollten zum Herzog gehen und ihn um Gnade bitten für die liebreizende Prinzessin.« In die letzten beiden Worte legte er Rührung. Ein Gemurmel erhob sich bei den Nächststehenden im Volke. Die Leute nickten einander zu, und man hörte Rufe: »Das ist wahr! Liebreizend ist sie!«
»Man muss um Gnade bitten!«
Luigi genoss ein gewisses Ansehen beim Volke, denn er gehörte zu jenen Menschen, die in untergeordneter Stellung mit vielsagendem Lächeln, mit Andeutungen und kurzen Worten sich darauf verstehen, die Meinung zu verbreiten, als hätten sie ihre Oberen in der Tasche, als sei alles, was geschieht und was nicht geschieht, nur auf ihr Eingreifen und stilles Wirken zurückzuführen.
Deshalb schlug seine Meinung auch gleich Wurzel.

»Um Gnade bitten«, hiess es.
»Das ist besser, als hier stehen und Maulaffen feilhalten!«
»Ein kluger Mann, der Ratsschreiber!«
»Was, klug? Er ist der Einzige, der die Sache versteht.«
»Der Leithammel ist er unter diesen Schafen, wisst Ihr das nicht?«
»Ja, ja, er hält sie alle am Gängelbande!«
Luigi stand noch immer mit siegreichem Lächeln da und warf seine werbenden Blicke auf die Zuhörer. Die Ratsherren verdross das Gehaben des Mannes. Besonders den jähzornigen Vespasiano, und weil er befürchtete, man werde, von der Volksmeinung überrumpelt, dem eitlen Luigi nachgeben, entschloss er sich zu schnellem Eingreifen, liess seinem Unmut freiem Lauf und fuhr über den Ratsschreiber her: »Wer hat denn Dich eigentlich gefragt, Du vorlauter geschwätziger Narr? Was stehst Du hier auf dem Markt und thust, als ob Du für uns alle denken müsstest? Glaubst Du, wir wissen ohne Dich gar nicht, was wir zu thun haben?«
Auf dem Gesichte des Schreibers machte die Selbstzufriedenheit dem Ausdrucke ertappter Wichtigthuerei und Dummheit Platz. Noch einmal versuchte er es, sich beim Volke zu retten und stammelte: »Die arme Prinzessin ... ich denke doch ... Gnade ...«
»Schweig!« brüllte nun Vespasiano, während alle lachten. »Wie können wir den Herzog jetzt um Gnade bitten? Was bist Du für ein Esel! Wir hätten ihn vorher bitten müssen, ehe er sie hat entjungfern lassen. Jetzt ists zu spät!« Dabei deutete er mit einer grossen Geberde auf die Tafel, die am Hause des Franzesco haftete, wie die Besiegelung eines unabänderlichen Schicksals.
»Jawohl«, murmelten die Uebrigen, indem sie mit den Blicken der Geste Vespasianos folgten und zum Denkstein aufschauten. »Jetzt ists zu spät.«
»Gewiss. Was kann man da noch machen?« sagten die Leute und betrachteten voll Interesse das marmorne Bildnis der Prinzessin.
»Herr Vespasiano?« fragte über die Köpfe der andern hinweg ein langer

Kerl voll Ehrerbietung. »Herr Vespasiano, Ihr sagt, der Herzog habe die Prinzessin entjungfern lassen . . .?«

»Gewiss«, entgegnete Vespasiano streng. Vor einer Viertelstunde noch hatte er, selbst ohne Meinung, dieses Gerücht von ungefähr vernommen und es belächelt, vor zwei Minuten hatte er es aufgegriffen, um es diesem elenden Luigi an den Kopf zu werfen, wie man im Zorn nach der nächstbesten Zaunlatte langt. Jetzt aber war er schon felsenfest davon überzeugt. »Gewiss«, wiederholte er und blickte umher.

Ein lebhaftes Fragen, Rufen, Drängen erhob sich vor den Ratsherren, die sich jetzt als im Mittelpunkt der Ereignisse fühlten und mit Befriedigung wahrnahmen, dass die Leitung der allgemeinen Meinung wieder in ihren Händen liege.

»Der Herzog liess sie entjungfern?« hiess es.

»Wer sagt das?«

»Nun, Vespasiano, der Ratsherr sagts.«

»Vespasiano sagts? Der muss es doch wissen.«

»Ich habs gleich gesagt, früher als Vespasiano.«

»Natürlich, der Herzog hats befohlen!«

»Befohlen, warum nicht gar!«

»Ich sags Euch auf meine Ehre, befohlen!«

»Wollt Ihr den Beweis? Gut! Das Denkmal.«

»Ein schöner Beweis!«

»Der beste!«

»Erlaubt einmal — er bestellt da den Agostino und lässt ihr Bildnis in Marmor hauen —«

»Aha!«

»Seht Ihr! Und als alles vorbereitet war, sucht er den Franzesco Gembi aus und befiehlt ihm: thus!«

»Und der Gembi thuts?«

»Wer hätts nicht gethan?«

»Glaubt Ihr, der Gembi hätt, sich getraut ohne die Erlaubnis des Herzogs?«

»Aha! aha! aha!«
»Nun, soll ers da nicht befohlen haben?«
»Richtig!«
»Aber weshalb?«
»Ja, ja — weshalb?«
»Ihr fragt — das weiss niemand!«
»Ihr kennt das Hofleben nicht!«
»Es wird schon seinen Grund haben!«
»Was glaubt Ihr — Parabosco thut das zum Scherz?«
»Wichtige Dinge mögen da im Spiele sein.«
»Was wissen wir von solchen Dingen!«
»Unsereins erfährt ja nie etwas!«
»Ja, aber warum hat der Gembi sie denn nicht geheiratet?«
»O Du Dummkopf — wie kann er denn eine Prinzessin heiraten!«
»Aber wenn er sie doch . . .«
»Staatspolitik!«
»Ei ja, dann möcht ich auch Staatspolitiker sein!«
»Freilich, die habens gut!«
»Die thun nur so mit den Prinzessinnen und brauchen nicht einmal heiraten!«
»Ist denn der Gembi ein Politiker?«
»Ach was, so ein Politiker bin ich auch!«
Die Leute lachten. »Ich auch!«
»Wenn der Herzog wieder was braucht, soll er nur zu mir schicken.«
Das Gelächter wurde allgemein. Man ergab sich wieder dem Scherz, und für einen Augenblick schien es, als wollte man sich endlich dem wahren Sinne der Gedenktafel nähern.
Da tönte vom Palast her Pferdegetrappel. Die vier Trompeter kamen wieder herausgeritten, hinter ihnen die vier Herolde. Dicht vor dem Thore blieben die acht Reiter stehen, voran in einer Reihe die Trompeter. Neugierig wich das Volk vor ihnen zurück und schloss die kleine Truppe im Kreise ein. Die Trompeter setzten ihre Instrumente an den Mund,

und eine silbern klingende Fanfare schmetterte lustig über den weiten Platz. Darauf ritten die Herolde ein paar Schritte vor, so dass jetzt die Trompeter hinter ihnen zu stehen kamen, dann hoben sie ihre Stäbe, und sich im Bügel reckend, riefen sie einstimmig: »Seine Gnaden der Herzog rüstet für den Abend ein Fest. Der ganze Adel ist geladen, nach Sonnenuntergang zu erscheinen.«

Sogleich brachen, der Gewohnheit folgend, alle Leute in Hochrufe aus, denn es war in Riavenna Sitte, dass das Volk Hoch! schrie, wenn der Adel zum Herzog geladen wurde. Die Herolde senkten ihre Stäbe. Jetzt ritten ihrerseits die Trompeter ein wenig vor, dergestalt, dass sie nun die Herolde hinter sich hatten. Und eine fröhlich tutende Fanfare gab dieser Verkündigung ihren Abschluss.

Nun war das Wort »Staatspolitik« eben erst durch die Menge gelaufen. Seit die Tafel enthüllt war, hatte man ausserdem den Ruf: »Auf Befehl des Herzog!« oft genug vernommen, und die wirre Meinung des Haufens hatte sich an diese Fetzen einer achtbaren Begründung geklammert, um mit dem sonderbaren Vorfall ins Reine zu kommen.

Würde man das Ereignis, von dem jener Denkstein so knapp und gründlich erzählte, für sich allein haben gelten lassen, dann wäre die Sache leicht zu besprechen und beurteilen gewesen. Aber die Menschen schenkten der Aufrichtigkeit dieser Inschrift keinen Glauben, ihrer Einfachheit misstrauten sie, und da sie durchaus einer besonderen Bedeutung, irgendeiner geheimnisvollen Absicht, die nach ihrer Meinung unbedingt dahinterstecken müsse, habhaft werden wollten, hatte sich diese überaus verständliche Angelegenheit nach und nach verdunkelt und etwas aufreizend Unbegreifliches angenommen.

Da fingen nun die hellen Trompetenstösse alle umherflatternden herrschaftlichen Worte auf und bliesen sie mit ihrem tönenden Atem in vollen Klängen über den weiten Platz, durch die ganze Stadt. Und jetzt war es bei Gross und Klein entschieden: ein Fest, Parabosco giebt ein Fest! Man hat also ein freudiges Ereignis zu feiern. Ueberall gab man den trabenden Rösslein der Herolde Raum, sprang neben ihnen her, die Mützen wurden

in die Luft geworfen und das Hochrufen wollte kein Ende nehmen. Vespasiano, der Ratsherr, dem die herzoglichen Fanfaren neuen Mut eingeblasen hatten, richtete sich stolzer auf als zuvor. Er mass den Stadtschreiber mitleidig nnd redete ihn an: »Wenn Du nur immer still sein wolltest, Du Dümmster unter allen Dummen von Riavenna! Jetzt würden wir schön dastehen, wären wir Deinem Rate gefolgt und hätten den Herzog um Gnade für die Prinzessin gebeten. Sei froh, dass wir nur Dich auslachen, besser, als hätte uns Parabosco mit Spott und Hohn heimgeschickt.«

Die Umstehenden erhoben ein dröhnendes Gewieher, und in seinem Schalle fühlte der arme Luigi die letzten Reste seines Ansehens dahinschwinden.

Plötzlich entstand ein Tumult. Schreien, Kreischen, Lachen, und durch das dichteste Gedränge machte sich Agostino di Gardone Platz. Er kam aus der Schenke und war noch mehr betrunken als am Mittag. Aber der riesige Mann schwankte nicht. Nur sein Antlitz erschien gerötet, und in seinen feuchtglänzenden Augen waren feine rote Aederchen hervorgetreten. Nach vielstündigem Gelag, denn sein Trinken musste vom Morgen an gerechnet werden, hatte er sich vorne die Halskrause geöffnet, um sich ein bischen Luft zu machen. Das war alles. Jetzt trat er, aufgelöst in jene grenzenlose, ein wenig boshafte Heiterkeit, die ihn im Rausche immer befiel, vor den versammelten Rat. Eine Weile sah er sich da um, schaute von einen zum andern, lächelte, wiegte den Kopf, blinzelte schlau und lächelte wieder. Die Ratsherren schauten ihn an wie einen, der mehr von der Sache wisse als andere Leute, mehr, als er vielleicht sagen wolle und dürfe. Sie schwiegen und begnügten sich, ihm freundliche, wenn auch ziemlich ratlose Gesichter zu machen.

Agostino hob endlich in ermunterndem Tone zu sprechen an: »Nun, Ihr strengen Herren, was sagt Ihr zu meinem neuen Werk?«

Vespasiano näherte sich ihm mit Liebenswürdigkeit. Er hatte den besonderen Wunsch, Agostino in diesem Augenblicke lieber für sich allein zu haben, am liebsten in einem stillen Winkel, beim Glase Wein; dort

wollte er dann schon genau erfahren, was los sei. Jetzt blickte er ihn nur mit gewinnendem Ausdruck an und streckte ihm die Hand entgegen: »Es ist ein schönes Stück Arbeit, Eure Gedenktafel.«
»Hoho!« lachte Agostino, »ein schönes Stück Arbeit, weiter nichts? Ihr müsstet Euch eigentlich bei Parabosco bedanken, weil er der Stadt wieder einen solchen Schatz geschenkt hat.«
Die Ratsherren sahen einander an und der Stadtschreiber, der aufs neue sein Heil versuchen wollte, schrie begeistert: »Das ist wahr! Parabosco schmückt Riavenna wie kein anderer Fürst!«
Agostino schlug ihm dafür mit soviel Anerkennung auf die Schulter, dass er taumelte: »Du hast Recht, wackerer Luigi, es ist ein Schmuck!«
»Eine Zierde für die Stadt«, pflichteten andere bei, in dem Bestreben, Agostino zu gefallen. Jetzt war die Unterhaltung allgemein.
»Ja, ja, der Herzog ist gut.«
»Er ist ein Freund der Kunst.«
»Ein Freund? Er ist ihr Beschützer!«
»Das muss man sagen, es geschieht etwas für Riavenna.«
»Welch ein Meisterwerk?«
»Meisterwerk?« brüllte Agostino. »So etwas hat man in ganz Italien nicht, nicht in Ferrara, nicht in Bologna, nicht in Florenz!«
»So ists! Bravo, Agostino!« riefen Viele.
»Ein Kunstwerk«, sagte einer laut, aber mit unerklärlicher Melancholie.
»Das machts nicht allein«, begann Vespasiano mit grosser Wichtigkeit. »Lest doch nur — seht Ihr, darin liegts! Das wird man in ganz Italien erzählen, und von allen Gegenden werden die Leute herbeiströmen, um diese Tafel zu sehen.«
Agostinos Augen leuchteten voll Bosheit auf: »Von ganz Italien?« johlte er. »Aus der ganzen Welt!«
Und hingerissen schrieen alle durcheinander: »Ja, ja!«
»Recht hat er!«
»Es ist ein Segen für die ganze Stadt!«
Agostino mit funkelnden Blicken: »Riavenna wird einen neuen Auf-

schwung nehmen!«
Ein ungeheurer Jubel erhob sich.
»Es lebe der Herzog! es lebe der Herzog!«
»Das ist ein Fürst, dieser Parabosco! der schläft nicht!«
Eine schrille Stimme: »Die Prinzessin auch nicht!«
Darauf stürmische Entrüstung: »Ruhig! ... Ihr da! wollt Ihr eingesperrt werden?«
»Seht doch, was wisst Ihr davon!«
»Die Prinzessin ...«
»Wenn der Herzog will ...«
»Was glaubt Ihr ...«
»Es ist nicht zu unserem Schaden!«
»Man muss«, begann jetzt der Stadtschreiber voll Seligkeit über seinen Einfall, »man muss«, wiederholte er, und um gehört zu werden, liess er seine Stimme in den höchsten Tönen pfeifen: »Man muss dem Herzog danken und der Prinzessin auch.«
Lauter Beifall lohnte diese Worte.
»Dem Herzog danken und der Prinzessin!« tönte es durcheinander.
Agostino aber tobte dazwischen: »Und Franzesco Gembi!« Er war wie rasend. »Den dürft Ihr nicht vergessen«, setzte er ernst hinzu, während er wieder nur mit den Augen lachte.
»Ja, ja! Der Gembi! Der junge Gembi!«
»Zum Herzog!«
»Die Ratsherren zum Herzog«, brüllte das Volk.
»Zuerst zum Herzog!«
Die Ratsherrn steckten die Köpfe zusammen. Es hatte bisher schwer auf ihnen gelastet, dass sie ihrerseits zu diesem Ereignis noch nichts beschlossen, noch keine Veranstaltung getroffen hatten. Nun besprachen sie untereinander die Anrede, die man vor Parabosco halten wollte.
Gonzalvo aber, der die ganze Zeit über umherschlich und das Volk belauerte, trat unversehens aus der Menge hervor: »Wartet noch eine Weile«, sagte er, und wandte sich an Vespasiano, »ich will Euch beim Herzog

anmelden. Seine Gnaden haben wichtige Geschäfte, und es könnte sein, dass Ihr nicht vorgelassen werdet.«

Vespasiano wollte sich in Dankesbezeugungen ergehen, allein Gonzalvo schritt eilig davon, demütig von allem Volke begrüsst, denn sein Ansehen stieg von Stunde zu Stunde.

Während sich die allgemeine Aufmerksamkeit dem unerwartet erschienenen Gonzalvo zuwendete, schlich Agostino beiseite. Vergnügt eilte er zum Palast, drückte sich dort unbemerkt die Mauer entlang, bis er an ein wohlbekanntes Seitenpförtchen gelangte. Er klopfte, und der alte Geschützmeister, der hier wohnte, kam heraus.

»War schon jemand bei Dir wegen der Salutschüsse?« fragte Agostino geschäftig.

»Nein . . . Niemand . .« erwiderte jener.

Agostino that sehr zornig: »Gaffen und schreien, das können sie, die Bande! aber ans Notwendigste denkt wieder einmal Keiner! . . . Gieb her!«

Der alte Dossi zauderte.

»Wie Du willst«, sagte Agostino freundlich. »Mich gehts ja nichts an. Ich thu' es ohnehin nur aus Freundschaft für Dich. Mich werden sie ja nicht fortjagen, wenn die Salven ausbleiben.« Damit ging er fort.

Dossi aber hielt ihn zurück, gab ihm Lunten, Schiesspulver und, was der Bildhauer am Nötigsten brauchte, das Losungswort für die Wälle.

Agostino machte sich auf heimlichen Seitenpfaden rasch auf den Weg, hinaus zu deren Vorwerken, um um dort mit verschmitztem Lächeln die Mörser zu entzünden.

Gonzalvo schritt unterdessen durch den Korridor, der zu den Gemächern der Prinzessin Anna führte. Er war froh, dass die Ratsherren auf seinen Zuspruch nicht zum Herzog gegangen waren, und hatte nur die einzige Angst, ein anderer könne vor ihm die Nachrichten vom Marktplatz in den Palast bringen. Deshalb eilte er, zu raschem Handeln entschlossen, vorerst zur Prinzessin. Niemand war in den Gemächern zu sehen als ein

Trabant von der Garde, der im ersten Vorsaal auf Wache stand, andächtig in den leeren Hof hinunterglotzte und die Hellebarde grüssend zur Erde stiess, als Gonzalvo eintrat. Gonzalvo kam in den zweiten Vorsaal und fand ihn leer. Keiner von den Kammerherren, nicht einmal ein Lakai war hier. Er trat in die grosse Antichambre . . . Niemand. Die Ehrendamen verschwunden, der Hof versagte den Dienst. Nur eine alte Dienerin sass in einem Winkel und schluchzte: Es war die Schwester der erdrosselten Caterina. Gonzalvo trug ihr auf, zur Prinzessin zu gehen und ihn zu melden. Die Alte lief und kam alsbald zurück. Die Prinzessin habe sich eingeriegelt und durch die Thüre herausgerufen, sie wolle niemanden sehen. Gonzalvo zuckte die Achsel: »Schade. Ich habe sie für tapfer gehalten.« Einen Augenblick überlegte er: »Soll ichs ganz allein auf mich nehmen?«

Dann schüttelte er den Kopf, wandte sich und ging rasch zum Herzog hinüber.

Parabosco war allein und las in einem grossen Buche. Vielmehr stellte er sich so an, als ob er läse. In Wahrheit schielte er beständig nach dem Fenster, horchte auf, so oft Stimmengewirr von unten her stärker an sein Ohr drang, und als Gonzalvo eintrat, fuhr er, leicht erschreckt, zusammen. Gonzalvo verneigte sich, Parabosco fragte kurz: »Was wollt Ihr?«

»Euer Gnaden, das Volk . . . .«

Der Herzog sprang vom Sessel auf: »Schweigt! Ich hab Euch nicht nach dem Volke gefragt! Wir fragen nicht nach dem Volke!« rief er ungeduldig und begann, nach seiner Art in dem weiten Gemach auf und ab zu laufen.

Gonzalvo schwieg, aber er ging nicht.

»Das Volk«, begann Parabosco nach einer kleinen Weile, »das Volk mag thun, denken, sagen, glauben, meinen, was es will . . . wir kümmern uns nicht darum und —« er wandte sich plötzlich gegen Gonzalvo — »wir haben keine Späher ausgesendet, uns dergleichen zu melden.« Noch heftiger fuhr er fort: »Lasst mich endlich zufrieden! Merkt Ihr denn nicht? ich bin fertig damit! Ich will fertig sein! Ein für allemal! Das Volk —

was es wissen will, das hab ich ihm dort an die Wand geschrieben!« Er deutete mit der Hand zum Fenster hinaus. »Selbst die Mühe, Epigramme an Gembis Haus zu heften, hab ich ihnen erspart; der Stein dort ist dauerhafter als ihre Pasquille aus Papier! Was wollen sie mehr?«
Gonzalvo ermutigte sich an dieser hingeworfenen Schlussfrage: »Wenn es Euer Gnaden belieben würde, mich zu hören.«
»Was giebts?«
»Ich rate Euer Gnaden —« Der Herzog lachte spöttisch auf. Gonzalvo zögerte nicht länger: »Ich rate Euer Gnaden zu befehlen, die Prinzessin Anna möge sogleich ausreiten und sich dem Volke zeigen.«
Parabosco blieb wie festgewurzelt stehen. Dann brach er los: »Gonzalvo! Gonzalvo! Euer Eifer ist erstaunlich! Höchst erstaunlich ist Euer Eifer! Wenn ich Eurer Weisheit gefolgt wäre, dann läge Francesco Gembi jetzt im Grabe, und meine Schwester im Kerker oder im Kloster.«
»Euer Gnaden«, unterbrach Gonzalvo den Herzog. Aber Parabosco war blass geworden und seine Stimme bebte zornig: »Was glaubt Ihr denn von Uns? Sollen Wir den Pöbel zum Richter machen über die Prinzessin? Ihr seid danach, mich aufs Aeusserste zu reizen Jene Tafel, die dort hängt, auf meinen Befehl, ist eine Bekanntmachung, aber keine Anklage . . . versteht Ihr? Ein offenes Wort, das die bösen Zungen und heimlichen Schwätzer ebenso beschämen soll als die Prinzessin. Versteht Ihr? Beschämen, aber nicht richten! Ein Urteil ist das nicht. Und wenn Wir mit der Hoheit der Prinzessin Unserer Schwester nicht ins Gericht gehen, dann werden Wirs denen da unten nimmer gestatten.«
Gonzalvo hob die Arme, als weise er solche Gedanken weit von sich fort. Parabosco aber mochte nicht hören, noch sehen: »Sehr gemein ist es, was Ihr da wollt. Das heisst, die Prinzessin an den Pranger stellen. Und ehe ich dulde, dass sich nur eine Hand — was sage ich! nur ein Wort, nur ein Laut gegen meine Schwester erhebt . . . .«
Gonzalvo benützte eine Pause, die der Herzog zum Atemschöpfen brauchte, und sagte hastig: »Ich bitte nochmals, lasst die Prinzessin ausreiten.«
Der Herzog ergriff das Buch und einen Augenblick schien es, als wolle

er Gonzalvo damit auf den Kopf schlagen. Dann setzte er sich abgewendet nieder und begann zu lesen, wie wenn er allein wäre.
Gonzalvo begann nochmals: »Lasst die Prinzessin ausreiten, Euer Gnaden: ich gebe mein Leben zum Pfande . . . . .«
In dieser Sekunde krachten von den Bastionen her die ersten Schüsse, die der muntere Agostino dort zu Ehren des Tages abfeuerte. Von der Strasse herauf drang ausbrechendes Geschrei, lange anhaltend. Dann donnerte rasch nacheinander Salve auf Salve.
Parabosco that einen Sprung: »Sind die Leute rasend?« sprach er leise.
Aber Gonzalvo trat jetzt vor und wiederholte mit Energie: »Euer Gnaden, bald wird es dunkel; lasst die Prinzessin Anna ausreiten und sich dem Volke zeigen, ehe die Sonne untergeht. Ich bürge mit meinem Kopfe, dass nichts von alldem geschieht, was Euer Gnaden befürchten.«
Der Herzog sah ihn eine Weile an. Dann winkte er mit der Hand: »Es sei. Euer Kopf. Bringt der Prinzessin den Befehl.«
Gonzalvo verbeugte sich tief und ging gemessenen Schrittes aus dem Gemach. Draussen aber begann er zu laufen: »Die Pferde der Prinzessin!« schrie er in den Hof hinunter· »Auf Befehl des Herzogs! Der Hofstaat der Prinzessin!« rief er, durch die Säle eilend, und jagte Pagen, Läufer, Thürsteher vor sich her. Kam er durch ein leeres Gemach, dann rieb er sich vergnügt die Hände.



Auf dem Platze unten wollte die Menge nicht weichen. Die Ratsherren standen beisammen und erwarteten Gonzalvos Rückkehr. Allgemein war jetzt die Rede von dem Dank an den Herzog, an die Prinzessin und an Francesco Gembi, den der versammelte Rat beschlossen. Jetzt wagten sich auch die Grübler hervor und besprachen mit geheimnisvollen Mienen die verborgenen Ursachen, die das Schicksal der Prinzessin Anna bestimmt haben mochten.
»Der Herzog . . . .«
»Wer kennt seine Weisheit!« hörte man.

»Wichtige Dinge gehen vielleicht vor, ohne dass mans ahnt.«
»Und sie . . .?«
»Ja, sie ist eben das Opfer . . . .«
»Ein heldenmütiges Mädchen!«
»Eine echte Prinzessin, das sagt alles.«
Francesco Gembi, den man belächelt hatte und höchstens für einen erfolgreichen Liebhaber, für einen hübschen Offizier gelten liess, der sogar Prinzessinnen zu Falle bringen könne, hübsch, aber dumm, denn er hatte sich erwischen lassen, derselbe Gembi erschien mit einem Male in schwerwiegende Angelegenheiten des Staates und der fürstlichen Familie verwickelt, als ein Mann, der insgeheim seine Affären betreibt und der seinen Weg auf eine erstaunliche Weise zu machen wisse. Dazu kam noch, dass die jungen Edelleute, die durch den Ratsbeschluss zu allerlei grossartigen Vermutungen hingerissen wurden, allmählich in Aufregung gerieten und sich über Francesco Gembi vernehmen liessen. Manche von ihnen mit einer angenommnen Begeisterung für Gembi, dessen Fähigkeiten sie stets erkannt haben wollten. Die Uebrigen nannten ihn unter sich einen Streber, warfen ihm mächtige Protektion vor uud liessen durchschimmern, dass sich wohl tüchtigere Männer für ein so schwieriges Amt gefunden hätten, dass eigentlich andere hätten in Betracht kommen müssen, wenn es nach dem Rang und nach dem Verdienst ginge. Zuletzt suchten sie sich achselzuckend mit der klugen Erkenntnis zu beschwichtigen, es geschehe eben auch bei Hofe nicht alles nach Recht und Billigkeit.
Da knallten die ersten Mörser Agostinos. »Freudenschüsse!« rief das Volk
»Man feuert auf den Wällen!«
»Von der Vorstadt San Vito di Felice her kommts!«
Und wie der fröhliche Geschützdonner die Luft zerriss, bemächtigte sich grosse Begeisterung des ganzen Volkes.
»Man schiesst!«
»Man feuert die Kanonen ab!«
»Das thut man immer, wenn eine Prinzessin entjungfert wird!« rief Cesare Galli bitter.

Aber so betäubt waren die Leute, dass sie ganz ernsthaft antworteten: »Freilich! freilich!«
Von den jungen Burschen liefen viele zu den Vorwerken hinaus, um sich das Abprotzen aus der Nähe zu besehen, und bildeten dort im Verein mit den Soldaten, die von Agostino durcheinandergejagt wurden, eine vermehrte Helferschar, weshalb denn das Schiessen immer heftiger wurde. Schon wollten die Ratsherren nicht länger säumen und ohne Gonzalvo abzuwarten, dankbar vor ihren Gebieter treten, schon hörten sie sich durch Zurufe aus dem Volke aufgefordert, nun endlich zum Herzog zu gehen, da wurden die Thorflügel des Palastes weit aufgeschlagen, eisernes Stampfen von Pferdehufen klang auf den Steinfliessen und hoch zu Ross erschien im Thorbogen die jugendliche Gestalt der Prinzessin Anna. Sie war in ein blaues, silbergesticktes Sammetgewand gekleidet, hatte eine blitzende Krone auf ihren schwarzen Locken und ritt ihren milchweissen goldgeschirrten Zelter, den zwei Pagen rechts und links am Zügel führten. Zwei Kavaliere schritten ihr mit gezogenem Degen zur Seite. Zwei Edelfrauen im vollen Staat folgten zu Pferde und zwei andere Kavaliere, Federhüte in der Hand, ritten entblössten Hauptes hinterdrein.
Als dieser prächtige Zug sichtbar wurde, erhob sich ein unermesslicher Jubel. Die Menge stürzte wie eine einzige Welle dem Palaste entgegen und die Luft erzitterte von dem Geschrei: »Es lebe die Prinzessin Anna!« Man hatte die Prinzessin mehr tot als lebendig vor Angst aufs Pferd gegehoben. Als die Thore sich vor ihr öffneten, schlug sie beide Hände vor die Augen, weil sie glaubte, man führe sie jetzt der öffentlichen Schande entgegen. Die Nachricht von der Gedenktafel war nur ganz unbestimmt und flüchtig zu ihr gedrungen; sie wusste nichts Näheres. Sie war über den Tod der alten Caterina noch sehr betrübt und zitterte für Gembi.
Bei den ersten Schritten, die ihr Rösslein that, vernahm sie das jubelnde Gebrause rings um sich her, das sie ganz einhüllte. Sie presste erschreckt die Hände fester vor die Augen, weil sie im Anfang nicht verstand, aus welcher Gesinnung dieses laute Rufen kam, und sich verspottet wähnte.

Dann aber hörte sie immer deutlicher: »Es lebe die Prinzessin Anna!« Das zog wie ein anhaltender Schrei über sie hin. Und einzelne Ansprachen aus der Nähe drangen durch das Getöse zu ihr. Männerstimmen, die mit begeisterten Tönen zu ihr sprachen, flüsterten, sangen: »Sei gegrüsst, Prinzessin Anna!«
»Du bist die Schönste unter allen Frauen!«
»Lass mich sterben für Dich, denn ich liebe Dich, Prinzessin Anna!«
»Wir lieben Dich, wir Alle!«
Weiber, die sich herandrängten und nach dem Saum ihres Kleides haschten, nach ihren herabhängenden Aermeln, um sie mit Küssen zu bedecken, und die verwirrend auf sie einredeten:
»Liebste herzige Prinzessin!«
»Unsere Anna . . «
»Unser Kindchen . . .«
»Seht, wie sie sich die Augen zuhält!«
»Zeige Dein Antlitz!« riefen die Mädchen.
»Ach, Du Arme!« flüsterten die Frauen zu ihr hinauf. »Hast Du sehr gelitten?«
»Du zartes Täubchen Du! Hat er Dir wehgethan?«
»Sei wieder froh, Du Engel! Nun ists vorüber!«
»Das müssen wir Alle erdulden!«
»Iss den Kopf einer Lacerte, aber gebraten, dann vergisst Du daran, als wäre es nie gewesen.«
»Ja, thu das, Prinzessin. Auch gegen die Schwangerschaft hilfts Dir.«
»Zeige Dein Antlitz!« riefen die jungen Mädchen aufs neue.
Und die Männer bettelten: »Zeige Dein Antlitz!«
»Sie ist böse auf uns«, hiess es unter den alten Weibern.
Und andere: »Sie will uns nicht sehen!« Und eine hochgewachsene Dirne mit fliegenden Haaren rief laut: »O, ich verstehe Dich! Wie gut kann ich Dich verstehen!« Dann warf sie sich zur Erde und jammerte: »Lass Dein Pferd über mich hinstampfen, ich vergehe!«
Sie ward emporgerissen und verschwand in einem Knäuel nach ihr sich streckender Arme.

Ein wahrer Taumel hatte die Leute ergriffen. Nur schrittweise gelangte die Kavalkade vorwärts, um ihre Runde über den Platz zu vollenden.
Die Wangen der Prinzessin glühten unter ihren Fingern. Jedes Wort, das sie vernahm, trieb ihr vor Scham das Blut zu den Schläfen. Ihr kurzes verschwiegenes Glück wurde hier furchtbar laut und schrie mit tausend fremden Stimmen. Das heimliche Feuer der verflossenen Nacht war ausgebrochen, hatte ganz Riavenna ergriffen und schlug jetzt lodernd über dem Volk zusammen. Mit erhitzten Gesichtern balgten sich Edelleute, Ratsherren, Bürger und Pöbel, um in die Nähe der Prinzessin zu geraten. An ihr schienen sich alle Gedanken und Wünsche dieser Menge entzündet zu haben und dampften ihr atemraubend entgegen.
Eilig war der Küster von San Felice in die Kirche gesprungen und tobte am Glockenstrang seine Begeisterung aus, damit der Domherr ihn später nicht schelte, er habe das Ehrengeläute versäumt, da man doch auf den Bastionen so fleissig knallte.
Nun war der Zug eben vor dem Palazzo Gembi angelangt, als die Glocken feierlich zu läuten anfingen. Prinzessin Anna, von diesem Klang, der die Luft zu reinigen schien, ergriffen, berauscht vom Jubel des Volkes, unwissend, wo sie sich befand, nahm endlich die Hände von den Augen. Aufblickend, gewahrte sie das Haus ihres Geliebten und den weissen Marmor daran. Sie sah ihr eigenes Bildnis von diesem Hause herniedergrüssen, las mit einem einzigen Blick die Inschrift, und weil soeben die Sonne unterging und mit ihren schrägfallenden Strahlen das frische Gold aller in den Stein gegrabenen Zeichen aufleuchten liess, sah sie plötzlich auch den kleinen Phallus in der Ecke, der jetzt zu den wohlbekannten Fenstern aufwärts zeigte. Da schlug sie mit einem leisen Schrei die Hände rasch wieder vors Gesicht, beugte sich weit vorüber und ein heftiges Schluchzen erschütterte ihre Brust. Ihr war, als habe man ihr alle Kleider vom Leibe gerissen und sie nackend den Blicken der Leute preisgegeben. Was sie vor wenigen Stunden noch erlebt, allein mit sich und ihrem Geliebten, das stand jetzt mit schrecklicher Deutlichkeit vor ihrer Seele, und ihr war, als hätte man das Bett ihrer Liebe aus seinem dämmrigen

Winkel hinausgestossen auf den Marktplatz und sie läge darauf in Francescos Umarmung, im Angesichte des rohen Volkes.
Verzweifelt klammerte sie sich an die Mähne ihres Pferdes. In diesem Augenblicke hasste sie Parabosco, ihren fürstlichen Bruder.
Die Leute aber fielen dem Pferde in die Zügel und meinten, der Prinzessin besonders zu huldigen, wenn sie sie gerade vor dem Palazzo Gembi festhielten, sich um sie scharten und stärker als zuvor riefen: »Es lebe die Prinzessin Anna!«



Am Fenster seines Gemaches aber stand der Herzog. Er schaute auf den Platz hinunter und fühlte sein Herz klopfen, als das Thor für die ausreitende Prinzessin geöffnet wurde. Dann hörte er den Ausbruch des Jubels, er sah das Volk um seine Schwester sich drängen, stossen und raufen, er sah die geschwenkten Mützen; wie alle miteinander wetteiferten, der jungen Prinzessin Kleid, den Saum ihres Aermels zu küssen, er sah, wie seine Schwester beim Anblick der Gedenktafel in Thränen ausbrach, er hörte, wie die Kirchenglocken mit festlichem Gesange einfielen in das Freudengeschrei der Menge. Und Parabosco wurde zuerst bleich, dann wurde er rot, und seine Unterlippe bebte ein wenig. Dann aber schien es, als würde er ganz ruhig und streiche mit den Fingern nur deshalb über den Schnurrbart, um ein Lächeln, das dort aufgestiegen war, zu verbergen.
Er sagte kein Wort.
Gonzalvo, der neben ihm stand, sagte auch nichts, allein er biss die Zähne zusammen, um nicht laut aufzujauchzen.



Der Himmel war purpurfarben vom Abendglanz, und leise huschten schon die ersten grauen Schleier der Dämmerung darüber hin, als die Prinzessin wieder in den Palast zurückkehrte.
Noch immer stand der Herzog am Fenster und noch immer wogte unten das Volk, das jetzt den Parabosco hochleben liess. Agostino di Gardone, der nun fröhlich wieder auf dem Platze erschien, nachdem er sein Pulver

verknallt hatte, sah mit Ergötzen die Wirkung seiner Kanonade, und seine Wonne stieg, als er von dem Umzug vernahm, den die Prinzessin hier abgehalten. Er wollte nun einmal seinen aufgeregten Mitbürgern keine Ruhe gönnen und so rief er jetzt, indem er vor seine Gedenktafel trat, zu den Fenstern des Franzesco empor: »Zeige Dich, Franzesco Gembi! Riavenna will Dich sehen!«
Sogleich waren alle darauf versessen, des jungen Fähnrichs habhaft zu werden, und brüllten zu den Fenstern hinauf: »Zeige Dich, Franzesco Gembi!«
Franzesco Gembi hatte lange vergeblich auf die Rückkehr seines Freundes gewartet. Schliesslich erfuhr er durch den treuen Andrea, von welcher Art jene Tafel sei, die der Herzog an sein Haus hatte heften lassen. Als er den Wortlaut vernommen, war er in eine blinde Wut geraten und hatte alles in seinem Zimmer kurz und klein geschlagen. Der Kronleuchter, die Stühle, kostbare Teller, Vasen, Spiegel lagen in Trümmern auf dem Boden. Dann hatte er sich vom treuen Andrea den Degen entwinden lassen und sich allmählich gefasst. Die Fanfaren, das Geschrei, das Schiessen trug dazu bei, ihn nur noch mehr zu reizen. Dennoch überlegte er. Dass Geraldini sich nicht mehr blicken liess, war ihm ein Beweis, wie schlimm die Dinge stehen mussten. Aber er hatte den Entschluss gefasst, Parabosco Trotz zu bieten. »Dazu hat er kein Recht, und wenn er hundertmal der Herzog ist!« Er sagte sich diese Worte beständig vor. Wenn er an das Schicksal der Prinzessin dachte, erschrak er aufs Aeusserste. »Gott mag wissen«, sagte er — denn es war eine Gewohnheit Franzescos, bei allen Anlässen »Gott mag wissen« zu sagen — »Gott mag wissen, wie Parabosco sie behandelt.« Jene Tafel erfüllte ihn mit tiefer Beschämung, als hätte er selbst das Geheimnis seiner Liebe an die Wand geschrieben. Er fühlte sich entehrt. »Ich wags«, rief er zuletzt, liess seine Staatsgewänder holen und legte sie an. Sobald es dunkel geworden und der Pöbel da unten sich verlaufen hätte, wollte er zum Herzog gehen. Er wollte ihm alles, was er nur verlangen würde, anbieten: seine Freiheit, seinen Adel, selbst sein Leben. Aber der Gedenkstein musste

dafür entfernt werden. Würde der Herzog seine Bitte nicht erhören, so gedachte Franzesco — und dieses war sein fester Vorsatz — noch in derselben Nacht den verhassten Marmor zu zertrümmern, geschehe dann, was wolle.
Als er endlich mit dem Ankleiden fertig geworden, rief ihn sein alter Diener mit vielen erstaunten Ausrufungen ans Fenster. Hinter der Gardine verborgen, sah Franzesco die Prinzessin, frei, fürstlich geschmückt, auf ihrem Zug vom Volke gehuldigt. Wie im Traume starrte er hinunter und wie im Traume hörte er das Geläute von den Türmen. Gänzlich verwirrt, folgte er mit den Blicken allen Vorgängen auf der Strasse, ohne sie zu verstehen; denn er hatte es sogleich aufgegeben, das zu begreifen, was hier vor seinen Augen geschah. »Gott mag es wissen«, flüsterte er nur vor sich hin.
Jetzt war die Prinzessin wieder im Palaste verschwunden, die Thore hatten sich hinter ihr geschlossen, da hörte Franzesco von unten seinen Namen rufen, immer lauter, immer stürmischer. Er wusste nicht, was nun zu thun sei, allein der Diener zog unversehens den Vorhang auf, und Franzesco stand da, im vollen Schmucke seines Staatskleides, dem ganzen Volke sichtbar. Ein Aufschrei des Entzückens begrüsste ihn, so zwingend, dass er unwillkürlich sein Haupt wie zum Danke neigte. »Es lebe Franzesco Gembi!« hörte er tausendstimmig. »Es lebe der tapfere Franzesco Gembi!« Und wieder neigte er das Haupt und schliesslich nickte er immerzu, hob die Hand, winkte und grüsste freudig und mit seinem hübschen Lächeln die Menschen da unten, die er vor wenigen Minuten noch für seine Spötter und Feinde gehalten.
Da öffnete sich die Thüre, und Filippo Geraldini sauste herein. Stürmisch fiel er Franzesco um den Hals: »Der Herzog . . . ach, mein Teurer, Du weisst nicht, wie glücklich ich bin . . . Parabosco lässt Dich rufen . . . komme sogleich mit mir . . . Du ahnst nicht, was ich für Dich gethan habe . . . aber denke daran, wenns Zeit ist . . . Gehen wir . . . Auch Gonzalvo ist Dein Freund . . . sei Du der unsere . . . Geschwind, geschwind! . . . Der Herzog will Dich sprechen, ehe das Fest beginnt!«

Dann sprang er ans Fenster, beugte sich weit hinaus und, der Menge freundlich winkend, rief er: »Ich bringe Euch Euren Franzesco! Wir kommen gleich!«

Franzesco Gembi schritt mit seinem Freund über den Platz. Es dämmerte schon, aber das Volk führte wahre Tänze auf, um seinem neuen Liebling ins Antlitz zu blicken. Hundert Hände streckten sich ihm entgegen. Jeder sprach ihn an. Bitten, Glückwünsche, Schmeicheleien tönten durcheinander. Man versuchte, ihn aufzuheben und wollte ihn auf den Schultern tragen. Mühsam nur erwehrte er sich dieser Gunstbezeigung, die Agostino angestiftet hatte. Nun drückte er dem Bildhauer herzlich die Hand und eilte, gefolgt von dem zärtlichen Geraldini, in den Palast. Das Volk blieb noch lange jubelnd und singend beisammen. Die Glocken waren verstummt, das Schiessen hatte längst aufgehört, aber ein Nachklang der festlichen Laune schwebte noch im Zwielicht. Die weisse Marmortafel blinkte hell vom Palazzo Gembi nieder und schien die Leute munter zu halten. An ihrem Anblick erneuerte sich die Lustbarkeit immer wieder und wer schon sachte nach Hause gehen wollte, der fühlte sich noch einmal zum Verweilen aufgefordert, so oft er jene Tafel ansah. Sie war nach und nach im Bewusstsein des Volkes zum historischen Denkmal einer patriotischen That geworden, und wenn auch Niemand zu sagen wusste, worin eigentlich das Ruhmvolle dieser That bestehe, so zweifelte doch keiner mehr daran, dass sie äusserst ruhmvoll gewesen, und jeder fühlte sich überzeugt, das Geschehene sei nur zum allgemeinen Wohl geschehen und komme dem Heile des Staates irgendwie zugute. So fuhr man fort, dankbare und freudige Ausrufe in die Luft zu schreien, während schon die ersten Sänften herankamen und die edlen Gäste für das Fest des Herzogs brachten. Erst als in den Fenstern des Palastes die Lichter aufstrahlten und der Mond hoch vom Himmel her seinen Glanz beschwichtigend über Riavenna ausbreitete, verlor sich die Menge langsam, befriedigt und beglückt über den schönen Tag.



Franzesco Gembi betrat den fürstlichen Saal aufrechten Schrittes. Der kurze Weg über den Platz hatte genügt, auch in ihm das dunkle Empfinden zu erwecken, er habe ein verdienstliches Werk vollbracht und sich auf irgend eine Weise ausgezeichnet.

Auf seinem Thron empfing Parabosco den jungen Edelmann. Nur die Prinzessin war zugegen.

Franzesco verneigte sich tief vor dem Herzog und der Prinzessin. Diese aber wendete ihr verweintes Antlitz ab und sah zu Boden.

»Nun, Franzesco Gembi«, sagte der Herzog, und das Lächeln, das er früher verborgen hatte, schwebte jetzt frei und vornehm auf seinen Lippen. »Ich hab es Euch schon heute in aller Frühe gesagt: Ihr habt viel Glück in der Liebe.« Es war ein klein wenig wegwerfend, das Lächeln Paraboscos, und Franzesco wurde sachte aufgebracht. Er fühlte, sein Verdienst werde doch nicht so recht gewürdigt, wie er gehofft hatte.

»Prinzessin«, wandte sich der Herzog immer lächelnd zu seiner Schwester. »Franzesco Gembi ist ein bedeutender Mann geworden. Es bedarf der Heimlichkeiten nicht mehr, und so frage ich Euch denn: wollt Ihr diesen ebenso tapferen als edlen und nützlichen Jüngling zum Gemahl?«

Prinzessin Anna sprang empor. Einen Augenblick schlug die Liebe in ihrem Herzen wieder auf, aber sie sah in Franzescos hübsches Antlitz, und es war ihr fremd. Sie sah, dass seine hellen blauen Augen auf eine eigentümliche Art sieghaft blitzten. Alles an ihm erschien ihr dreist, zudringlich, anmassend. Wie ein Lakai, der sich eine unschickliche Vertraulichkeit erlaubt, stand er da, tief unter ihr, und ihr Stolz fühlte sich gedemütigt. Einen raschen angstvollen Blick warf sie auf ihren Bruder. Sie sah sein verächtliches Lächeln, und mit einer heftigen Geberde von Franzesco sich abwendend, rannte sie aus dem Zimmer.

Der Herzog lachte kurz auf und schaute Gembi an, der ratlos und mit unglücklicher Miene umherblickte. Dann sagte Parabosco mit übertriebenem Bedauern: »Es thut mir herzlich leid, aber es scheint, die Prinzessin will diese Heirat nicht ... Was thun? Für Euch muss un-

bedingt etwas geschehen«, fügte er eifrig hinzu. »Ein Mann wie Ihr! ...« Dann trat er ganz nahe an Gembi heran und sprach voll Milde: »Wisst Ihr, was? Ich überlasse Euch selbst die Wahl. Erwägt bei Euch, welcher Belohnung Ihr würdig seid, und jede, die Euch gerecht erscheint, sei Euch gewährt.«
Damit winkte der Herzog, und Franzesco Gembi schlich davon.
Das Fest sollte seinen Anfang nehmen. Da schickte Parabosco zur Prinzessin Anna, dass sie an seiner Seite erscheine. Und als sie dann kam, geschmückt mit allen Abzeichen ihres Ranges und ihrer Schönheit, die Spuren reifenden Erlebens in ihren Zügen, nahm sie Parabosco gütig an der Hand und sprach: »Vergessen wir den Kummer, den wir einander bereitet haben. Seien wir nur untereinander einig, dann sind wir auch frei. Denn die Uebrigen alle...«
»Die bücken sich vor uns«, vollendete die Prinzessin und sah ihrem Bruder jetzt zum erstenmale wieder voll ins Antlitz.
Hierauf schritten sie Hand in Hand unter Paukenschall und Fanfaren durch die hellerleuchteten Säle, und der ganze Hof neigte sich tief zur Erde.



Parabosco aber zog sich bald von der Gesellschaft zurück, that die reichen Gewänder ab und legte einfache Kleider an. Dann eilte er durch das Hinterpförtchen hinaus auf die Strasse und wandelte den Weg nach San Vito di Felice.
Vittoria stand am Hausthor neben ihrem Vater. Parabosco stutzte zuerst, aber Vittoria lief ihm entgegen: »Komm nur, Geliebter«, sagte sie, »mein Vater weiss alles.«
Der alte Hufschmied näherte sich, lüftete die Kappe und sagte voll Ehrfurcht: »Belieben Euer Gnaden einzutreten«, und vorausschreitend, öffnete er die Thür zur Kammer seiner Tochter.
Parabosco trat ein, verwundert und die Hand noch immer misstrauisch

am Knauf seines Dolches. Vittoria aber schob den Riegel vor und sank ihm in die Arme. »Warum staunst Du?« sagte sie leise. »Wenn Deine Schwester es thut, dann darf ichs auch.« Und mit kindlicher Freude nestelte sie ihr Mieder auf.

»Ja, dann ... freilich!« rief der Herzog erleuchtet. Er zog die holde Vittoria an sein Herz und war sehr glücklich.



AN BELINDE / GEDICHTE VON RUDOLF ALEXANDER SCHROEDER. II.

I.

SUESSIGKEIT, noch einmal wieder
Will sie mir vom Munde fliessen,
Will ein buntes Lied-Gefieder
Meiner Sehnsucht Himmel grüssen.

Will von Düften holder Stunde,
Wie mein Herz sie einst erfuhr,
Bleiben eine Liebes-Kunde,
Eines Lebens letzte Spur.

II.

HIER erscheint dein Bild mir wieder;
Und es wirkt auch in der Ferne;
Würden doch die zarten Lieder
Zeichen meiner Liebe gerne.

Geht von Wellen, die getragen
Meines Herzens schwankes Schiff,
Bis hierher ein Ufer-Schlagen,
Silberschaum an Strand und Riff.

III.

MUESSEN nicht zu Schatten werden
Diese luftigen Gebilde,
Weil wir eine Fremde singen?

Weilst du, Süsse, noch auf Erden
Und verherrlichst dein Gefilde,
Mög ein Ton auch zu dir dringen! —

IV.

FELSEN über Thälern hängend
Und aus Schlucht und Stein-Verliessen
Bäche emsig nieder drängend,
Bis sie sich ins Meer ergiessen.

So aus dunkelsten Bereichen
Ist es, dass mein Seufzen dringt;
Möchte, Freundin, dich erreichen,
Wie es in der Luft ertrinkt.

V.

STRAEUCHER, die von Rosen glühen,
Sind so wie mein Herz entglommen;
Will es doch in Liebe blühen.

Düfte, die sie rings verstreuen,
Sind wie Lieder, mir entkommen; —
Möchten beide dich erfreuen!

VI.

FREILICH, kurz sind diese Lieder
Und mit Seufzern zu vergleichen;
Beide tönen immer wieder,
Beide meiner Liebe Zeichen.

Aber horchst du auf, verwundert,
Wenn ich singe, süsses Kind,
Denk, dass meine Lieder hundert,
Meine Seufzer tausend sind.

VII.

NICHT ein schmerzliches Versenken
Zeugt im Herzen diese Töne,
Nein, ein lieblich Angedenken
Und ein Traum von deiner Schöne.

Nicht ein ungestüm Verlangen
Macht uns jetzt noch bang und wild,
Haben wir doch Trost empfangen,
Wie er nur Beglückten quillt.

VIII.

SEI du uns gegrüsst! Denn immer
Regt das Herz sich dir entgegen;
Aber freundlich winkt dein Schimmer
Und erheiternd unsern Wegen.

Wenn ein seltsam Traum-Gesicht
Uns in einer Nacht entstanden,
Hält sein zauberisches Licht
Uns noch Tage lang in Banden.

IX.

NICHT in diesen Büchern nur,
Welche deinen Namen künden, —
Deiner Liebe holde Spur
Lässt in manchem Wort sich finden.

Ja, wenn einmal unser Sinn
Dich vergesslich aufgegeben,
Geht durch späte Lieder hin
Noch ein Hauch von deinem Leben.

X.

WIE ich diese Lieder singe,
Ist es, um mich zu befrein.
Dass mein Gram mich nicht bezwinge,
Schläfr' ich ihn melodisch ein.

Und den lieblichen Akkorden
Wandelt sich, was mich verletzt;
Ist ein holdes Bild geworden,
Dessen Anblick mich ergetzt.

XI.

OH, wie lieblich, hier in Lauben,
Ueberhaucht von Rosenranken
Deiner, Süsse, zu gedenken.

Möchte dich mir nahe glauben;
Soviel liebliche Gedanken
Will dein fernes Bild mir schenken.

XII.

FUEHL ich doch so innig rein,
Wie du mich mit dir verbindest;
Irgend etwas muss auch sein,
Das du so von mir empfindest.

Ist dir nicht in deinen Sinn
Irgendwie mein Bild gekommen?
Ach, ich gäbe gern mich hin,
Würde ich nur aufgenommen! —

XIII.

RUHIG, reinlich sollt ihr bleiben,
Verse, die ihr angehören;
Und kein leidenschaftlich Treiben
Soll ein rein Gedenken stören.

Wenn ein Weh sich regen will,
Soll es sich zur Freude wenden;
Denn wir wollen ernst und still
Unsern Liebestraum vollenden.

XIV.

HAUPT ertränkt in Nebel-Massen
Stehen Berge ernst erwartend,
Bis der Sonne warmer Kuss
Allen Dunst und Schleier löste.

So auch weiss ich mich zu fassen,
Und in Jammer nicht entartend,
Wart ich auf des Tages Gruss,
Wo mich dein Vergessen tröste.

XV.

DOCH wir wollen deine Tage
Auch in Zukunft noch verehren;
Lernten wir doch ohne Klage
Angesehntes zu entbehren.

War uns doch vergönnt zu sehen,
Dein erheiterndes Gesicht.
Wo wir nun im Leben gehen,
Finden wir so Schönes nicht.

XVI.

BLAUEM Meer, entzückten Fluten
Segel freundlich ausgesendet,
Deren Weiss in Himmels-Gluten
Uns wie Blitz der Sonne blendet.

Fern, wie sie ins Ferne ziehen,
Fühlt mein Herz sich so befreit,
Als wenn Wünsche mit entfliehen;
Und es bleibt: Zufriedenheit.

XVII.

FRUEHLING. Aus den Knospen streben
Blätter, zart im Frühlingshauch,
Werden bald uns Schatten geben,
Wand und Wölbung, Baum und Strauch.

Werd ich unter diesen Bäumen,
Wenn sie voll in Blättern stehn,
Noch von jener Seele träumen,
Deren Abbild ich gesehn?

XVIII.

OH, mir ist, als ob sich hübe
Wolkenlast, die mich bedrückt,
Dass nach Stunden deiner Trübe
Mich ein reines Licht beglückt.

XIX.

SEH ich herrliche Gestalten,
Denk ich: Sie war schöner noch.
Sehe ich ein holdes Schalten,
Regtest du dich holder doch.

Und so macht dein Zauberglanz
Mich für andres Licht erblinden;
Und mein Herz weiss noch nicht ganz
Sich mit sich zurecht zu finden.

XX.

WIE benenn ich dies Gefühl,
Diese träumenden Gedanken?
Keine Sehnsucht und kein Ziel,
Wellengleich ein müssig Schwanken.

Will dein Bild sich vor mich stellen,
Das mich noch gefangen hält,
Ist es mir, als wenn die Wellen
Leis ein leises Wehen schwellt.

XXI.

MICH in Blumenduft ertränken
Möchte ich und im Geniessen
Alles Zarten, alles Süssen
An dein Herz, Geliebte, denken.

Ach, wie sie zusammenfliessen,
Ihre Wollust mir zu schenken,
Will mich süsser ein Gedenken
Deiner Atmosphäre grüssen.

XXII.

WIE sichs nun zum Abend schickt,
Wird die Sonne untergehen,
Die nun andern Ländern lacht.

Wie sie alle Welt erblickt,
Wird sie auch dein Lächeln sehen,
Das mich traurig einst gemacht.

XXIII.

SCHEINT uns manches so verfänglich
Und verwirrt im Ungewissen,
Schön ists: Einen Tag zu wissen,
Wo wir lebten überschwänglich.

Wenn wir manches ernst verneinen,
Und uns wenig mehr berührt,
Hat dein liebliches Erscheinen
Stets aufs neue uns verführt.

XXIV.

ABER doch — aus seinen Banden
Sehnt das Herz sich wieder frei,
Forscht, ob nicht in neuen Landen
Neues ihm bereitet sei.

Und da du es nie ermessen,
Wie ich sehr dich wertgeschätzt,
Kann ich auch dein Bild vergessen,
Ohne, dass ich dich verletzt.

XXV.

MOECHTE mir ein Grab bereiten
Für die Schmerzen meiner Liebe,
Einen Stein darüber breiten,
Drauf ich deinen Namen schriebe.

Hier — so wäre drauf zu lesen —
Ruht Belindens Angedenken.
Und: Mich wollt es einmal kränken,
Dass sie nicht mein Glück gewesen.

ZWEI ZEICHNUNGEN VON MARKUS BEHMER.




MARCUS
BEHMER

ANMERKUNGEN.

Ein Jahrhundert französischer Malerei von Richard Muther. Berlin. S. Fischers Verlag 1901.

WIR empfehlen die Anschaffung dieses kleinen Büchleins jedem, der für wenig Geld sich ein Memorial der herrlichen Centenarausstellung beschaffen möchte, die uns im vorigen Sommer im »Grand Palais« einen Ueberblick über die französische Malerei dieses Jahrhunderts verschaffen wollte.

Allerdings ist das kleine Buch weit davon entfernt erschöpfend oder auch nur annähernd genügend in seinen Illustrationen zu sein; und textlich ist es ganz ungenügend; aber es sind immerhin 126 kleine Illustrationen drin; und das ist schon etwas.

Der Text von Herrn Muther ist von unerhörter Banalität, ein unerträgliches Geschwätz. Ganz abgesehen davon, dass der Verfasser Thatsächliches oder kritisch Wertvolles überhaupt nicht vorbringt, sondern nur mit unerträglichem Leichtsinn über die bedeutendsten und ernsthaftesten Sachen in einem äusserst geschmacklosen Jargon redet, — wir führen Ausdrücke an wie: »Ekstasen des Lichtes« (Titel), »ungeschlachter, derber Prolet« (von Courbet) »Persönlichkeiten grössten Kalibers« —, abgesehen davon, dass er Goethe falsch zitiert: — » »der Armen Schicksal ist beklagenswert« ist der ständige Kehrreim ihrer Bilder« —, abgesehen davon, dass er, wenn er geistreich wird, sagt: X verhält sich zu Y wie Rafael zu Michelangelo oder Rembrandt zu Rubens und was dergleichen beliebte Gemeinheiten mehr sind, giebt er sich auch da, wo er selber redet, urteilt, verwundert ist, und nicht nur seine Phrasen oder Vorbilder es sind, derartige Blössen, wie wir sie selbst einem deutschen Kunsthistoriker von dem »Kaliber« des Herrn Muther nicht zugetraut hätten.

So nennt er, um nur einiges anzuführen, Grasset (wirklich Grasset) den bedeutendsten Vertreter der graphischen Kunst in Frankreich, nennt Lionardo, Khnopff, Thoorop und Moreau in einem Atem, u. s. w. Wir wollen uns bei weiteren Einzelheiten des Mutherschen Machwerks

nicht aufhalten. Die meisten Käufer des niedlichen kleinen Buches werden den Text nicht beachten; und wer ihn liest und mit Vergnügen liest, dem ist nicht zu helfen.
Das Buch ist recht nett gedruckt. Papier und Reproduktionen sind gut. Einband und Vorsatzpapier dürften mit mehr Geschmack gewählt sein.

S.

Das Wesen der Kunst. Im Spiegel deutscher Kunstanschauung. Auf Grund einer Rundfrage zum Fest der Karlsruher Künstlerschaft (»Drei Tage im Morgenlande«) zusammengestellt von Albert Herzog. Karlsruhe i. B. Druck und Verlag: G. Braun'sche Hofbuchdruckerei 1901.

So ungeheuerlich wie die Pretension seines Titels, so unbedeutend ist der Inhalt dieses Büchleins.
»Was ist die Kunst?« So lautete die recht geschmacklose Umfrage, zu der sich einige begeisterte Karlsruher Künstlergemüter veranlasst fanden; und es wundert uns nur, dass so viele Persönlichkeiten von Bedeutung sich zum Versuch einer Antwort herbeiliessen. Für den Psychologen mag es ein gewisses Interesse haben, zu sehen, auf wieviel verschiedene Weisen verschiedene dilettantische Denker entweder versuchen, einem unlösbaren Problem aus dem Handgelenke beizukommen, oder mit einer Uebergehung der eigentlichen Frage Dinge vorbringen, an denen sie ein augenblickliches Interesse haben. So giebt es eine bunte Sammlung von phrasenhaften Auseinandersetzungen, Lakonismen ohne Sinn, Witzeleien, ja sogar Invektionen — kurz von alle dem, was der Leichtsinn auf eine leichtsinnig gestellte Frage vorzubringen hat; und statt des »Spiegels der deutschen Kunstanschauung« in dem der Herausgeber nur das »Wesen der Kunst« zeigen wollte, sehen wir eine Sammlung bunter Scherben, die alle einen mehr oder minder trüben Widerschein, aber kein Spiegelbild geben. Dass sich unter den vielen sogenannten Antworten auch ein paar gute und treffende Bemerkungen finden, ist erklärlich; doch rechtfertigt sich unsrer Meinung nach dadurch eine Umfrage nicht, die im Grunde nur einer ganz

gemeinen Neugierde und Lust an Indiskretionen aller Art, aber weder der Kunst noch den Künstlern dient. Man könnte ebenso gut bei Pastoren Umfrage halten, was sie über das »Wesen des lieben Gottes« dächten, als bei Künstlern, was sie vom »Wesen der Kunst« hielten. Im ersteren Falle würde man sogar gewissenhaftere Antworten zu erwarten haben.
Das Buch ist, trotzdem es von »Künstlern« herausgegeben und recht luxuriös ausgestattet wurde, ungewöhnlich geschmacklos gedruckt. Einleitungs- und Schluss-Gedicht vom Herausgeber sind überaus läppisch. Für die unter unsern Lesern, die keine Zeit oder keinen Humor haben, aus dem Phrasengewässer der Brochüre die wenigen vorhandenen Perlen selbst aufzulesen, drucken wir hier ein reizendes Gedicht ab, das Hans Thoma als »Antwort« sandte:

O Ramses, weiser König,
Ueber Kunst zu sagen weiss ich wenig:
Als Kind auf Schiefertafel und Papier
Durch Krixeln und Kraxeln bracht ich manches herfür;
Der Nachbar es Gewurstel und Unsinn nannte,
Ich selber auch nicht viel darin erkannte,
Doch schiens mir wohl, nur wusst ich nicht was?
Ich lief zur Mutter; die liebe, die sagte mir das:
Dass ein Pferd es sei, ein Haus, ein gräuliches Tier,
Der Mann davor fiele um vor Schrecken schier.
Ganz ähnlich hab ichs durch all die Jahre getrieben,
Gar mancher nannts grässlich, ein andrer ist stehen geblieben
Vor den Tafeln, die ich mit Formen und Farben gefüllt.
Man fragte gar oft, welch Geheimnis hinein ich gehüllt?
Und kommen die Fragen: wozu, warum und was?
In Verlegenheit sagt ich wohl öfter: es ist ja nur Spass!
Es drängt mich halt immer, etwas zu bilden und zu gestalten
Es muss schon ein eigner Trieb in mir walten.
O König Ramses, sei gnädig, bleib milde
Wenn ich genau nicht sagen kann, wie ichs bilde.

Es ist halt die Kunst, ich mach, was ich kann,
Viel Fleiss steckt drin, du findest vielleicht Gefallen daran,
Wenn gnädigst geruhst, mit Geduld es zu sehen:
Du wirst es aus Wallung der eignen Seele verstehen:
Drum weiser König, o gütiger Ramses,
Wenn das Bild dir gefällt und wies dir gefällt, so benams es.

S.

DIE INSEL. II. JAHRGANG. 4. QUARTAL NR. 10. JULI 1901.
FUER DEN INHALT VERANTWORTLICH: R. A. SCHROEDER, MUENCHEN.

BEZUGS-BEDINGUNGEN

Abonnement vierteljährlich 6 Mark, halbjährlich 12 Mark, jährlich 24 Mark inkl. fester Einbanddecken mit Vorsatzpapier für jedes Quartal.

Einzelpreis der Monatsnummer: 2 Mark.
Einzelpreis des Quartalbandes: 8 Mark.

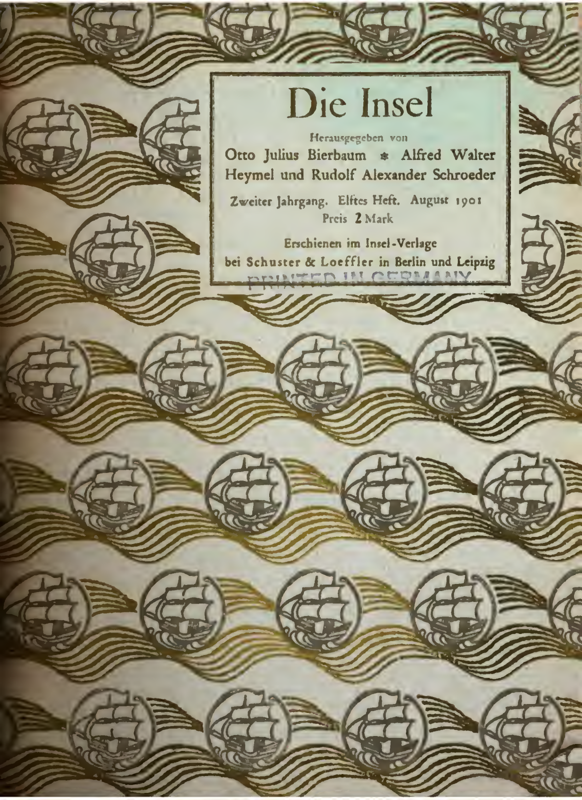
Auf starkes Inselpapier (Wasserzeichen Schiff) werden 50 Stück gedruckt. Von dieser Ausgabe kostet das Heft 3 Mark, das Abonnement vierteljährlich 9 Mark, halbjährlich 18 Mark, jährlich 36 Mark.

Vom ersten Jahrgang werden einzelne Hefte nicht mehr abgegeben, doch sind noch komplette Exemplare vorhanden, die bis auf weiteres noch zu dem ursprünglichen Preise (jeder Quartalsband 12 Mark, alle vier zusammen 36 Mark) abgegeben werden. Bei gleichzeitiger Erwerbung des ganzen (gebundenen) ersten Jahrganges der Monatsschrift und des (nur im ersten Jahrgange erschienenen) Mappenwerkes tritt wie bisher eine Ermässigung des Gesamtpreises auf 75 Mark (statt 90 Mark) für beide Publikationen ein. Für sich allein kostet das Mappenwerk nach wie vor 50 Mark.

Die Redaktion der Insel befindet sich in München Leopoldstrasse 4.

Unverlangt eingeschickte Beiträge werden nicht zurückgeschickt. Redaktionelle Gegenäusserungen erfolgen nur im Falle der Annahme.

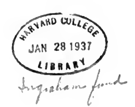



Die Insel
Herausgegeben von
Otto Julius Bierbaum * Alfred Walter
Heymel und Rudolf Alexander Schroeder
Zweiter Jahrgang. Elftes Heft. August 1901
Preis 2 Mark
Erschienen im Insel-Verlage
bei Schuster & Loeffler in Berlin und Leipzig
PRINTED IN GERMANY

DIE INSEL/ MONATSSCHRIFT MIT BUCHSCHMUCK UND ILLUSTRATIONEN/ HERAUSGEGEBEN VON O. J. BIERBAUM, A. W. HEYMEL UND R. A. SCHROEDER

II. Jahrgang. 4. Quartal, No. 11. August 1901.

INHALTS-VERZEICHNIS



DIE INSEL. NR. 11
AUGUST. 1901.

GESTERN/ DRAMATISCHE STUDIE IN EINEM AKT IN VERSEN/ VON HUGO VON HOFMANNSTHAL/ GESCHRIEBEN 1891.

Personen.

Der Cardinal von Ostia.	Ser Vespasiano.
Andrea.	Mosca, der Parasit.
Arlette.	Corbaccio, der Schauspieler.
Fantasio, der Dichter.	Marsilio, ein fremder Mann.
Fortunio, der Maler.	Zwei Diener des Andrea.

In Andreas Haus zu Imola. Zur Zeit der grossen Maler.

GARTENSAAL im Hause Andreas. Reiche Architektur der sinkenden Renaissance, die Wände mit Stuccaturen und Grotesken geziert. Links und rechts je ein hohes Fenster und je eine kleine Thür mit Gobelinvorhängen, darauf Darstellungen aus der Aeneis. Mittelthür ebenso, dahinter eine Terrasse, die rückwärts mit vergoldeten Epheugittern abgeschlossen ist, links und rechts Stufen zum Garten hat. In der linken Ecke von Wand zu Wand eine dunkelrote Hängematte an silbernen Ringen. An den Pfeilern geschnitzte Truhen zum Sitzen. In der Mitte eine Majolikaherme des Aretino. Am Pfeiler rechts eine tragbare kleine Orgel mit freien Blasebälgen; sie steht auf einer schwarzen Ebenholztruhe, die in lichtem eingelegten Holz harfenspielende Tritonen und syrinxblasende Faune zeigt. Darüber hängen an der Wand eine dreisaitige Geige, in einen Satyrkopf auslaufend und ein langes Monochord, mit Elfenbein eingelegt. Von der Decke hängen Ampeln in den strengeren Formen der Frührenaissance. — Morgendämmerung, Fenster und Thüren verhängt.

ERSTE SCENE/

Arlette, durch die kleine Thür rechts; sie läuft in die Mitte des Zimmers, lauscht:

Madonna! ja! Die Gartenthür . . und Schritte!

Nach rechts zurückrufend:

Er ist's, geh! geh! und bück Dich! durch die Mitte!

dann schiebt sie schnell den Gobelin zu, läuft nach der Hängematte und legt sich hinein. Sie streckt noch einmal den Kopf empor und stellt sich dann schlafend.

Andrea, kommt durch die Mittelthür, pfeifend; er legt den Degen ab, dann bemerkt er Arlette, geht hin und küsst sie auf die Stirn.

Arlette, scheinbar aufschreckend:

Andrea!

Andrea:

Ach, hab ich Dich aufgeweckt?
Das wollt ich nicht!

Arlette:

Du hast mich so erschreckt!

Andrea:

Was hast Du denn?

Arlette, schnell:

Du bist schon lange hier?

Andrea:

Ich komme eben. Aber . . sage mir . .

Arlette, sie spricht schnell und erregt und sieht verstohlen nach der Thür rechts:

Nein, nein . . nichts . . weisst Du, ich bin eingeschlafen . .
Ja . . in der Nacht . . da lief ich in den Garten . .
Ich hatte Angst . . ich wollte Dich erwarten . .

Allmählich ruhiger.

Ich weiss nicht . . Ein unsinniges Gefühl . .
Mich ängstigte mein grosses stilles Zimmer,
Es war so atment lau und duftig schwül,
Am Gartengitter spielte weisser Schimmer
Und da . . ich weiss nicht . . trat ich hier herein,

Sie richtet sich auf und lehnt sich an ihn.

Mir war, als wär ich weniger allein . .

Pause.

Du kommst sehr früh?

Andrea:

Es ist ja fast schon Licht,
Doch komm, wir könnten jetzt hinübergehen
Zu Dir, zu uns . .

Er will sie sanft mitziehen.

Arlette, ängstlich:

Andrea! nicht . .
Mein Zimmer hat . .

Andrea:

Was hat es denn, Du Kind?

Arlette, schmeichelnd:

Bleib da! im Garten rauscht so süss die Nacht,
Man hört's nur hier!

Andrea:

Das ist der Morgenwind,
Das ist des Tages Rauschen, der erwacht!

Arlette:

Komm in den Garten, in das feuchte Grau!
Ich sehne mich nach Tau, nach frischem Tau!
Wie damals, weisst Du noch? wie wir uns trafen,
Im Park von Trevi, taubesprengt, verschlafen?

Andrea:

Den Tau des Sommers trinkt die Sonne schnell!

Er schiebt einen Vorhang weg.

Es ist schon Licht, Arlette!

Arlette, ganz aufgestanden:

Lass! so grell!
Es schmerzt. O lass die kühle, halbe Nacht,
Ich fühl, dass heut das Licht mich hässlich macht.

Andrea:

Du bist sehr blass.

Arlette:

Du weisst, ich hab gewacht.

Andrea, gereizt:

Wer hiess Dich wachen?

Arlette:

Muss Du mich noch quälen,
Dass Du mich quältest! Nein, Du sollst erzählen,
Und bin ich schon die Nacht allein geblieben,
Will ich doch wissen, was Dich fortgetrieben.

Andrea:

Du weisst ja, Kind, dass ich bei Palla war.

Arlette:

Und dort?

Andrea:

Wie immer die gewohnte Schar:
Fantasio, Pietro, Grumio, Strozzi auch,
Kurz alle, nur Lorenzo hat gefehlt.

Arlette, lauernd:

Warum denn der?

Andrea:

Er hat den Grund verhehlt,
Man fragt doch nicht — Vielleicht ein Stelldichein.

Arlette:

So weisst Du?

Andrea:

Nein.

Arlette:

Doch glaubst Du etwa?

Andrea:

Nein.
Was fragst Du denn?

Arlette, ablenkend:

Und was habt ihr gemacht?

Andrea:

Geprahlt, gespielt, getrunken und gelacht —
Was man mit Männern thut, wenn man nicht streitet,
Die meisten haben mich bis her begleitet.
Sie kommen heut recht früh . .

Arlette:

Gesteh's, Dir sind
Doch Frauen lieber.

Andrea:

Bis auf eines, Kind.
Die lieben mich, weil ich der Klügste bin.

Arlette:

Sie lieben Dich, weil sie Dich brauchen können!

Andrea:

Und wenn's so ist! Ich frage nicht nach Gründen!
Nur aus sich selber strömt, was wir empfinden,
Und nur Empfindung findet rück die Pforte:

Ohnmächtig sind die Thaten, leer die Worte!
Ergründen macht Empfinden unerträglich,
Und jedes wahre Fühlen ist unsäglich . .
Nicht was ich denke, glaube, höre, sehe,
Dein Zauber bindet mich und Deine Nähe . .
Und wenn Du mich betrögest und mein Lieben,
Du wärst für mich dieselbe doch geblieben!

Arlette:

Nimm Dich in Acht, der Glaube ist gefährlich!

Andrea:

O nein, nur schön und kühn, berauschend, ehrlich,
Er spület fort, was unsern Geist umklammert,
Als Rücksicht hemmt und als Gewissen jammert,
Mit tausend unverdienten Strafen droht,
Wenn wir nicht lügen, wo Empfinden tot;
Er lehret uns als weises Recht erkennen,
Was wir gewöhnlich thuen und nicht nennen . .

Leiser.

Es ist ja Leben stummes Weiterwandern
Von Millionen, die noch nicht verstehn
Und, wenn sich jemals zwei ins Auge sehn,
So sieht ein jeder sich nur in dem andern.

Arlette:

Und was sind jene, die wir Freunde nennen?

Andrea:

Die, drin wir klarer unser Selbst erkennen.
. . Es gährt in mir ein ungestümes Wollen,
Nach einem Ritt, nach einem wilden, tollen . .
So werde ich nach meinem Pferde rufen:
Es keucht, die Funken sprühen von den Hufen,
Was kümmerts mich, die Laune ist gestillt!
Ein andermal durch meine Seele quillt

Ein unbestimmtes, schmelzendes Verlangen
Nach Tönen, die mich bebend leis umfangen . .
So werd' ich aus der Geige strömen lassen
Ihr Weinen, ihres Sehnens dunkle Fluten,
Ekstatisch tiefstes Stöhnen, heisses Girren
Der Geigenseele rätselhaftes Bluten . .

Er hält einen Augenblick inne.

Ein andermal werd ich den Degen fassen,
Weils mich verlangt nach einer Klinge Schwirren:
Das Ross, das Geigenspiel, die Degenklinge,
Lebendig nur durch unsrer Laune Leben,
Des Lebens wert, so lang sie uns es geben,
Sie sind im Grunde tote, leere Dinge!
Die Freunde so, ihr Leben ist ein Schein,
Ich lebe, der sie brauche, ich allein!
In jedem schläft ein Funken, der mir frommt,
Der früher, später doch zu Tage kommt:
Vielleicht ein Scherz, der meine Laune streichelt,
Ein Wort vielleicht, das mir im Traume schmeichelt,
Ein neuer Rausch vielleicht, ein neu Geniessen,
Vielleicht auch Qualen, die mir viel erschliessen,
Vielleicht ein feiger, weicher Sklavensinn,
Der mich erheitert, wenn ich grausam bin,
Vielleicht . . was weiss ich noch . . ich kann sie brauchen,
Weil sie für mich nach tausend Perlen tauchen,
Weil eine Angst nur ist in meiner Seele:
Dass ich das Höchste, Tiefste doch verfehle!

Leise.

Dem Tode neid ich alles, was er wirbt,
Es ist vielleicht mein Schicksal, das da stirbt,
Das andere, das Grosse, Ungelebte,

Das nicht der Zufall schnöd zusammenklebte.
Darum, Arlette, bangt mir im Genusse,
Ich zage, wenn der volle Becher schäumt,
Ein Zweifel schreit in mir bei jedem Kusse:
Hast Du das Beste nicht, wie leicht, versäumt?!

Arlette, mit geschlossenen Augen:
Ich habe nie von Besserem geträumt.

Andrea:
Es ahnt das Herz ja nicht, was es entbehrt,
Und was ihm zugefallen, hält es wert.
Ich aber will kein Dämmern, ich will Wachen,
Ich will mein Leben fühlen, dichten, machen!
Erst wenn zum Kranz sich jede Blume flicht,
Wenn jede Lust die rechte Frucht sich bricht,
Ein jedes Fühlen mit harmonisch spricht,
Dann ist das Leben Leben, früher nicht!

Pause.

Arlette, steh auf . . die Stunde ist nicht weit.

Arlette:
Ach ja, sie kommen wieder . . Welches Kleid?
Das grüne, das Dir gestern so gefiel,
Das weiche, mit dem matten Faltenspiel?

Andrea:
Das blasse, grüne, mit den Wasserrosen?

Arlette:
Und mit dem Gürtel, mit dem breiten, losen . .

Andrea:
Was fällt Dir ein, das hat mir nie gefallen.

Arlette?
O ja, erst gestern sagtest Dus vor allen . .

Andrea:

Musst Du mit gestern stets das Heute stören?
Muss ich die Fessel immer klirren hören,
Die ewig Dir am Fuss beengend hängt,
Wenn ich für mich sie tausendmal gesprengt!
Weil gestern blasse Dämmrung um uns hing,
Zum grünen Nil die Seele träumen ging,
Weil unbestimmte Lichter um uns flogen,
Am Himmel bleiche Wolken sehnend zogen . .
Ein Abgrund trennt uns davon, sieben Stunden,
Für immer ist dies Gestern hingeschwunden!
Heut ist ein Tag Correggios, reif erglühend,
In ganzen Farben, lachend, prangend, blühend,
Heut ist ein Tag der üppigen Magnolien,
Der schwellenden, der reifen Centifolien;
Heute nimm Dein gelbes Kleid, das schwere, reiche,
Und dunkelrote Rosen, heisse, weiche, . .
Verlerntest Du am Gestern nur zu halten,
Auf dieses Toten hohlen Ruf zu lauschen:
Lass Dir des Heute wechselnde Gewalten,
Genuss und Qualen, durch die Seele rauschen,
Vergiss das Unverständliche, das war:
Das Gestern lügt und nur das Heut ist wahr!
Lass Dich von jedem Augenblicke treiben,
Das ist der Weg, Dir selber treu zu bleiben;
Der Stimmung folg, die Deiner niemals harrt,
Gieb dich ihr hin, so wirst Du Dich bewahren,
Von Ausgelebten drohen dir Gefahren:
Und Lüge wird die Wahrheit, die erstarrt!
Jetzt geh, mein Kind. Nimm auch die goldnen Reifen,
Die mit den Gemmen. Und die neuen Spangen.
Wir haben frühe Gäste zu empfangen.

ZWEITE SCENE.

Andrea, dann Diener, darauf Marsilio.

Diener:

Es ist ein fremder Mann am Gartenthor,
Er will allein dem Herren —

Andrea:

Lass ihn vor.

Marsilio, durch die Mittelthür, dunkel gekleidet; er tritt langsam auf Andrea zu, der ihn forschend ansieht:

Ich sehe Herr, ich bin Dir unbekannt.
Von Padua hat man mich hergesandt.

Andrea:

Der Stimme Klang . . Marsilio! Mein Gefährte!

Marsilio:

Marsilio, den der Gnade Strahl verklärte.

Nach einer Pause.

Andrea, hast Du ganz der Zeit vergessen,
Da wir so viel, so Grosses uns vermessen . .?

Andrea:

Es war so schön, die Lust am Sichverlieren
In unergründlichen, verbotenen Revieren . .

Marsilio:

Wir schworen uns, ein neu Geschlecht zu gründen.

Andrea, lächelnd:

Ich bin gescheitert an den alten Sünden.

Marsilio:

Erloschen find ich jeden kleinsten Funken?

Andrea:

Der kleine ist in grösseren versunken . .

Halblaut.

Du Stück lebendiger Vergangenheit,
Wie unverständlich, unerreichbar weit!

Wie schwebst du schattenhaft und fremd vorbei,
Du abgestreiftes, enges Kleid: Partei!

Marsilio, trocken:

Wer nicht für mich ist, der ist wider mich.
So spricht der Herr . . Ich gehe.

Andrea, befehlend.

Bleib und sprich!

Milder.

Von meiner Thür ist keiner noch gegangen,
Der nicht Verständnis wenigstens empfangen.

Marsilio:

Was einst in unseren jungen Herzen war,
Heut ists der Glaube einer frommen Schar:
Von Padua entzündet, soll auf Erden
Das Licht Savonarolas wieder werden,
Der reinigenden Reue heller Brand
Hinfahren durch dies angefaulte Land.
Mit feuchten Geisseln, blutbesprengten Haaren,
Durchziehn Perugia schon die Büsserscharen.
Es zucken feige die zerfleischten Glieder,
Des Geistes Sieg verkünden ihre Lieder.
Auf ihren Stirnen, den verklärten bleichen,
Flammt durch den Qualm der Nacht das Kreuzeszeichen,
Es geht vor unsrer Schar ein Gotteswehen,
Der heil'gen Wut kann keiner widerstehen.

Andrea, halblaut:

Das ist der Rausch, den damals ich geahnt.

Marsilio:

Nach Forli ist der Weg uns schon gebahnt.

Andrea:

Und hier soll ich euch helfen Bahn zu brechen?

Marsilio:

Ich fordre keine That und kein Versprechen,
Von selbst erwacht der Wille zum Zerstören,
Die Gnade, die das eigene Elend zeigt;
Nur schützen sollst Du mich, dass sie mich hören,
Ich weiss, Dein Haus ist mächtig, weitverzweigt.

Andrea:

Ich will Dich schützen, ohne mein Geschlecht,
Das jedem Neuen blöde widersteht,
Das selbstgesetzten Zwangs, sein eigner Knecht,
Verdammt und ächtet, was es nicht versteht!
Ich will Dich schützen: hier in meinem Haus,
Von Licht umfunkelt, zwischen Spiel und Schmaus,
Hier sollen sie das Kreuz, die Geissel finden,
Den Totenkopf, in blumigen Gewinden!
Ein Grabesschauer soll den Saal durchfluten,
Und wenn Du weckst die heiligtollen Gluten,
Und wenn sie einen Scheiterhaufen schichten
Aus Bildern, Blumen, Teppichen, Gedichten,
Wenn sie vergessen auf ihr eignes Grauen
Und taumelnd schlingen einen Büsserreigen . .
Die Stirnen in den Staub des Bodens neigen,
Zu Füssen Dir die blassen, schönen Frauen! . .
Ich will dich schützen . . denn das möcht ich schauen.
Jetzt geh, mein Freund. Vertraue dich der Rast.
In Imola kränkt niemand meinen Gast.

DRITTE SCENE/

Andrea, dann Diener, darauf Kardinal und Fortunio.

Andrea, Marsilio nachblickend.

Es giebt noch Stürme, die mich nie durchbebt!
Noch Ungefühltes kann das Leben schenken . .

Nur an das eine möcht' ich niemals denken:
Wie schal dies sein wird, wenn ichs ausgelebt!

Diener:

Des Cardinals von Ostia Eminenz
Und Herr Fortunio treten in den Garten.

Andrea:

Sag der Madonna, dass wir sie erwarten.

Der Kardinal und Fortunio, der Maler, treten durch die Mittelthür ein; der Kardinal ist kurzatmig und setzt sich gleich nieder, die beiden anderen stehen.

Kardinal:

Fortunio erzählte mir gerade,
Dass ich recht viel versäumt bei Palla, schade.

Andrea, zerstreut:

Bei Palla, gestern Abend, ja, . . ja, ja . .

Fortunio:

Du selbst warst froh, wie ich dich selten sah,
Dein Wort hat uns berauscht und nicht der Wein!

Andrea:

Das hätte mir geschmeichelt vor sechs Stunden,
Jetzt langweilts mich . . Die Stimmung ist verschwunden!
Und sie zu zwingen kann ich nicht ertragen!
Die kalte Asche . .

Fortunio, der erstaunt die rechte Seitenwand mustert.

Du, ich darf wohl fragen,
Sag, wo ist denn das alte Bild von mir, . .
Der Schwan der Leda hing doch früher hier? . .
Dass jetzt ein Palma die Lünette schmückt,
Den die Umgebung noch dazu erdrückt? . .
Er flog wohl fort auf Nimmerwiedersehen,
Mein armer Schwan vor Deiner Laune Wehen?

Andrea, erst ungeduldig, dann steigender Wärme:

Versteh mich recht: Du selber sollst entscheiden!
Ziemts nicht, das Oftgesuchte oft zu meiden?
Hat nicht die Laune Wechsel, nicht die Kraft?
Erwacht und stirbt nicht jede Leidenschaft?
Wer lehrte uns, den Namen „Seele“ geben
Dem Beieinandersein von tausend Leben?
Was macht das Alte gut und schlecht das Neue?
Wer darf verlangen, wer versprechen Treue?
Ist nicht gemengt in unserm Lebenssaft
So Menschentum wie Tier, centaurenhaft?
Mir ist vor keinem meiner Triebe bange:
Ich lausche nur, was jeglicher verlange!
Da will der eine in Askese beben,
Mit keuschen Engeln Giottos sich umgeben,
Der andere will des Lebens reife Garben,
Des Meisters von Cadore heisse Farben,
Des dritten tolle Laune wird verlangen,
Nach Giorgionesquem Graun, Dämonenbangen;
Der nächste Tag wird Amoretten wollen,
Mit runden Gliedern, Händchen, rosig vollen,
Und übermorgen brauch ich mystisch Sehnen
Mit halben Farben, blassen Mädchen, Thränen . .
Ich will der freien Triebe freies Spiel,
Beengt von keinem, auch nicht — Deinem Stil!

Fortunio:

Was sprichst Du viel, so Einfaches zu sagen:
Du trägst die Stimmung nicht, Du lässt Dich tragen!

Andrea:

Ist nicht dies „Tragenlassen“ auch ein Handeln?
Ist es nicht weise, willig sich zu wandeln,
Wenn wir uns unaufhaltsam wandeln müssen?

Mit neuen Sinnen neue Lust zu spüren,
Wenn ihren Reiz die alten doch verlieren,
Vom Gestern sich mit freier Kraft zu reissen,
Statt Treue, was nur Schwäche ist, zu heissen!

VIERTE SCENE/

Ser Vespasiano, Mosca, Corbaccio; Vespasiano, eine Condottierefigur, Degen und Dolch, Corbaccio in schreienden Farben gekleidet, Mosca ganz weiss; die geschlitzten Aermel lichtgelb ausgeschlagen, weissen barettartigen Hut mit weissen Federn, gelb gefüttert und mit einem Spiegel im Innern; gelbe Handschuhe im Gürtel; kurzen Degen, weisse Schnabelschuhe. Die Sprechenden (Andrea, Mosca, Vespasiano) stehen links, Corbaccio begrüsst bald den Cardinal, der in der Mitte unter der Büste des Aretino sitzt, bleibt vor ihm stehen und scheint ihn zu unterhalten; Fortunio besieht aufmerksam die Orgel.

Mosca:

Weisst Du, Andrea, wo wir eben waren?
Im Stall. Die sind nicht teuer, meiner Treu!
Ein Prachtgespann! Ich habe selbst gefahren!

Andrea:

Dass Du das nicht verstehst, ist mir nicht neu . .
Du kennst das Sprichwort: Wenn der Narr erst lobt . .
Nein, nein, ich habe selber sie erprobt . .

Sehr ruhig zu Vespasiano.

Ser Vespasiano, wenn es Euch beliebt,
Beim Pferdekauf mich nächstens zu betrügen,
Erspart die Mühe, Herr, mich anzulügen,
Das ist so schal, alltäglich und gemein.

Vespasiano:

Messer! ich weiss nicht . .

Andrea, mit leiser Ironie:

Bitte, steckt nur ein!
Ich weiss, man sagt das nicht . . man thut es nur.
Ich kenne dieses edlen Stahles Pflicht,
Er löscht im Blute jedes Argwohns Spur,
Doch — unter uns — da brauchts dergleichen nicht.

Der Cardinal und Corbaccio hören aufmerksam zu, auch Fortunio ist hinzugetreten, Mosca lehnt an der Matte und sieht manchmal in seinen Spiegel. Ungeduldig.

Könnt Ihr denn nie auf meinen Ton Euch stimmen,
Müsst Ihr denn ewig mit dem Pöbel schwimmen,
Der einer Schande tiefres Mass nicht kennt,
Als wenn den Hinz der Kunze »Schurke« nennt?

Verbindlich lächelnd.

Ich liebe Schurken, ich kann sie verstehen,
Und niemand mag ich lieber um mich sehen.
So gern mein Aug den wilden Panther spät,
Weil niemals sich der nächste Sprung verrät,
So hass ich die, die ihre Triebe zähmen
Und sich gemeiner Ehrlichkeit bequemen.
Es ist manchmal so gut, Verrat zu üben!
So reizend, grundlos, sinnlos zu betrüben!
Der grade Weg liegt manchesmal so fern!
Wir lügen alle und ich selbst — wie gern!
O goldne Lügen, werdend ohne Grund,
Ein Trieb der Kunst, im unbewussten Mund!
O weise Lügen, mühevoll gewebt,
Wo eins das andre färbt und hält und hebt!
Wie süss, die Lüge wissend zu geniessen,
Bis Lüg und Wahrheit sanft zusammenfliessen,
Und dann zu wissen, wie uns jeder Zug

Im Wirbel näher treibt dem Selbstbetrug!
Das alles üben alle wir alltäglich
Und vieles mehr, unschätzbar und unsäglich!
Eintönig ist das Gute, schal und bleich,
Allein die Sünde ist unendlich reich!
Und es ist nichts verächtlicher auf Erden,
Als dumm betrügen, dumm betrogen worden!

Er spricht die letzten Worte mit Beziehung auf Vespasiano; Corbaccio und der Cardinal sehen einander verstohlen an und lachen. Andrea sieht sich einen Augenblick fragend um.

FUENFTE SCENE/

Fantasio, der Dichter, kommt durch die Mittelthür und ruft Andrea zu:

Andrea! Freund! Das war nicht wohlgethan.

Mosca:

Was denn?

Fortunio, wie oben:

Dann steht es nicht in Deiner Macht,
Und keiner mehr belebt die toten Mauern!

Cardinal:

Was hat er denn?

Fortunio:

So wisst ihr es denn nicht?

Andrea, ungeduldig unterbrechend:

Ich will Euch deuten, was der Dichter spricht:
Den Architekten hab ich fortgeschickt,
Den Seristori.

Cardinal:

Ja warum?

Corbaccio:

Seit wann?

Andrea:

Ich konnte nicht mehr reden mit dem Mann.

Fantasio:

Ich glaub vielmehr, er nicht mit Dir!

Andrea:

Gleichviel!
Ich bin ihm dankbar. Er hat mich gelehrt,
Wie sehr man frevelt, wenn man Totes nährt,
Und der Gewohnheit Trieb missnennet »Ziel«.
Mein Architekt, weil wir uns nicht verstanden,
Hat mich gelöst aus meiner Pläne Banden . .

Fortunio:

So baust Du nicht?

Andrea:

Jetzt nicht. Ein andermal.
Jetzt nicht: weil alles, was da wird und ragt,
In Marmorformen reift — mir nichts mehr sagt!
Weil meine Schöpferkraft am Schaffen stirbt
Und die Erfüllung stets den Wunsch verdirbt.

Von einem zum andern gehend.

Gieb mir die Weihe, Oheim Cardinal,
Die mich erst schützt vor dieser Höllenqual!
Entzünde, Dichter, wieder in der Brust
Wie damals Kraft, Tyrannenkraft und Lust!
Lass mich verkörpert sehen, Histrione,
Mein Selbst von damals, mit dem wahren Tone!
Lass Du mich, Maler, Formen, Farben schauen,
Die damals mich erfüllt: dann will ich bauen!

Pause.

Ihr könnt es nicht: dann giebts auch keine Pflicht,
Die dieses Heut an jenes Damals flicht.

Dann sollen in den Teich, den spiegelnd blauen,
Ruinen, totgeboren, niederschauen.
Ich sehe schon das irre Mondenlicht,
Wie's durch geborstne Säulen zitternd bricht.
Ich sehe schon die schaumgekrönten Wogen
Sich sprühend brechen an zersprengten Bogen.
Und langsam webt die Zeit um diese Mauern
Ein blasses, königliches, wahres Trauern:
Dann wird, was heute quält wie ein Misslingen,
Uns schmerzlich reiche, leise Träume bringen.

Fantasio:

Du rufst ihn nicht zurück? Der Bau verfällt?

Andrea:

Mein Bau verfällt.

Pause.

Doch eins blieb unbestellt.
Ihr sollt mir raten. Denn ich taste kläglich,
Wenn mich die Dinge zwingen zum Entscheiden:
Mich zu entschliessen, ist mir unerträglich,
Und jedes Wählen ist ein wahllos Leiden.
Und heute — o sie wissen mich zu quälen!
Soll wieder ich die Uferstelle wählen,
Wo ich den Landungssteg und die Terrasse,
Für unser Boot — ihr wisst ja — bauen lasse!

Mit dem Tone des Ekels leiernd.

Ich gehe also mit den Baugesellen,
Durchwandre langsam alle Uferstellen:
Da lockt mich eine Bucht, die, sanftgeneigt,
Tiefdunkel, schläfrig plätschert, dichtumzweigt;

Allmählich behaglicher, ausmalend.

Die nächste ist von Felsen überhangen,
Erfüllt von reizvoll rätselhaftem Bangen;

Die nächste wieder schwankt hernieder mächtig
Und öffnet sich zur Lichtung weit und prächtig;
Die hat ein Echo, Wasserrosen jene,
Die dritte eine blumig weiche Lehne . . .

Ungeduldig abbrechend.

Ich kann nicht wählen, denn ich kann nicht meiden;
Nun stockt das Werk: So helft mir schnell entscheiden!

Er geht dem Ausgang zu. Alle drängen sich, abgehend, um ihn. Nur der Cardinal bleibt sitzen. Das folgende wird schnell, manches gleichzeitig gesprochen.

Mosca:

Wir brauchen eine sanfte, runde Bucht,
Nicht starre Felsen, rauher Klippen Wucht.

Fantasio:

Ich möchte liegen, wo die Binsen rauschen,
Und auf des Wassers stillen Atmen lauschen.

Vespasiano:

Am besten liegt sichs hinterm Felsenwall,
Daran sich heulend bricht der Wogenprall.

Corbaccio:

Herr, ich weiss, welche Bucht wir nehmen sollen . .

Andrea, halblaut:

O, wie ich sie beneide um ihr Wollen!

Fortunia:

So gehn wir endlich. Eminenz, und Ihr?

Cardinal:

Geht nur und wählt, ich schone meine Beine,
Ihr kommt ja wieder. Schön. Ich bleibe hier.

Zu Andrea.

Ich bleibe hier und warte auf die Kleine.

Alle ab ausser dem Cardinal.

SECHSTE SCENE/

Cardinal. Arlette.

Arlette, umgekleidet, durch die Thür rechts; im Spiel mit dem Cardinal ist ihre Koketterie deutlicher als gewöhnlich.

Arlette, scheinbar suchend:

Andrea! Ach — Ihr seid es, hoher Herr,
Nur ihr?

Cardinal:

Ist das zu wenig, kleine Sünde?

Arlette:

Allein . . Andrea . .

Cardinal:

Und wer ist der Gast,
Für den wetteifern Glut und Duft und Glast,
Für den die Steine und die Rosen prangen,
Die schönen Rosen da, . . und neue Spangen?

Lauernd.

Wer ist der liebe Gast?

Er zieht sie zu sich.

Arlette:

Was Ihr nur denkt!
Andrea hat sie gestern mir geschenkt.
Und für ihn schmück ich mich doch auch allein.
Ich bin ihm treu. Ihr wissts.

Er kneift die Augen zu und schüttelt den Kopf.

Was heisst das »nein«?

Heftig.

Ich bin ihm treu!

Cardinal, leise, gemütlich:

Du lügst, Arlette.

Arlette:

Es sind
Zwei Jahre jetzt, dass ich . .

Cardinal, wie oben:

Bis gestern, Kind!

Andrea kommt langsam, verstimmt über die Terrasse, durch die Mittelthür ins Zimmer.

Arlette, gefasst:

Ihr wisst?

Cardinal, dummpfiffig:

Lorenzo hat —

Arlette, bemerkt Andrea:

So schweigt!

Cardinal:

Vertrauen . .

Arlette:

Ich fleh Euch an.

Cardinal, lachend:

Ei, auf mich kannst Du bauen!

SIEBENTE SCENE/

Die vorigen. Andrea kommt langsam auf sie zugegangen.

Andrea, Gereiztheit in der Stimme:

Ich störe doch wohl nicht.

Arlette, schüchtern:

Du kommst allein?

Andrea:

Ja, wie Du siehst.

Arlette:

Du kommst mich holen?

Andrea:

Nein.

Cardinal:

Die andern?

Andrea:

Sind zum Teich hinabgegangen.

Nach einer Pause.

Wie michs zuweilen ekelt vor der Schar!
Nimmt keiner doch des Augenblicks Verlangen,
Den Geist des Augenblickes keiner wahr!

Am Fenster.

Es liegt die Flut wie tot . . wie zähes Blei . .
Die Sonne drückt . . aschgraue Wolken lauern . .
Der Teich hat Flecken und die Binsen schauern . .
Den Sturm verkündet geller Mövenschrei:
Ich sehe schon des Sturms fahlweisse Schwinge . .

Mit dem Tone der tiefsten Verachtung.

Sie fühlens nicht und reden andre Dinge! . .

Pause.

Nur einen giebts, der das wie ich versteht!
Mein bester Freund, solang uns Sturm umweht!
In ihm ist, wie in mir, des Sturmes Seele:
Ich möchte nicht, dass er mir heute fehle.
Wo bleibt Lorenzo?

Zum Cardinal.

Hast Du ihn gesehn!

Cardinal, mit behaglicher Ironie:

So hast Du einen Freund für Sturmeswehn,
Für Regen den und den für Sonnenschein,
Fürs Zimmer den und den zur Jagd im Frein?

Andrea:

Und warum nicht? Was ist daran zu staunen?
Ist nicht die ganze ewige Natur
Nur ein Symbol für unsrer Seele Launen?
Was suchen wir in ihr als unsre Spur?
Und wird uns alles nicht zum Gleichnisbronnen,
Uns auszudrücken, unsre Qual und Wonnen?

Den Degen in die Hand nehmend.

Du hier, mein Degen, bist mein heller Zorn!

Auf die Orgel zeigend.

Und hier steht meiner Träume reicher Born!
Ser Vespasiano ist mein Hang zum Streit,
Und Mosca . . . Mosca meine Eitelkeit!

Cardinal:

Und was bin ich, darf man das auch wohl fragen?

Andrea:

Du, Oheim Cardinal, bist mein Behagen!
Du machst, dass mirs an meiner Tafel mundet:
Du zeigst mir, wie die Birne reif-gerundet;
Durch deine Augen seh ich Trüffel winken;
Du lehrst mir trinkend denken, denkend trinken!
Lorenzo ruf ich, wenn die Degen klirren.
Wenn Sturm die Segel bauscht, die Taue schwirren.
O denkst Du noch an jene Nacht, Arlette:
Wir flogen mit dem Sturme um die Wette . .
Kein Lichtstrahl . . nur der Blitze zuckend Licht
Zeigt mir die Klippen, weissen Schaum den Mast.

Arlette, mit zurückgeworfenen Armen und halbgeschlossenen Augen, stehend:

Ich schloss die Augen . . aber fest und warm,
An Deiner Brust . . hielt mich Dein Arm umfasst.

Andrea, schnell:

Das war nicht mein, das war Lorenzos Arm!
Ich sass am Steuer.

Arlette, in der Erinnerung versunken, ohne recht auf ihn zu hören, nickend:

Mir war wie im Traum.
Ich dachte nicht. Versunken Zeit und Raum,
Vor mir noch seh ich jenen, fern und bleich . .
Verschwommen alles . . der das Steuer hielt
Lorenzo . . fremd erschien mir sein Gesicht . .
Ich kannt ihn kaum . . Mir war nicht kalt . . nicht bang,
Ich fühlte nur den Arm, der mich umschlang . .
Dann schlief ich ein . .

Andrea, sehr laut:

Das war Lorenzo nicht!

Misstrauisch auf sie zugehend.

Ich sass am Steuer.

Sehr leise.

Ich . . ich war wohl bleich . .
Ich, ich war Dir so fern . . so fremd . . so gleich . .
Und als ich uns gerettet in den Hafen,
Warst in Lorenzos Arm Du eingeschlafen.

Ganz nahe.

Weisst Du das nicht?! Hast Du das nie gewusst?!

Er fasst sie am Arm und sieht sie forschend an. Dann wendet er sich plötzlich von ihr ab und geht mit starken Schritten zur Thüre.

ACHTE SCENE/

Corbaccio, später Fantasio, die vorigen.

Corbaccio, eilig durch die Mittelthür. Er wendet sich an Arlette und den Cardinal, die links sitzen.

Corbaccio, lebhaft:

Madonna, hört, Andrea! Cardinal!
Ein Schauspiel habt ihr, sondergleich, versäumt:

Mit lebhaftem Geberdenspiel, später mit allen Mitteln der schauspielerischen Erzählung.

Wies niemals so komödienhaft sich träumt!
Wir gehn hinab, da drängt sich vor dem Thor
Ein Haufe Volks in aufgeregtem Chor,
Ein Mann inmitten, der zu lehren scheint:
Die Menge ächzt, die Menge stöhnt und weint,
Dazu ein Kreischen, Frauen singen Psalm,
Der Prediger ragt hager aus dem Qualm . .

Cardinal:

Ein Ketzer, ein rebellischer Vagant!

Corbaccio:

Ein Ketzer, hoher Herr, ein Flagellant.
Da löst sich einer aus dem Knäul, kniet nieder,
Und er beginnt mit heisrer Fistelstimme,
Sich einen Hund, ein räudig Tier zu nennen
Und seine Sünden kreischend zu bekennen.
Ein andrer naht, ein fetter alter Mann,
Hebt keuchend, ohne Laut, zu beten an,
Schleppt sich von dem zu jenem auf den Knien . .
Ein dritter wirft sich stöhnend neben ihn,
So dass uns, ob gemein und widerlich,
Ein Schauer vor dem Schauspiel doch beschlich . .

Andrea, auf- und abgehend und zerstreut zuhörend, sieht Arlette ab und zu forschend an.

Corbaccio:

Dann kam ein Weib, das wie gefoltert schrie,
Der Schande sich, des Treuebruches zieh . . .
Es schlug der Taumel immer höhre Wogen,
Eins wird vom andern sinnlos mitgezogen,
Und immer mehre wurden, die bekannten,
Und ihre heimlich tiefste Sünde nannten:
Verzerrte, tolle, plumpe Ungestalten,
Ein Bacchanal dämonischer Gewalten!

Andrea, zu Fantasio, der langsam durch die Mitte gekommen.

Du hasts gesehen, und Du staunst wie er?

Das folgende spricht Fantasio zu Andrea, beide stehen in der Mitte, Andrea ist sichtlich mit Arlette beschäftigt. Corbaccio tritt links zu Arlette und dem Cardinal, scheint seine Erzählung fortzusetzen: man sieht ihn beichtende und betende Bauern nachahmen.

Fantasio:

Gedanken weckts in mir, erkenntnisschwer.
Mir ist, als hätt ich Heiliges erlebt.
Grad wie wenn Worte, die wir täglich sprechen,
In unsre Seele plötzlich leuchtend brechen,
Wenn sich von ihnen das Gemeine hebt
Und uns ihr Sinn lebendig, ganz erwacht!

Er fühlt, dass Andrea ihm kaum zuhört und hält inne.

Andrea:

Sprich fort.

Fantasio:

Um uns ist immer halbe Nacht.
Wir wandeln stets auf Perlen, staubbedeckt,
Bis ihren Glanz des Zufalls Strahl erweckt,

Die meisten sind durchs Leben hingegangen,
Ein blutleer Volk von Gegenwartsverächtern,
Gespenstisch wandelnd zwischen den Geschlechtern
Durch aller Farben glühend starkes Prangen,
Durch aller Stürme heilig grosses Grauen,
In taubem Hören und in blindem Schauen,
In einem Leben ohne Sinn verloren:
Und selten nahet, was sie Gnade nennen,
Das heilige, das wirkliche Erkennen,
Das wir erstreben als die höchste Gunst
Des grossen Wissens und der grossen Kunst.
Denn ihnen ist die Heiligkeit und Reinheit
Das gleiche Heil, was uns die Lebenseinheit.

Mosca, zur Thür hineinrufend:
O kommt, Madonna, schnell, sie ziehn vorbei
Am Gartengitter, eilig kommt und seht.

Cardinal, auf Corbaccio gestützt:
So komm, Arlette!

Andrea, auf einen fragenden Blick Arlettes:
Geht, ich folge, geht!

NEUNTE SCENE/

Andrea, Fantasio.

Arlette, Cardinal, Mosca, Corbaccio und die übrigen, auf der Terrasse sichtbar.

Andrea, da Fantasio sich zum Gehen wendet, stockend:
Fantasio, bleib mein Freund: du sollst mir sagen,
Getreu, was ich versuchen will zu fragen.
Du sagst, du hasts in deiner Kunst erlebt,

Langsam, suchend.

Dass manchmal Worte, die wir täglich sprechen.
In unsre Seele plötzlich, leuchtend brechen,
Dass sich von ihnen das Gemeine hebt
Und dass ihr Sinn lebendig, ganz erwacht?

Fantasio:

Das ist. Doch steht es nicht in unsrer Macht.

Andrea, wie oben:

Das mein ich nicht. Doch kann es nicht geschehen,
Dass wir auf einmal neu das Alte sehen?
Und kanns nicht sein, dass wie ein altklug Kind,
Wir sehend doch nicht sehen, was wir sind,
Mit anempfundener Enttäuschung prahlen
Und spät, erst spät mit wahren Leiden zahlen?

Fantasio:

Auch dies, denn was wir so Erfahrung nennen,
Ist meist, was wir an anderen erkennen.

Andrea:

So darf man sich dem Zufall anvertrauen,
Dem blitzesgleichen, plötzlichen Durchschaun?

Fantasio:

Wir sollen uns dem Zufall überlassen,
Weil wir ja doch die Gründe nie erfassen!
Und weil ja Zufall, was uns nützt und nährt, ist
Und Zufall, Zufall all, was uns gewährt ist!

Andrea, halblaut:

O Blitz, der sie mir jetzt wie damals zeigte
Im Boot . . im Sturm . . gelehnt an seine Brust,
Und jetzt die Stirn . . die wissende, geneigte . .
Was ist bewusst, und was ist unbewusst?
Sein selbst bewusst ist nur der Augenblick,

Und vorwärts reicht kein Wissen, noch zurück!
Und jeder ist des Augenblickes Knecht,
Und nur das Jetzt, das Heut, das Hier hat Recht!
Das gilt für mich . . nicht minder gilts für sie,
Und seltsam, daran glaub ich, dacht ich nie . .

Pause.

Kannst Du denn nicht erraten, was mich quält?

Fantasio, schonend, aber wissend:

Ein Glaubenwollen, wo der Glaube fehlt:
Dich fesselt noch ein trügerisches Grauen:
Wir wollen nicht das Abgestorbne schaun:
Was hold vertraut uns lieblich lang umgab,
Ob nicht mehr unser, neiden wir's dem Grab.

Andrea:

Was hold vertraut uns lieblich lang umgab . .
Das ist Gewohnheit, und so ist's auch Lüge,
Die lieblich fälscht die hold vertrauten Züge.
Dies ist die Formel, für was ich empfinde:
Ein Aug, entblösst von weich gewohnter Binde,
Dem grell die Wirklichkeit entgegen blinkt,
Das Heute kahl, das Gestern ungeschminkt!
Ein hüllenloses Sein, den Schmerzen offen,
Vom Licht gequält, von jedem Laut getroffen!
O kämen bald, erquickend im Gedränge,
Die starken Stimmungen der Uebergänge!

Nervös schmerzlich.

Wir sollten dann den andern nicht mehr sehn,
Nicht fühlen müssen, dass er ruhig lebt . .
Wenn in uns selbst Gefühle sterben gehn
Und unsre Seele zart und schmerzlich bebt . . .
Wir können dann die Stimme nicht mehr hören,

Ein Lächeln kann uns qualvoll tief verstören.
Und nur das Ende, nur das schnelle Ende
Erstickt die Qualen einer solchen Wende!

Arlette, in der Thür, dann ganz eintretend:

Wenn Du zu uns nicht, so komm ich herein.

Andrea:

Fantasio, verzeih, lass uns allein.

Er winkt Arlette, sich zu setzen.

ZEHNTE SCENE/

Andrea, Arlette.

Er geht langsam auf und ab. Endlich bleibt er vor ihr stehen. Er spricht leise, mit zurückgedrängter Heftigkeit.

Andrea:

Ich weiss, Arlette, dass Du mich betrügst,
Betrügst wie eine Dirne, feig, unsäglich.
Beinahe lächerlich und fast doch kläglich!

Pause.

Was hier geschah, alltäglich und gemein,
Dem will ich ja sein reiz- und farblos Sein,
Sein unbegreiflich Schales gerne gönnen . .
Verstehen nur, Verstehen möcht ichs können.

Pause.

Gemacht verächtlich.

Du bist nicht schuld daran, wenn ich jetzt leide,
Nicht schuld an diesem ganzen blöden Wahn . .
Es ist kein Grund, dass ich Dich zürnend meide . .
Du konntest, Du hast mir nicht weh gethan!

Nach einer Pause mit steigender Heftigkeit.

Verbergen brauchst Dus nicht und nicht beklagen,
Nur sagen sollst du mir . . ganz . . alles sagen:
Nur eines fürcht ich, werd ich nie verstehen:
Warum Du den, warum gerade den . .

Arlette:

So hör doch auf, ich will ja alles sagen.

Andrea, zurücktretend:

Schweig noch! Mich dünkt, ich werd es nicht ertragen.
Mich dünkt, ich darf Dich jetzt nicht reden hören.
In mir ists klar. Das darf man nicht verstören.
Ich müsste nach Dir schlagen, müsste schrein,
Verführt vom Blut, verblendet . . nein, nein! nein!
Das wäre Fälschung, Lüge, Selbstbetrug
An meinem Fühlen, kalt und klar und klug.

Pause.

Boshaft und schmerzlich.

Doch hat mein Denken erst sich vollgesogen
Mit diesem Wissen, wie Du mich betrogen,
Dann wird sich mir Dein Wesen neu erschliessen,
Verschönt, zu süssem, schmerzlichem Geniessen.
Und was mich heute quält wie dumpfe Pein,
Wird eine Wonne der Erinnrung sein.
Die tausend Stunden, wo ich nichts empfand,
Wenn mich Dein Arm betrügerisch umwand,
Ich werde sie durchbebt zu haben wähnen.
Verklärt durch wissende, durch Mitleidsthränen.
Jetzt sprich: denn es durchweht mich ein Erkennen,
Wie grenzenlose Weiten Menschen trennen!
Wie furchtbar einsam unsre Seelen denken:
Sprich, was Du sagen kannst, kann mich nicht kränken.

Sag, wanns zum erstenmal und wie es kam,
Ob Du Dich ihm verschenktest, er Dich nahm.

Arlette:

Zum erstenmal? Es giebt kein zweites Mal.
Nur gestern . .

Andrea, fast schreiend:

Gestern?!

Arlette, macht sich los:

Lass mich!

Andrea:

Sprich!

Arlette:

Ich weiss
Ja selbst nicht. Hör doch auf mich so zu quälen
Und schick mich fort von Dir.

Andrea:

Du sollst erzählen!

Arlette:

Was hat Dich jetzt von neuem so verstört . .
Ich fürchte mich.

Andrea, halblaut:

O wie mich das empört.
Dies Gestern? dessen Atem ich noch fühle
Mit seines Abends feuchter, weicher Schwüle.

Sehr heftig, über sie gebeugt.

Da wars. Da! wie ich fort war. Da, sag ja!
In blauem Dufte lag der Garten da . .
Die Fliederdolden leuchteten und bebten . .
Der Brunnen rauschte und die Falter schwebten . .

Arlette, suchend.

So wars, allein . . der Garten . . und das Haus,
Das war so anders . . sah so anders aus.

Andrea:

Am Himmel war ein Drängen und ein Ziehn,
Des Abends Atem wühlte im Jasmin,
Und liess verträumte Blüten niederwehn.

Arlette:

Das alles wars. Doch kann ichs nicht verstehen.
Es scheint so fremd, so unbegreiflich weit.
Ja, was Du sagst, das war, doch nicht allein.
Es muss ja mehr, viel mehr gewesen sein.
Ein Etwas, das ich heute nimmer finde,
Ein Zauber, den ich heute nicht ergründe.
Jemehr Du fragst, es wird nur trüb und trüber,
Ein Abgrund scheint von gestern mich zu trennen,
Und fremd steh ich mir selber gegenüber . . —

Das Gesicht bedeckend.

Und, was ich nicht versteh, heiss mich nicht nennen!
Vergieb, vergiss dies Gestern, lass mich bleiben,
Lass Nächte darüberg leiten, Tage treiben . . .

Andrea, ruhig ernst:

Dies Gestern ist so eins mit Deinem Sein,
Du kannst es nicht verwischen, nicht vergessen:
Es ist, so lang wir wissen, dass es war.
In meine Arme müsst ichs täglich pressen,
Im Dufte saug ichs ein aus Deinem Haar!
Und heute — gestern ist ein leeres Wort.
Was einmal war, das lebt auch ewig fort.

Pause.

Andrea, mit erkünstelter Ruhe:

Wir werden ruhig auseinander gehen
Und ruhig etwa auch uns wiedersehen.
Und dass Du mich betrogen und mein Lieben,
Davon ist kaum ein Schmerz zurückgeblieben . .
Doch eines werd ich niemals Dir verzeihn:
Dass Du zerstört den warmen lichten Schein,
Der für mich lag auf der entschwundnen Zeit.

Ausbrechend.

Und dass Du die dem Ekel hast geweiht!

Er winkt ihr, zu gehen. Sie geht langsam durch die Thüre rechts ab. Er blickt ihr lange nach. Seine Stimme bebt und kämpft mit aufquellenden Thränen.

Ich kann so gut verstehen die ungetreuen Frauen . .
So gut, mir ist, als könnt ich in ihre Seelen schauen.
Ich seh in ihren Augen die Lust, sich aufzugeben,
Im Niegenossenen, Verbotenen zu beben . .
Die Lust am Spiel, die Lust, sich selber einzusetzen,
Die Lust am Sieg und Rausch, am Trügen und Verletzen . .
Ich seh ihr Lächeln und

Stockend.

die thörichten, die Thränen,
Das rätselhafte Suchen, das ruhelose Sehnen . .
Ich fühle, wie sies drängt zu thörichten Entschlüssen,
Wie sie die Augen schliessen und wie sie quälen müssen,
Wie sie ein jedes Gestern für jedes Heut begraben,
Und wie sie nicht verstehen, wenn sie getötet haben.

Thränen ersticken seine Stimme

Der Vorhang fällt.

DREI ZEICHNUNGEN VON MARKUS BEHMER.







SATURNISCHE ELEGIE AN VIVIAN/ EIN GEDICHT VON RUDOLF BORCHARDT.

Liebe Wolke, regne nicht!
Vivian.

AUSSEN an Gärten führt ein schmaler Weg
Auf dreien Brücken über Bäche hin,
Hügel hinauf und ab, wo dunkle Sitze

Den süssen Schatten sammeln, und ein Steg
Sehnsüchtig durch den Duft der Büsche hin
Führt die versunknen zu den adler-nahen Spitzen.

Innen in Gärten sind an allen Büschen,
Wie Blut und zartgefärbt, geliebte Blüten
Für Deine Augen, oh! Für Deine Augen! aufgethan

Und immer frischen
Hauch atmend geht der tagelange Wind
Hin, her und hin, und wo die Lippen glühten
Der edlen jungen Sonne, fliehn durch Wind

Die Falter und die vielen goldnen Fliegen,
Wie Sehnsucht, die von Mund zu Munde will —
Ein Jahr klingt auf. Dies ist nicht mehr April.

In allen Gärten aber, bei den Tannen
Und durch den Zug der Kirschen-Bäume hin,
Und wo Magnolien wundervoll ausspannen

Den bleichen Flor von riesenhaften Rosen,
Und wo auf lichten Wiesen hart und dunkelnd
Die Hyazinthen stehn, die düfte-losen

Göttlich, und fremd, und wie aus einem Traume,
In allen Gärten ist, im heissen funkelnd,
Magie lebendig, und aus jedem Baume

Blickt ein Gesicht, mit Schönheit überladen
Beseelten Auges in den Schatten dunkelnd
Des hingewehten Laubes, wie Dryaden. —

Ich will von nichts mehr wissen als Musik,
Und die gehörnten Götter, die im Thale,
Und die auf Bergen die gehöhlte Schale

An wilden Bornen füllen, sollen mir
Mit einem fernen Chore dumpf antworten,
Denn in die Haare habe ich die Zier

Von dichten Apfelzweigen eingewunden,
Lieder des Mittags sinnend, und aus Worten
Der Hirten fügen will ich Melodie

Für jeden Ton der unbewegten Stunden;

Ich habe Wächter ausgestellt, mit Speeren,
An den Gemarkungen, und mit Posaunen,
Dass sie den Wolken der Dämonen wehren,

Die Dich und mich bedräuen, und Magie
Behütet uns vor unglücks-vollem Raunen —
— Die Welt ist voll Verwirrung — aber nie —

Und nicht so lang als sich Dein Lid bewegt —
Berühre uns die Schwermut und der Laut,
Der mir wie wilder Wein das Blut aufregt —

Dies war — was sonst war, weiss ich nicht — es graut
Ein fernes trübes ungewiss herein,
Und dunkle Stimme die zu kommen zaudert,

Und bebt und schweigt, verliert sich in den Schein
Des Gartenwassers, das verloren plaudert — —
Blast! Blast! Musik!! Ich kann nicht länger sein,

Wie Tote sind, denn dies ist eine Welt,
Die wundervoller als die selge lebt
Saturnischer Gestalten, — schwach verstellt

Ein weisser Strauch von Amseln überschwebt
Die Magische, die hier in einem Zelt,
In einem Hag von hellen Dornen steht —

Die Blust ist wie das Feld von Avalun,
Feld, über dem die milden Leuchten brennen,
Und jede Blüte glüht und atmet bunter;

So komm! Wir thun, wie die Unschuldgen thun,
Die Hellgebornen, die ihr Herz nicht kennen,
Oh! hier!! wir ruhen einer bei dem andern,

Ich biege einen Rosen-Baum zu uns hinunter,
Der uns befängt mit schattenhaftem Kühlen,
Ich sehe leicht auf Deinen Wangen wandern

Die Wolken und den Schatten von Gefühlen,
Kein Atem Deiner Seele ist mir stumm,
Ich spüre Ton von Deinem tiefsten Beben

So nah, wie eines Vogels nahes Rufen,
Und Deine Hand, die in den Locken streicht,
Ist mir so heilig wie Dein edles Schreiten,

Als schrittest Du auf goldenen Rund-Stufen
Mit Schwestern hin, wo jede jeder gleicht,
Stumme Musik in unbewegten Händen —

So sah ich sie durch meine Träume gleiten,
Absteigend neben den krystallnen Wänden.

Farbe der Rosen-Perle! oh! Gesicht!
Mund, leidenvoller blutend, als Narzissen,
So süss in Träumen wusste ich Dich nicht!

Aus welcher hohen Welt bist Du gerissen?
Und stiegst zu mir, Fuss neben meinem Fusse?
Und ruhst, ein Licht in meinen Finsternissen?

Und bogst Dich gnade-voll zu meinem Grusse,
Da ich den Sturm in meinem Mantel trage,
Und kaum verwischte Thräne, späte Busse

Gramvoller Stunden, noch an diesem Tage
In Augen, übermüdeten, mir hängt,
Und jedes meiner Worte noch von Klage

Strömt, wie die Blume, voll von Tau gedrängt!
Mehr! Mehr! ich dürste!! Trunkenheit von Dir,
Auf meinen Mund hinfliessend, überhängt

Mir jeden Hauch, im Blute singt es mir,
Und ist, wie Sonne schwer auf den Gewanden,
Und atmet stark, als atmeten nur wir.

Wer bist Du? wer hat Dich als Kind geküsst?
Wo standen Deiner Jugend Häuser, standen
Die Häuser drinnen Du geschritten bist

Mit leichten Füssen, Hohe unter Hohen,
Den Adel eines Halbgotts auf den Scheiteln,
Und unbewegten Auges, wie Heroen?

Nein! schweige! nichts! oh! nichts! ich will nur fühlen,
Wie sehr Du meinen Lippen nahe bist,
Und nichts als dies und nichts mehr will ich fühlen!

Was war, ist irgendwo tot, und es blühen
Hinter dem Vorhang mir die dunklen Blumen
Der Kindheit, grauenhaft, im Land der Mühen,

Im Eisen-Lande, fern von Heiligtumen.
Der Tag ist unser den wir süss hinleben,
Brot bricht sich frisch mit immer frischen Krumen,

Und unser ist die Nacht mit ihrem Beben
Hinrollender Musik aus Liebes-Fernen,
Und unser ist das unruhvolle Schweben,

Heratmend, überselig, Herz aus Sternen.

TUSCHE-ZEICHNUNG VON KUNIYOSHI.



DIE ROSE/ EIN MAERCHEN/ FRAGMENT VON CLEMENS BRENTANO.



ERSTE ABTEILUNG / ERSTES KAPITEL.

Wie Margot von seinen Feinden der Zauberei sollte beschuldigt werden.



ER Held Margot ging am Abend, wenn es anfing zu dunkeln, am stillen Walde hin; hatte dann so seine eigenen Gedanken, und sah sehr sinnend und ernsthaft aus. Ivan und Nabon, zwei andere Ritter waren seine Feinde, weil ihn der König Dringinwalde allen anderen wegen seiner grossen Tapferkeit und Tugend vorzog. Sie schlichen deswegen oft um ihn herum, um irgend etwas Heimliches an ihm zu entdecken; denn sie hätten ihn gern der Zauberei vor dem Könige beschuldigt. Nun hatte aber Margot ein tiefsinniges, stilles Wesen an sich, was ihnen, die immer um die schönen Frauen herum waren, ganz unverständlich blieb, und auf irgend ein besonderes Geheimnis sich zu gründen schien. Als er daher eines Abends seinen gewöhnlichen Spaziergang am Walde machte, schlichen sie hinter ihm her, um zu sehen, was er beginnen würde. Margot aber sang folgendes Lied:

»Wie steigst du so ganz leise
Still aus der Erd' heraus,
Und lischt das schöne weisse
Hell Tageslichtlein aus.

Du machst das ganze Leben
So dunkel und so tot:
Willst mir wohl Ruhe geben,
Und trösten meine Not?

Da bist du gar betrogen,
Gibst dir verlorne Müh';

Denn aus der Not gezogen,
Hat keine mich, als sie,

Die jetzt in stillen Stunden
Mein kleines Bildnis schaut,
Der Liebe zu gesunden,
Manch Hoffnungsschloss erbaut.

Die treue Lieb' bewachet,
Hat schwärzer Haar als du,
Und ihre Sternlein machet
Sie jetzo balde zu.

Ich geh' in stillen Gründen,
Mein' Liebe sinnt von ihr
Viel Blumen: Daraus winden
Ich will ein Kränzlein mir.

Die Blümlein sind Gedanken,
Die schnelle all vergehn;
Doch eins hab ich zu danken,
Das bleibet ewig stehn:

Ich hab ein schön Geschmeide
Mit wundersamer Kraft,
Das alles Glück und Freude
Mir bald zu Diensten schafft.

Wohnt doch die Wahrheit drinnen,
Und zweifeln kann ich nicht,
Weil hell zu meinen Sinnen
Die Wunderblume spricht.«

Jetzt zog er eine gar schöne Kapsel aus dem Busen, die mit Gold und Edelstein besetzt war, und an einem goldenen Kettlein hing, betrachtete sie sorgsam, lächelte dann zufrieden und verbarg sie wieder. Die zwei Lauscher

liefen gleich zum König und berichteten was vorgefallen, erzählten viel von einem wunderbaren Lied, und von der schönen Kapsel, und beschuldigten Margot der Zauberei. Aber Dringinwalde hörte nicht auf sie, sondern sprach: »Ihr werdet nimmer etwas auf diesen Margot bringen, so sehr ihr auch wünschet; denn er ist ein reiner Mann, und was geheimnisvoll an ihm ist, das sind tiefe, heilige Dinge, davon ihr nichts versteht, oder absonderliche Geheimnisse, die er für seine Freunde aufbewahrt. Aber dennoch will ich ihn in eurer Gegenwart befragen, dass er euch beschäme, und ihr ihn als euern Obern an Leib und Seele anerkennt.« Somit entliess er sie.



ZWEITES KAPITEL.

Wie Dringinwalde, der König, eine Versammlung hielt, und Margot befragte.

DRINGINWALDE sass auf seinem Thron in königlichem Schmucke; der ganze Hofstaat war vor ihm versammelt, und Ivan und Nabon nicht davon ausgeschlossen. Auch Margot trat herein; aber er wusste nicht, dass dies alles seinetwegen geschehe. Er stellte sich bescheiden an seine Stelle; da wandte sich der König zu ihm, und begann also: »Mein lieber Margot, ich kenne dich als einen edlen Mann, und sollte dich wohl alles, was du beginnst, in Ruhe treiben lassen, ohne Rechenschaft darüber zu begehren; aber besser ist's, du stehst mir jetzt Rede und rechtfertigst dich vor deinen Feinden, damit sie beschämt von dannen ziehen mögen. Indes sollst du dieses nicht als einen Befehl ansehen, und wenn dich andere Gründe dazu nötigen, so magst du schweigen, denn ich bin von deiner Reinheit überzeugt, und du kannst nach wie vor deinen Weg an meiner Seite gehn.«

Margot war im Innersten verwundert über die Rede des Königs, und stand in tiefem Besinnen, wie einer der zwischen Reden und Schweigen wählt. Alle Blicke waren auf den finstern Mann gerichtet, als er in die Mitte des Saales trat und mit grossem Ernst also fragte: »Aber, lieber

Dringinwalde, welches Vergehens beschuldigt man mich denn?« — Der König erzählte ihm, was man von seinem Lied und dem Kleinode, das er auf dem Herzen trage, vermute. Da sah Margot unwillig im Kreise herum und sprach: »O Ritter, dies Lied ist so unschuldig wie das Herz, aus dem es kommt; dies Kleinod ist so rein wie das Herz, auf dem es ruht!« — Dabei zog er es aus seinem sammtnen Koller hervor, und alles sah neugierig auf ihn hin; aber die Kapsel hing über dem schwarzen Wamse wie ein schöner goldner Stern. — Er begehrte jetzt eine Laute, setzte sich zu den Füssen Dringinwaldes auf die unterste Stufe des Thrones und sang folgendes Lied, nachdem er zuvor zu ihm gesagt hatte: »Lieber Dringinwalde, man hat mich des Singens wegen angeklagt; so will ich mich denn auch singend rechtfertigen; aber an dich allein wendet sich mein Lied, und ich denke bei mir selbst, die anderen alle hörten es nicht; denn wahrlich! ich würde sonst kein Wort über die Lippen bringen können.

»Ich bin in dem Land von Goren
Eines Ritters Sohn geboren,
Liegt allda mein Hab' und Gut.
Ist ein Schloss mit blanken Zinnen;
Wohnet meine Hausfrau drinnen,
Und mein' Sehnsucht nimmer ruht.
    Wohnt allein, ein zartes Täubchen,
    In dem wildumwachs'nen Neste,
    Deckt die Augen mit dem Flügel,
    Schläfet ohne Sorg auf's Beste.

War noch ein sehr jung Geselle,
Ihr holdselig Bild so helle,
Mir in meinen Sinnen lag;
Wollt nicht rasten, wollt nicht ruhen,
Allen Liebesdienst zu thuen,
Den man nur erdenken mag,

Alles, was die andern Knappen
Um die Liebesdirne spinnen,
Spann ich wohl mit grossem Fleisse,
Ihre Gunst mir zu gewinnen.

Nächtlich schallten süsse Sänge,
Und der Laute zarte Klänge
Unter ihrem Fenster hin,
Und in wilden Windes Sturme,
Sang an ihres Schlosses Turme
Liebeslieder ihr mein Sinn.
Lebet wohl ihr zarten Klänge,
Wohl ihr schön erdachten Lieder,
Meine Liebe hört sie nimmer,
Sah nie von dem Fenster nieder!

Schenkte ihr auch kleine Hunde,
Suchte ihr wohl schöne, bunte
Vöglein im viel grünen Wald.
Lehrte sie viel seltne Künste,
Schmeicheleien, Liebesdienste —
Doch ihr Herze blieb nur kalt.
Nicht der Hündlein muntre Sprünge
Konnten ihren stolzen Sinnen,
Nicht der Vöglein schöne Worte
Ihnen Liebe abgewinnen.

Schöne Blumen, mit Bedachte
Wohlgeordnet, ich ihr brachte —
Doch nichts neigte sie mir zu.
Merkte, dass sie zu erringen,
Müsste meine Lanze schwingen
Weil sie spottet meiner Ruh'.

Bald gewann ich meine Sporen,
Ward zum Ritter auch geschlagen;
Wählt zum Rufe ihren Namen,
Und thät ihre Farbe tragen.

Ein gefesselt Herz zum Bilde
Trug ich stets auf blankem Schilde,
»Ewig« drum geschrieben war.
Meiner Dame Ehr' zu bringen,
Liess ich meine Waffen klingen
Siegreich, wohl drei lange Jahr.
Grosse Riesen, Ungeheuer
Hab ich viele auch erschlagen;
Will mich hier nicht weiter rühmen,
Meine Siege herzusagen.

Eilte dann nach Goren wieder,
Legte meine Waffen nieder,
Kniend vor dem lieben Weib.
Und sie sprach: »Du hast's bestanden,
Hast mein Willen wohl verstanden,
Schenke dir nun Herz und Leib.«
That mich mit den zarten Armen
Inniglich und dicht umfassen,
Sprach: »du treuer lieber Junge,
Will nun nimmer von dir lassen.«

Und ein Priester am Altare
Weihte uns zum Ehepaare
Mit dem heil'gen Segen ein.
Bald im ganzen Land von Goren
Freude gross nun ward geboren,
Jubel ging da aus und ein.

Von dem Schlosse klangen Harfen,
Und im Saale tanzten Ritter,
Und die Nächte waren laute,
Lichter glänzten um die Gitter.

Fremde Ritter kamen weite
Zu der Hochzeit, muntre Freude
Zog da über Berg' und Thal;
Harfner, Tänzer, Ritterspiele
Regten sich: ein froh Gewühle
Uns umgabe allzumal.
Und da noch im hohen Saale
Jubelten die frohen Zecher,
Hatt' ich längst mein Weib im Arme,
Trank der Liebe süssen Becher.

Monde zwölf in allen Eilen
Thät bei uns zu Goren weilen
Ein muntre, trunkne Zeit;
Bis mein alter Ohm geritten
Kam, mich inniglich zu bitten,
Dass ich end' die Herrlichkeit.
Willst du ewig denn nur tanzen?
Sprach er schmälend mir entgegen.
Willst in weiche Lust versinken,
Nimmer deine Waffen regen?

Hat mich endlich gar bewogen,
Dass ich zu dir hergezogen,
Wo du Ehr' und Ruhmes voll
Hof hältst, um dir deine Ehren
Mit den Thaten zu vermehren,
Die mir Gott verleihen soll.

Als ich von dem Weibe schiede,
Hat sie enge mich umfangen,
Und der Trennung bittre Thränen
Flossen auf die zarten Wangen.

Von den Lippen drangen Schwüre,
Küsse, Seufzer enden schiere
Unser Scheiden nimmermehr.
Dann sprach sie mit leisem Beben:
»Will dir mit ein Kleinod geben,
Das dir bürget meine Ehr'.«
Und das war die goldne Kapsel;
Einer Zauberin Geschicke
Hat ein Röslein drin geschaffen,
Das ich immer froh erblicke.

Denn in lieblich rotem Schimmer
Welket dieses Röslein nimmer,
Wenn an Leib und Ehr' gesund
Meine Hausfrau ferne weilet;
Und sie blieb mir ungeteilet,
Treu und rein bis diese Stund'.
Darum geh ich oft alleine,
Singe meiner guten Frauen
Liebeslieder und erfreue
Mich, die Rose zu beschauen!«

Da der brave Ritter sein Lied vollendet hatte, war es ganz still unter ihnen geworden; alle Zuhörer sahen vor sich hin und seine Feinde waren besonders sehr beschämt. Margot allein blickte dem Könige mit Zuversicht in die Augen, als wollte er sagen: »Nicht wahr, lieber Dringinwalde, ich bin gerechtfertigt vor dir!« — Und der König verstand ihn auch so; denn er stieg vom Thron und küsste den Ritter wie seinen Bruder. Als

er in seinem goldenen Harnische so über die purpurnen Stufen herunter schritt, stieg die Wut von Margots Feinden auf das höchste; aber der König achtete nicht weiter darauf, sondern ergriff die goldene Kapsel bedachtsam, und betrachtete sie mit grosser Aufmerksamkeit und Verwunderung und nahm darauf seinen Platz wieder ein. Margot sass auf der untersten Stufe des Thrones, stützte den Kopf auf die Hand und sah ganz ruhig vor sich auf den Boden hin, als kümmerte ihn nun weiter nichts. Aber Dringinwalde richtete sich auf und sprach sehr strenge: »Seid ihr nun zufrieden? Ich habe selbst alles mit gehört, und ich habe die Rose gesehen. Wollt ihr jetzt als den Reinsten und Edelsten anerkennen, den Mann, der um der Ehre und Tapferkeit willen seine Hausfrau verliess, und der noch mitten im Getümmel des Hofes, bei Klang und Sang, und unter so vielen schönen Weibern mit seinen treuen Gedanken zu Hause bei seinem Weibe verweilt. Seht, wie er hier unten zu meinen Füssen still und ernsthaft sitzt, der stolz aufrecht stehen und euch mit seinen Blicken vernichten könnte!«

Hier verliess Margot ganz ruhig den Saal; denn er mochte sich nicht gerne loben hören. Als er aber weggegangen war, fassten seine Feinde neuen Mut, und Nabon trat lächelnd vor den König und sprach: »Grosser Dringinwalde, du liebst diesen Mann über die Massen, und darum wollen wir weiter nichts gegen ihn anführen, allein erlaube uns darum doch, einige Zweifel gegen diese Rose und ihre vorgebliche Wunderkraft zu hegen. Wie, wenn alles dieses nichts als eine Ausflucht und eitel Erfindung wäre, uns zu hintergehen, indes er wohl ein ganz anderes Geheimnis bei sich verbirgt. Ich für meinen Teil kann mich dieser Gedanken nicht erwehren und habe keinen Glauben an seine schön geschmückte Rede. So du also nichts dagegen hast, so lass uns hinziehen zum Lande Goren und die Wahrheit zu erforschen suchen: auch sind wir zugleich nicht ungeneigt, eine schwere Wette mit dem Ritter einzugehen, dass, wenn es wirklich mit seiner Rose diese geheime Beschaffenheit haben sollte, sie doch binnen Monatsfrist verwelkt und entblättert in ihrer Kapsel liegen soll; denn wir möchten gegen die gerühmte Treue seiner

Hausfrau nicht mit Unrecht einige Zweifel hegen, da überhaupt in unserer Zeit eine solche unerhörte weibliche Beständigkeit bei jedem Aufgeklärten nicht anders als ein Märchen erscheinen kann. — Hast du daher gegen diese meine Rede nichts einzuwenden, so gieb uns deine Einwilligung und entlasse uns in Gnaden.« — Hier endigte Nabon; aber der König Dringinwalde erwiderte nicht ohne Unwillen und innere Betrübnis: »O ihr allzusichere, eitle Männer, euer Uebermut sollte mich fast erzürnen; allein damit ihr völlig überzeugt und beschämt von dannen gehen möget, so geschehe, was ihr wollt, wenn anders Margot selbst in euren Vorschlag willigen will!« — Als er dies gesprochen hatte, verliess er den Saal.

DRITTES KAPITEL.

Wie der König Dringinwalde in seinem Garten von einer ganz besondern Unruhe befallen wurde, und was sich weiter begab.

DAS Schloss des Königs war von seinem Richtsaale durch einen gar anmutigen Garten getrennt, der mit vielen künstlichen Springbrunnen und Irrgängen verziert war. — Es war späte Nacht, als Dringinwalde die Versammlung verliess, und da er jetzt durch die hohen Laubgänge nach seinem Schlosse hinwandelte, überraschte ihn der Mondschein und der Anblick der springenden Wasser so freundlich, dass er nicht weiter gehen mochte. Er setzte sich deswegen an ein schönes Bild von Marmorstein nieder und überliess sich seinen Gedanken, besonders aber war er aufmerksam darauf, wie die Büsche, die Springbrunnen, der helle Schein, der zwischen den Blättern herabfiel — wie das alles mit einander verkehrte und sich vertraulich unterhielt. Er nahm die Krone vom Haupt, und verbarg sie unter seinen Mantel, denn er fühlte, dass ihr Glanz doch nur ein schlechter Schimmer gegen die Sterne sei, und in seinem Herzen erwachte eine sonderbare Gesprächigkeit, aber er hätte gerne gemocht, dass er keine Worte dazu brauche; darum sprach er auch nicht, sondern sah vor sich hin und wusste gar nicht mehr, dass er ein König war. Er

ging mit all seinen Gedanken in der herrlichen Nacht herum und verkehrte mit allen Dingen innerlich. Da fühlte er, wie die ganze Welt ihn als ihres Gleichen behandele und freute sich der Gemeinschaft recht sehr; aber doch schien ihm etwas zu fehlen bei aller dieser Herrlichkeit, und wenn er so in den tiefen Himmelsee hineinblickte und grosse Wolken wie majestätische Schiffe vorübersegeln sah, so hätte er gewünscht, da droben einen Hafen zu besitzen, wo er die Schiffe anhalten und zusehen könnte, was für fremde köstliche Dinge sie geladen hätten. Ja, er glaubte fast, es müsste etwas in ihnen verborgen sein, was ihm dass alles gebe, was er vermisste, und was ihn zum wahren Könige des ganzen Lebens machen würde — eine andere Krone als seine goldene, einem anderen Scepter, und einen viel zärtern, schönen Purpur, als den seines Mantels. So sah er bald den fliehenden Wolken nach, bald blickte er zu den Sternen hinauf, die ihm wie schöne Blumen erschienen, welche ihren Kelch auf der blauen Fläche des Meeres wiegen, oder er sah in den Mond und glaubte, es fielen tausend goldne Angeln aus ihm in sein Herz und zögen seinen Sinn ganz mit hinauf. Betrachtete er aber wieder den Garten, so gefiel er ihm gar nicht mehr; er dachte dann, er sei ja doch sein, und wenn die schimmernden Blüten, die über ihn ausgestreut waren, nicht alle von da oben herabfielen, so wäre er doch nicht mehr und nicht weniger als ein grosser Kirchhof, und die Bildsäulen wären lauter Grabsteine von Schönheiten, die wir gar nicht begreifen könnten, wenn sie lebendig würden. So kam er sich selbst ganz verändert vor und konnte nicht ergründen, wie das zuging. Seine Majestät, sein Name und seine Thaten waren ordentlich in der Natur gefangen genommen, er fürchtete sich sogar in den Palast zurückzukehren, denn er glaubte, seine Hofleute würden ihn nicht mehr erkennen, oder sie würden ihm zurufen: »Ei, Eure Majestät sind ja ganz nackt, hat man Sie denn beraubt? O, der arme Dringinwalde! Wer hat es gewagt, seine Hand an ihn zu legen und ihn so zu entkleiden, dass er keinem Könige mehr ähnlich sieht.« — Andere, glaubte er, würden ihm entgegen kommen und sagen: »Wollen Eure Majestät nicht diesen köstlichen Schlafrock anziehen, nicht diese

prächtige Mütze aufsetzen, dass Sie sich nicht erkälten?« Mit Sehnsucht wünschte er, es möge nur einer seiner Hofherrn kommen und ihn König nennen, damit er wieder in den Palast gehen könne; denn es war ihm, als hätte ihn jemand ergriffen und in eine andere Welt geführt, wo er gar nichts bedeute. Da rauschte etwas den Gang herauf, und er erkannte den Margot, der ruhig vor sich hinsang:

»Der goldne Tag ist heimgegangen;
Ich sah ihn über die Berge ziehn,
Und all mein sehnendes Verlangen
Floh mit ihm hin.

Bunt ist wohl um des Jünglings Hüften
Der schimmernde Mantel hingewallt,
Und leise in den Himmelslüften
Sein Lied verhallt.

Ich sah wohl die glühenden Locken
Am Berge wehn,
Oben ihn stehn
Und freundlich goldne Flocken
Auf die Bahn hinsäen,
Darauf weiter zu gehen.

Da breitet das Leben
Die Schmetterlingsflügel
Am duftigen Hügel,
Ihn hoch zu erheben
Uns nochmals zu geben.

So traurig sass er oben
Im Purpurzelt
Und grüsst die Welt:
Leb wohl da unten!

Da hat ihn der Flügel
Mit Flammen umwoben,
Am duftigen Hügel
Hinübergehoben!

»Was singst du, Margot?« sprach der König. — »Setze dich zu mir und sprich mit mir; denn ich bin wundersam gerührt.« Margot setzte sich nieder und sprach! »Sieh, lieber Dringinwalde, ich sang, wie der Tag über die Berge traurig wegging, wie ein König, der sein Volk verlässt, wie er seine Krone und sein Scepter oben auf der Spitze noch einmal hoch in die Höhe hebt und wie nun der Welt der glänzende Gruss, das schimmernde Lebewohl so nach und nach in den düsteren Augen erlischt. Jetzt aber verliert sich Alles selbst in der Verwirrung und läuft ganz ohne Herrn und Meister durch einander.« »Singe fort,« sprach der König, »denn was nun kommt, möchte ich wohl erklärt haben; es hat mich umfangen und wie mit unsichtbaren Netzen umzogen.« — Da sang Margot weiter, so gut als er vermochte:

»Sein ödes Reich bleibt still zurück,
Die Welt verweilt ganz herrenlos.
Das Leben forscht mit trübem Blick
Im eignen Schoss.

Ein düstrer Mantel rauschet nieder
Rund um des Jünglings verlassnen Thron,
Und aus den Wäldern hallet wieder
Ein trunkner Ton.

Es rühren die nächtlichen Stunden
Sich tief im Thal,
Bereiten ein Mahl
Im dämmernden Saal,
Mit dichten Gewändern umwunden.

Ein matter Strahl
Blinkt am Pokal,
Und süss betrunken,
Vom goldnen Wein,
Schlummert die jüngste
Der Stunden schon ein;
Die andern lauschen
Von aussen her zu,
Und stürzen herein.
Es sterben die Funken,
Hinabgesunken
Ist der letzte Strahl
Von ihrem Pokal.
Sie irren und rauschen
Ohn Schimmer und Schein,
Ohn alle Ruh.
Zerstört ist das Mahl.
Und dunkel der Saal.

Da schreiten die Stunden so leise
Wohl in die Nacht,
Verhüllen auf finsterer Reise
Mit ernstem Bedacht,
In dunkeln Falten
Die regen Gestalten,
An denen sie sinnend vorüber wallten.
Und Alles umarmt sich rings umher;
Es giebt keine einzelne Rechte mehr,
Es öffnet jed Leben dem andern die Brust,
Und trinket mit Lust
Ganz unbewusst,
Den himmlischen Kuss,

Den Wechselgenuss.
So innig umschlungen,
So heilig durchdrungen,
Umhüllet ein Rausch
Den lieblichen Tausch.

Und endlich lösen die Arme sich auf,
Der Mond zieht herauf;
Der dämmernde Blick
Träumt trunkenen Traum.
Im himmlischen Raum
Erblühen die Sterne,
Und kehret das Licht
Bescheiden zurück.
Das Leben flicht
Dann in der Ferne
Den bräutlichen Kranz,
Entzündet die Lieder,
Erleuchtet den Tanz.
Die reizenden Glieder
Umhüllt ein Gewand,
Durchsichtig gewebet.
Das Leben erhebet,
Zum Himmel gewandt,
Den Busen, und strebet
Sich wieder zu finden.
Die Sehnsucht erwacht
In schimmernder Nacht!«

Als Margot sein Lied geendet hatte, schwiegen sie Beide still, und dann sprach der König: »O, lieber Margot, wie ist es so seltsam: diese ganze heilige Nacht umfängt uns wie ein leise bewegtes Meer, da du still bist. Es ist mir, als sei vor deinem Liede alles zurückgetreten und verschwunden.

Als ich es hörte, war mir, als badete ich mich Abends im kühlen Meer und sähe auf meine Brust. Es durchdrang die Nacht mit einem lebenden schönen Strahl — und jetzt ist wieder alles eine stille ruhige Fläche und will gleichsam wie ein Bild dastehen zu deinem Liede. — Sprich, was soll ich dir geben um dein freundliches Singen und all deine zutrauliche Liebe zu mir? Aber ich bin wohl ärmer als du, denn dir fehlt nichts.«

Margot:
»Lass mich recht vertraut mit dir sein, König! Das sei mein Lohn. — Warum hast du kein Weib?«

Der König schwieg.

Margot:
»Ich habe mich so oft gewundert, wie du das nicht errungen hast, was dir allein fehlt, und wonach alle deine Sehnsucht strebt.«

Dringinwalde:
»Könntest du ein anderes Weib lieben, als das deinige?

Margot:
»Nein!«

Dringinwalde:
»Nun, wo soll denn ich diese Einzige finden, nach der sich mein Herz sehnet? Sitze ich doch auf einem hohen Thron und muss meine Völker regieren. An andere Dinge zu denken hab' ich gar keine Zeit; denn da mein königlicher Vater noch lebte, liebte ich auf meinen ritterlichen Zügen eine Dame; aber ein gemeiner Ritter wurde mir vorgezogen. Ich habe sie nie aus meinem Sinne verloren, und würde mich an ein anderes Weib nicht gewöhnen können.«

Margot:
»So war denn dieser Ritter wohl mehr wert als du; er war schöner und tapferer, um diesen Preis zu verdienen?«

Dringinwalde:
»Ich sah ihn nie und doch verfolgte er mich ewig. Ich kann mich gar

nicht mehr im Leben wieder erkennen, und er ist mir ordentlich vor meine Sonne getreten; ich werfe keinen Schatten mehr in die Welt, und es ist ganz dunkel und traurig um mich her.«

Margot:

»O, du lieber Freund, wie sehr vermissest du ein Weib, das gleich einem reinen Spiegel, dein herrliches Leben auffängt und dir wieder giebt. Auch mir war es oft, ehe ich meine gute Hausfrau kannte, als wäre ich ganz vergebens da; ich floss gleichsam wie ein unendlicher Strahl, den nichts umarmt, ohne allen Widerstand in das weite Leben hinein, und wusste nichts von mir, noch von der Welt. Nur ein undeutliches, geheimes Sehnen regte sich in meiner Brust und setzte mich in die Empfindung eines Flüchtigen vom Haus und Hof der Schöpfung, der nirgends einen Ruhepunkt findet. Als sie aber mit ihrem hellen Auge mich anblickte, da hatte sich der eilende Strahl in dem schönsten Spiegel des Lebens gebrochen und sank mit den buntesten, freundlichsten Farben der Natur in sich selbst zurück. Ich fühlte mich und wusste, dass ich lebte; ich konnte mich und die Welt erkennen, und es war aus mir ein schöner Stern hervorgestiegen, der ruhig, vom weiten blauen Himmel der Liebe herab, das Getümmel der Welt anblickte.«
Margot war ganz in seiner eigenen Glückseligkeit gefangen, und legte sein fröhliches Leben wie einen kostbaren, mit vielen Edelsteinen besetzten Mantel in allen Falten vor dem Könige auseinander, bis dieser es nicht mehr ertragen mochte und also zu ihm sprach:

Dringinwalde:

»Aber Ritter, wie magst du einen Armen in deine herrliche Schatzkammer führen, dass er seine Armut recht empfinde? — O, wie ich ihn hasse, den Mann, der mir mein Kleinod geraubt hat; und vielleicht ist es nicht einmal glücklich, das holdselige Weib, mit ihm.«

Margot:

»Mein König, ist dies Weib so herrlich, so konnte sie nur einen Herr-

lichen lieben. — Aber ich will ihn aufsuchen und dir ein Bote deiner Ruhe werden; dann aber nimm ein Weib, das deiner wert ist.«

Dringinwalde:

»Das will ich! Hier hast du meine Hand, und mit ihr mein Versprechen.« Nun brachte der Ritter den König in seinen Palast, setzte sich mit der Laute zu den Füssen seines Lagers nieder, und sang ihm freundliche Lieder bis er eingeschlummert war.



VIERTES KAPITEL.

Wie wieder eine Versammlung gehalten, und die Wette festgesetzt wurde.

AM andern Morgen stand schon früh der Herold Dringinwaldes auf dem Altane des Schlosses. Sein schimmerndes Gewand blitzte in der aufgehenden Sonne und seine hellen Trompetenstösse schmetterten von den Marmorsäulen zurück und kündigten den Rittern eine ausserordentliche Versammlung an. Es regte sich alles im Hofe; die Rosse wurden geschmückt und die Knechte liefen eilfertig hin und her durch die Hallen. — Als der Herold zum dritten Male geblasen hatte, öffnete sich das innere Thor und ein schöner glänzender Zug von Rittern, der König mitten unter ihnen, zog durch den weiten Schlosshof; unter allen aber erkannte man Margot, weil er die kleinste Feder auf seinem Hute trug, sein Gewand schwarz war und über dem sammtnen Koller die glänzende Kapsel an einer goldenen Kette hing: — es sollte nun Jedermann sein Kleinod sehen, weil er das Geheimnis eröffnet hatte.

Der Zug ging durch den Garten, und der König, dem immer noch die Farben der vergangenen Nacht vor dem Gedächtnisse schwebten, lenkte sein Ross gegen Margot, winkte ihm freundlich und zeigte ihm die Stelle, wo sie Abends gesessen hatten, mit den Worten: »Sieh, da sassen wir, und um uns war die helle Mondnacht — jetzt aber ist der Tag wieder da, und ich bin wieder ein armer König; — ach Margot! wann werde ich immer Mensch sein können?« — Margot sah ihn freundlich an und sprach: »Ein König bist du, weil du ein Volk hast, und ein Mensch wirst

du sein, wenn dir dein Weib zulächelt; dann wird das Leben zwischen eueren Armen aufblühen und seine Blumen werden sich um deine Krone schlingen, dass man sie nicht mehr sieht; dein Reichsapfel wird dir tot in den Händen liegen; aber du wirst lebende Früchte umfassen, dein Scepter wird ein grünender Zweig sein, und du wirst deinen Purpur vergessen, wenn holde Schamröte die Geheimnisse deines liebenden Lebens umhüllt.« —

Man langte jetzt in dem Saal an; der König setzte sich auf den Thron; die Ritter aber reiheten sich in zwei schimmernde Halbzirkel um ihn her, und sie erschienen wie die glänzenden Endpunkte der Strahlen, die von Dringinwaldes Thron ausgingen. Zur Linken standen die jüngeren Edelleute, und unter ihnen alle Feinde Margots; zur Rechten aber ehrwürdige Männer mit weissen Locken, in ihrer Mitte Margot selbst. Dringinwalde erklärte jetzt, wie Ivan und Nabon gesonnen wären, die Hausfrau Margots auf die Probe zu stellen wegen ihrer Liebe zu ihm, und dass sie zugleich eine schwere Wette darüber festsetzen wollten, wann der Ritter nämlich in diesen ihren Vorschlag willigte.

Margot trat hervor und sprach: »Ja, ich bin es zufrieden; aber nicht, als zweifelte ich an der Treue meines Weibes, sondern nur damit ihr euch überzeuget und beschämt wieder von dannen ziehen möget. — Dich aber, lieber Dringinwalde« — so endigte er, indem er sich zum Könige wandte — »bitte ich, dass du jetzt die Wette bestimmest.«

Da beratschlagte der König mit den Aeltesten, und es wurde festgesetzt, dass Margot drei Monate lang das Hoflager nicht verlassen sollte, während welcher Zeit die beiden Ritter auf seiner Burg im Lande Goren ihr Heil versuchen könnten. Nach Ablauf dieser Zeit aber sollten sie wieder zurückkehren, und im Falle sie die Wette verloren hätten, alle ihre Güter an Margot abtreten. Wäre aber im Gegenteile Margot so unglücklich zu verlieren, so sollte er zur Strafe in Zukunft auf seinem Schilde das Bild eines Mannes führen, der auf Händen und Füssen mit geschorenem Haupte geht, und auf dessen Rücken ein Weib, wie auf einem Pferde, reitet. Als die Wette festgesetzt war, verliessen die Ritter wieder den

Saal in der nämlichen Ordnung; dann aber trennten sie sich, und Jeglicher überliess sich nun seinen eigenen Gedanken über diesen Vorfall.



FUENFTES KAPITEL.

Wie die Ritter fortritten; — und was sich während der Zeit im Lande Goren begab.

ES war ein grosses Getümmel, als die zwei Ritter des Morgens früh aufbrachen; sie hatten sich prächtig gekleidet, und sogar ihre Rosse waren schön geschmückt und trugen hohe Federbüsche; auch folgten ihnen alle ihre Freunde, stattlich angethan, und es ging der guten Frau von Goren Ehre wegen ein Zug zum Thore hinaus, als wollte man Jerusalem erobern. Die beiden Ritter glaubten sich durch alle diese Pracht vorzüglich bei den schönen Damen hervorzuthun, die sie an den Fenstern zu erblicken hofften: sie wollten ihnen gleichsam zeigen, wie sie nun öffentlich im Felde der Liebe aufträten: so hatten sie denn auch ihre Lanzen nicht bei sich, sondern es hingen zierliche Köcher mit Liebespfeilen um ihre Schultern, und Nabon führte einen lächelnden Liebesgott auf dem Schilde, der mit einer kleinen Scheere eine starke Kette entzwei schnitt; ebenso hatte Ivan eine Rose zum Bildnisse, von der die Blätter herabfielen und umher zerstreut lagen.

So ritten die zwei Ritter jetzt an der Spitze des Zuges zum Schlosshofe hinaus und nahmen auf ihren Pferden eine recht vergnügliche und stolze Miene an. Sie schielten auch wohl rechts und links zu den Fenstern hinauf, um die Blicke der schönen Damen auf sich zu ziehen; — aber zu ihrer grossen Verwunderung erblickten sie Niemand; denn die edlen Hausfrauen und Fräulein tadelten ihr schimpfliches Vorhaben, und schämten sich dem Zuge zuzusehen. Die ganze Stadt schien wie ausgestorben, und nur ein Tross loser Buben lief hinterdrein und sang ein leichtfertiges Lied:

»Zwei Ritter reiten geschmückt hinaus,
Kein Liebchen schauet zum Fenster heraus;

Die Beiden,
Sie reiten
Den Frevel zum Schutz,
Der Liebe zum Trutz,
Und kommen wohl sicher beschimpfet nach Haus.
Ade! o weh! wenn ich euch nur bald wiederseh.

Dann füllen sich schnelle die Fenster an,
Die Schauer man gar nicht zählen kann;
Dann reiten
Die Beiden
Voll Schimpf und voll Schand,
Und wird im Land
Diese böse Mähr wohl kund gethan.
Ade! o weh! wenn ich euch nur bald wiederseh.«

Auch der liebe Himmel schien den Beiden nicht wohl zugethan; denn kaum waren sie eine Viertelstunde weit vom Schlosse, so stürzte ein dichter Platzregen herab, und ihre leichte abenteuerliche Kleidung wurde durch und durch benetzt. Ihre Begleiter trennten sich gar verdriesslich von ihnen; sie aber mussten ihre ledernen Koller anlegen und die zierlichen Liebesköcher mit den Lanzen vertauschen; so trabten sie, so gut es sich thun liess, durch Wind und Wetter fort gen Goren, nicht ohne innerliche Aergernisse und Beschämung. —
Goren aber, wo des braven Ritters Margot Schloss gelegen war, war ein gar freundliches Land, und seine Bewohner waren arbeitsam und fröhlichen Mutes, und besonders wegen ihrer grossen Lust allerhand muntere Lieder zu singen, bekannt, so dass auch ein einfältiges Reiselied von dorten spricht:

»Bist du in dem Lande Goren,
So verstopfe schnell die Ohren,
Ein Gesinge,
Ein Geklinge

Fängt dich ein;
Berg und Thal,
Busch und Hain,
Dir zur Qual
Mit lauten Liedern bewachsen sein.«

Dies schien auch in der That so, alles war fröhlich, und ein Mann, der traurig und tiefsinnig war, wurde dort wie eine grosse Seltenheit betrachtet. Bei allen Arbeiten und Feierlichkeiten wurde gesungen, und wenn man durch ein Dorf ging, glaubte man fast in einem lustigen Wald zu sein; von allen Seiten erschallten helle Stimmen aus den Hütten und Gärten, der Waffenschmied hämmerte nach einem eigenen Takte, die Sensen wurden bei einer eigenen Melodie geschliffen, und wenn die stille Nacht über das Thal Goren herabgesunken war, so waren doch immer die Nachtwächter noch lustig und munter und sangen ihr Stundenlied mit allerlei gutmütigen Versen durch die dunkle Welt, dass das Singen nur nicht verloren gehen möchte; dann hörte man auch wohl aus einzelnen Fenstern oder unter der hohen Eiche des Burghofes ein zärtliches Liebeslied ertönen, weil die Verliebten bei Tage unter den vielen lustigen Leuten gar nicht zum Singen kommen konnten.

Hieraus lässt es sich leicht erklären, warum auch der Held Margot den Gesang so sehr liebte, und seine Hausfrau Bernharda kam ihm darin gleich. Sie sang freilich jetzt nicht mehr solche lustige Lieder wie ehemals; denn ihr Herr hatte ihr lange keine Botschaft gesandt, und sie war darüber wohl in eine tiefe Betrübnis verfallen; allein sie hatte ein gutes altes Mütterchen bei sich, die ihre Amme gewesen war, diese war allzeit sehr muntern Sinnes; auch war sie eine gar kluge, und verschlagene Frau, und sann allerlei lustige Schwänke aus, ihre Hausfrau zu ergötzen.

An einem Abend sass Bernharda mit ihrer Amme vor der Thüre des Schlosses unter der grossen Eiche. Sie hatte ihrem Ritter ein kleines Söhnlein geboren, das trieb sich im Gras umher und spielte mit bunten Steinen; die Beiden aber sprachen also unter einander:

Bernharda:

»Liebe Else, ich bin wohl recht traurig, und wünsche mich weit fort von hier.«

Else:

»Und wohin?«

Bernharda:

»Zu meinem Herrn! Ich möchte ihn heimlich überraschen und mich von seinem Wohlsein überzeugen. Sieh, es macht mich traurig, dass ich gar keine Nachricht von ihm habe, und dass er nichts von seinem Söhnlein weiss.«

Else:

»Er wird bald zurückkehren in deine Arme, und alsdann wird wieder eine fröhliche Zeit für uns anbrechen, und heller Jubel durch das Schloss erschallen.«

Da sie noch auf diese Weise ihr Gespräch weiter fortsetzten, schlich es auf einmal leise an ihnen vorüber, dass sie beide vor Schreck zusammenfuhren. Sie blickten sich betroffen an und horchten, ob sie weiter nichts vernehmen; — da klang es traurig zu ihnen her:

»Ach, nimmer will es in dem Herzen schweigen,
Es treibt mich fort, fort aus des Lebens Mitte;
Wo eil ich hin, wer leitet meine Schritte,
Das ferne weite Ziel noch zu erreichen?
All mein Leben,
Holder Frühling,
Morgenröte,
Abendschimmer,
Immer weiter abwärts schweben.

O stehe still du eilender Gedanken,
Lass mich in deine klaren Augen sehen,

Dass alle meine Leiden dann vergehen.
O weile, sieh, ich kann nicht weiter wanken.
Ach, erbarme
Dich der Liebe,
Die die Sinne
Mir gelöset;
Lass mich ruhn in déinem Arme.

Die Füsse hab ich blutig schon gegangen,
Die Sonne brennt so heiss auf mich hernieder,
Und immer finde ich den Kummer wieder,
Bin ewig in dem Leben eingefangen.
Niemals weilen
Seine Schritte,
Vor mir fliehet
Sein Gebilde;
Nimmer kann ich ihn ereilen.

Mein Denken all in Liebe ist ertrunken,
Und überall seh ich den Mächtgen stehen,
Und überall hör ich ihn mich verschmähen;
Bin stets in tiefen bangen Schmerz versunken.
Von dem Glücke,
Ihn zu hören,
Seine Blicke
Aufzufangen,
Blicket nie ein Strahl zurücke.

Da sitz ich weinend nun an fremder Schwelle,
Und harr und hoffe, was ich nie erreiche,
Was ich im Herzen tief und still verschweige;
Und nimmermehr wird mir die Aussicht helle.

Muntre Lieder,
Freudig Lachen,
Frohe Blicke,
Leichte Sinne,
Nimmer kehren sie mir wieder.

So möge denn die Blume niedersterben,
Die ohne Nahrung sich hinabgehärmt,
Die nie ein goldner Sonnenstrahl erwärmt;
Ich habe nur gelebet zu verderben.
Frohes Leben
Ihn umschlinge,
Dicht mit Freude;
Von der Armen
Sollst du nie ihm Kundschaft geben.«



SECHS SONNETTE VON RUDOLF BORCHARDT.

Die September-Sonnette.

I.

VOM Tage nährt sich schon die Nacht verstohlen;
Schlaflose Stürme laufen in den Gärten
Und rufen mich auf ihre blassen Fährten;
Ich binde mir die Flügel an die Sohlen

Und bin hinaus — doch träum ich wohl — mich holen
In ihre Reigen andere Gefährten —
(Wo sah ich sie, die sich gleich Sternen mehrten
An frühen Abenden?) — ein Atemholen,

Und alles hin wie Dunst. Ich bin ganz wach
Und weiss was wandern ist, und dieses nur. —
Von Stunden ein verfliessendes Gesind

Schwebt tönend fort durch Kammer Thor und Flur.
Ich spüre vom erhobenen Gemach
Atmende Nacht und Bäume ohne Wind.

II.

ATMENDE Nacht und Bäume ohne Wind
Verführen mich, an Deinen Mund zu denken,
Und dass die Pferde, mich hinweg zu lenken,
Schon an den Wagen angebunden sind,

Dass alles so hinging, wie Wasser rinnt,
Dass von dem Lieblichsten, was wir uns schenken,
Nichts bleiben kann als bitterstes Gedenken:
Blick, Lächeln, Hand und Wort und Angebind,

Und dass ich so einsam bekümmert liege
Und Dir so fern wie Du mir fern geblieben, —
Die Silber-Dünste, die den Mond umflügeln,

Sind ihm so ferne nicht, als ich Dir fliege,
So fern der Tag nicht morgendlichen Hügeln,
Als diese Lippen Deinen, die sie lieben.

Nebel-Haus.

I.

ICH stieg auf Stufen zwischen Traum und Traum.
Sie hingen links und rechts an meiner Hand
Und blieben neben mir, wo ich still stand,
Und Atem holte. Denn ich lebte kaum.

Vor ihren Augen war ein Nebel-Flaum,
Spinnwobner Hauch, entsetzenvolles Band —
Und Wand auf Wand vor ihren Händen schwand,
Vor ihren blinden Augen Raum auf Raum —

Im Schwung der Thüren standen ich und sie
Vor einem Saal, der weit war wie ein Land
Und leer wie Nichts und wie der Himmel hoch.

Am Boden lag zerrissen ein Gewand.
Auf einem Bette sass Melancholie.
Die Winde sangen und der Nebel flog.

II.

ICH sprach: Du schläfst. Dein Blick ist starr und weit.
Dein Haar so schön es sei, ist wirr und schwer.
Dein wundervoller Leib ist odemleer.
Geh fort. Steh auf. Erwache. Nimm Dein Kleid.

Sie schwieg. Doch war ihr Mund vor Bitterkeit
So grauenhaft zu sehn, dass ich nichts mehr
Zu sprechen wagte, wie ich sprach vorher,
Und also bleich dastand endlose Zeit.

Dann sprach ich einen süssen Namen aus,
— Wie Kuss und Thränen lauteten die Laute —
Das Weib sass eisern und sah bodenwärts,

Und lallte schlafend Gram und dumpfen Graus;
Indes ich stumm in ihre Augen schaute,
Vor Wut und Unglück schauderte mein Herz.

Sonnett.

C. L.

WINTER kam heute in mein Haus und sang:
»Oh kalter Herd! und Kammern ohne Licht!
Gramvolle Lippe! schweigendes Gesicht?
Friedloses Herz! ist Dir vor Frieden bang?«

So freundlich sprach er, und ich wehrte nicht,
Dass er mit seinem Mantel mich umschlang.
An starren Gärten gingen wir entlang,
Schnee schlief auf ihnen, und die Nacht war dicht.

Wie kam denn dies, dass Du so milde massest,
Verschwiegnen Leiden ahnungsvoll vertraulich,
Die trüben Augen, die Dein Auge traf,

Wo Du, dem Lied der grossen Glut beschaulich
Lauschend, in Dich hinein geneigt da sassest,
Haus-Geist am Herde, zwischen Tag und Schlaf?

Sonnett.

OH strenge Ferne! morgengraues Feld!
Gesicht schlafloser Augen, aus der Flut
Der Nacht herschwimmend mit der fahlen Glut
Der Auen, die ein fremdes Licht erhellt,

Nicht unsres Tages und nicht unsrer Welt!
Gelände, das im Grenzenlosen ruht!
Stillst Du das Herz und kühlst Gefühl und Blut?
Trägst Du den Pflug, der Deine Flur bestellt?

Land Kommender und Künftigen bestimmt!
Bringst Du den blau und zaubervollen Hafen
Wenn über Schiffen Nacht und Mond aufglimmt?

Und Tag mit kinderhaftem Blumen-Flaume?
Soll ich Dich sehn und gehn und früh einschlafen
Im Gras bei einem weissen Rosen-Baume?

SECHS KLEINE GESCHICHTEN/ VON ROBERT WALSER.

1.

Von einem Dichter.



IN Dichter beugt sich über seine Gedichte, deren er zwanzig gemacht hat. Er schlägt eine Seite nach der anderen um und findet, dass jedes Gedicht ein ganz besonderes Gefühl in ihm erweckt. Er zerbricht sich mit grosser Mühe den Kopf, was das wohl für ein Etwas ist, das über oder um seine Poesien schwebt. Er drückt, aber es kommt nichts heraus, er stösst, aber es geht nichts hinaus, er zieht, aber es bleibt alles wie es ist, nämlich dunkel. Er legt sich ganz auf das geöffnete Buch in seine verschränkten Arme und weint. Dagegen beuge ich mich nun, der Schelm von Verfasser, über sein Werk und erkenne mit unendlich leichtem Sinn das Rätsel der Aufgabe. Es sind ganz einfach zwanzig Gedichte, davon ist eines einfach, eines pompös, eines zauberhaft, eines langweilig, eines rührend, eines gottvoll, eines kindlich, eines sehr schlecht, eines tierisch, eines befangen, eines unerlaubt, eines unbegreiflich, eines abstossend, eines reizend, eines gemessen, eines grossartig, eines gediegen, eines nichtswürdig, eines arm, eines unaussprechlich und eines kann nichts mehr sein, denn es sind nur zwanzig einzelne Gedichte, welche aus meinem Mund eine, wenn nicht gerade gerechte, so doch schnelle Beurteilung gefunden haben, was mich immer am wenigsten Mühe kostet. Eins aber ist sicher, der Dichter, der sie gemacht hat, weint noch immer, über das Buch gebeugt; die Sonne scheint über ihn; und mein Gelächter ist der Wind, der ihm heftig und kalt in die Haare fährt.



2.

Laute.

ICH spiele auf der Laute Erinnerung. Sie ist ein geringfügiges Instrument mit nur immer einem und demselben Klang. Dieser Klang ist bald lang, bald kurz, bald träge, bald hurtig. Er atmet in ruhigen Zügen, oder er setzt in einem hastigen Sprung über sich selber hinweg. Er ist traurig und lustig. Das Sonderbare ist nur, dass, wenn er schwermütig klingt, er mich lachen macht, dass, wenn er lustig ist und springt, ich dabei weinen muss. Gab es jemals solchen Ton? Wurde jemals auf so wunderlichem Instrument gespielt? Es ist kaum in die Hand zu nehmen, das Instrument; die Hände, selbst die weichsten und feinstgebildeten, sind zu rauh dafür. Es hat unaussprechlich dünne, zarte Saiten. Haare sind Halftern dagegen. Es giebt einen Knaben, der darauf zu spielen weiss; und ich, der ich Zeit habe, auf der Lauer zu liegen, ich horche ihm zu. Er spielt Tag und Nacht, ohne an Essen und Trinken zu denken, in die Nacht und in den Tag hinein. Vom Tag in die Nacht und von der Nacht in den Tag hinein. Die Zeit muss ihm nur dazu da sein, sie wie einen Ton an sich vorbeiwehen zu lassen. So wie ich auf ihn horche, den Spielenden, so horcht er, der Spieler, die ganze Zeit lang auf seine Geliebte, den Klang seines Instruments. Noch nie lag ein Verliebter so treu, so beständig auf der Lauer. Wie süss ist es, dem Lauernden aufzulauern, den Verliebten verliebt zu sehen, den Vergessenen an seiner Seite zu fühlen. Der Knabe ist Künstler, die Erinnerung sein Instrument, die Nacht sein Raum, der Traum seine Zeit; und die Töne, denen er das Leben giebt, sind seine eifrigen Diener, die von ihm reden in der Welt begierige Ohren. Ich bin nur noch Ohr, unsäglich ergriffenes Ohr.

3.

Klavier.

ICH weiss nicht, wie der Bursche heisst, der das Glück hat von einer so schönen und hoheitsvollen Klavierlehrerin Unterricht auf dem Flügel zu geniessen. Jetzt eben ist er daran sich von den schönsten Händen der

Erde die Behendigkeit auf den Tasten beibringen zu lassen. Die Hände der Dame gleiten über die Tasten wie weisse Schwäne auf dem dunklen Wasser. Sie sprechen sehr anmutig schon aus, was hinterher die Lippen sagen. Der Knabe ist von einer Zerstreutheit umfangen, welche die Lehrerin nicht beachten zu wollen scheint. »Spielen Sie das«; aber er spielt es unbeschreiblich schlecht. »Spielen Sie es noch einmal«; aber er spielt es noch schlechter als zuvor. Nun, es muss noch einmal gespielt werden; aber er spielt es schlecht. »Sie sind träge.« Er weint, dem dies gesagt wird. Sie lächelt, die dies sagt. Er liegt mit dem Kopf auf dem Klavier, der sich das muss sagen lassen. Sie streichelt ihm das braune weiche Haar, die ihm dies hat sagen müssen. Nun küsst der Bursche, der unter der Liebkosung aus seiner Scham erwacht, die zärtliche Hand, die sehr vornehm und weiss ist. Nun umschlingt die Dame den Hals des Knaben mit ihren herrlichen Armen, die sehr weich und zu einer Umarmung die rechten Zangen sind. Nun lässt sich die Dame küssen und nun erliegen die Lippen des lieben Burschen einen Kuss der freundlichen Dame. Nun haben die Knie des Geküssten nichts eiligeres zu thun, als wie umfallende Grashalme zusammenzusinken, und die Arme des Knienden nichts Einfacheres, als wieder die Knie der Dame zu umarmen. Der Dame Knie schwanken ebenfalls und nun sind beide, die gütige, schöne Dame, und der einfache arme Knabe, eine Umarmung, ein Kuss, ein Zusammensturz, eine Thräne — und was mehr ist: eine unerwartete schreckliche Ueberraschung für jemanden, der in diesem Augenblick die Thüre des Zimmers öffnet, was sowohl der Süssigkeit von der Beiden vergessener Liebe, als der Erzählung davon ein Ende bereitet.

4.

NUN, ich besinne mich, dass einmal ein armer, von Stimmungen sehr gedrückter Dichter lebte, welcher, da er sich an der freien Gottesnatur satt gesehen hatte, auf den Entschluss kam, nur noch seine Phantasie dichten zu lassen. Er sass eines Abends, Mittags oder Morgens, um

8, 12, oder 2 Uhr in dem dunklen Raum seines Zimmers und sagte zu der Wand desselben: Wand, ich habe dich im Kopf. Gieb dir keine Mühe, mich mit deiner ruhigen seltsamen Physiognomie zu täuschen. Fortan bist du ein Gefangener meiner Phantasie. Hierauf sagte er dasselbe zu den Fenstern und zu der düstern Aussicht, welche ihm dieselben tagtäglich boten. Hernach unternahm er, von Abenteuerlust angefeuert, einen Spaziergang, welcher ihn durch Felder, Wälder, Wiesen, Dörfer, Städte, über Flüsse, Seen immer unter dem schönen Himmel führte. Aber zu Feldern, Wiesen, Wegen, Wäldern, Dörfern, Städten und Flüssen sagte er immerfort: Kerls, Euch habe ich fest im Schädel. Bildet Euch nicht länger ein, Ihr Leute, dass Ihr auf mich einen Eindruck macht. Er ging heim und lachte beständig vor sich hin: Ich habe sie alle, ich habe sie alle im Kopf. Also ist anzunehmen, dass er sie noch jetzt dadrinnen hat, wo sie (wie gerne wollte ich ihnen helfen) nicht mehr hinauskommen. Ist das nicht eine phantasievolle Geschichte??? —

5.

Es war einmal ein Dichter, der so verliebt in den Raum seines Zimmers war, dass er den ganzen Tag über in seinem Lehnstuhl sass und die Wände anbrütete, die vor seinen Augen lagen. Er entfernte die Bilder von diesen Wänden, um durch keinen zerstreuenden Gegenstand gestört und verleitet zu werden, irgend etwas anderes zu betrachten, als die kleine, fleckige, unfreundliche Wand. Man kann nicht sagen, dass er den Raum mit Absicht studierte, sondern man muss gestehen: Er lag ohne einen Gedanken in den Banden einer grundlosen Träumerei, in welcher seine Stimmung weder lustig noch traurig, weder munter noch melancholisch, sondern so kalt und gleichgültig wie die eines Wahnsinnigen war. Er verbrachte drei Monate in diesem Zustande und an dem Tage, mit welchem der vierte beginnen sollte, konnte er sich nicht mehr von seinem Platze erheben. Er war festgeklebt. Das ist etwas Sonderbares und es liegt Unwahrscheinlichkeit in dem Versprechen des Erzählers, der beteuert, dass

sogleich noch Sonderbareres folgen soll. Zu dieser Zeit nämlich suchte ein Freund unseres Dichters den Dichter in seinem Zimmer auf und fiel, wie er dasselbe betrat, in dieselbe schwermütige oder lächerliche Träumerei, in welcher der Erste gefangen lag. Einige Zeit nachher widerfuhr einem dritten Verse- oder Romanschreiber, der kam um nach seinem Freunde zu sehen, das gleiche Unglück, in welches nacheinander sechs Dichter fielen, die alle kamen, um sich nach dem Freunde zu erkundigen. Nun sitzen alle sieben in dem kleinen, dunklen, düsteren, unfreundlichen, kalten, kahlen Raum und draussen schneit es. Sie kleben an ihren Sitzen und werden wohl nie wieder eine Naturstudie machen. Sie sitzen und starren, und das freundliche Gelächter, welches diese Geschichte belohnt, ist nicht imstande, sie aus ihrem traurigen Bann zu erlösen. Gute Nacht.

6.
Der schöne Platz.

DIE Geschichte, obschon ich an ihrer Wahrscheinlichkeit zweifle, hat mir, als man sie mir erzählte, viel Freude bereitet; und ich gebe sie, so gut ich kann, hier zum besten, unter der einzigen Vorbedingung jedoch, dass man mich bis zum Ende nicht durch Gähnen unterbreche: Es waren einmal zwei Lyriker, von denen der eine sich Emanuel nannte, welcher ein sehr nervöser, sensibler, junger Mann war. Der andere, mehr gröberer Natur, hiess Hans. Emanuel hatte sich einen Winkel im Walde ausgefunden, der vor aller Welt verborgen war, und wo er sehr gerne zu dichten pflegte. Zu diesem Zwecke schrieb er artige und unbedeutende Verslein in ein Notizbuch, welches er von seinem Grossvater geerbt hatte, und schien mit diesem seinem Berufe sehr zufrieden zu sein. Und wahrlich, warum hätte er es nicht sein sollen? Die Stelle im Wald war so still und angenehm, der Himmel über derselben so heiter und blau, die Wolken so unterhaltend, die Bäume des gegenüber liegenden Randes so abwechselnd und von so gesuchter Farbe, die Wiese so weich, der Bach, der diese einsame Waldwiese bewässerte, so erfrischend, dass Herr Emanuel

ein Narr hätte sein müssen, wenn er etwas anderes als sich glücklich gefühlt hätte. Der Himmel lachte zu seinem unschuldigen Gedichtemachen ebenso blau und schön herab wie auf die Waldbäume; und der Frieden dieses Idylls schien so unzerstörbar, dass die Störung, die nun sogleich herantreten wird, wie das Unglück in der Woche, sehr unglaublich erscheinen muss. Die Sache ist aber folgende. Ich habe Euch Hans schon genannt. Hans, dieser zweite Lyriker, trieb sich einmal, selber getrieben vom Zufall, in dem Walde und in der Nähe des einsamen Platzes umher und entdeckte bei dieser Gelegenheit den Winkel und dessen Bewohner, den Bruder Emanuel. Sofort erkannte Hans in Emanuel, obschon sie sich nie zuvor gesehen, den Dichter, so wie ein Vogel den andern sofort erkennt. Er schlich sich hinter ihn und, um die Geschichte kurz zu machen, versetzte ihm einen tüchtigen Schlag auf die Wange, dass jener laut aufschrie und ohne sich weiter umzusehen nach dem, welcher ihn also traktiert hatte, die Beine springen liess und zwar so schnell, dass er im Augenblick nicht mehr zu sehen war. Hans triumphierte! Er durfte hoffen, seinen Nebenbuhler auf ewig von der schönen einträglichen Stelle verjagt zu haben und er sann gleich darüber nach, wie er wohl am wirksamsten die Lieblichkeit dieser einsamen Waldgegend darzustellen habe. Auch er hatte ein Notizbuch bei sich, welches voller Verse, schlechter und guter, war, die er nächstens zu veröffentlichen hoffte. Dieses Buch zog er nun hervor und fing an, darin allerlei Gedankenlosigkeiten hineinzukritzeln, wie Lyriker zu thun pflegen, um sich in die geeignete Stimmung zu bringen. Er schien aber viele Mühe zu haben, die ruhige milde Schönheit seiner errungenen Landschaft in zarte Silben zu zwängen, so dass etwa noch ein Schimmer von Lebendigkeit hervorgucken mochte; und wie er dabei war, sich auf solche Weise abzuplagen, erstand ihm von Vorne oder von Hinten eine neue Plage, die derart war, dass sie auch ihm dieses Paradies, welches er wie ein Hund dem andern abgekläfft hatte, verleiden musste. Es zeigte sich eine dritte Person auf dem Schauplatz in Gestalt einer Dichterin. Hans, der, erschreckt durch das Geräusch, aufblickte, erkannte sie sogleich als eine solche, verlor keine Zeit mit

Galanterien, sondern verschwand wie sein Vorgänger im Augenblick. — Hier stockt die gute Erzählung und ich billige und begreife ihre Ohnmacht vollkommen, da ich ebenso wenig wie sie imstande wäre, hier fortzufahren, wo alles Weitergehen in den Abgrund der Nutzlosigkeit führen müsste. Denn wäre es etwa nichts Nutzloses, noch das Gebahren der Dichterin herzuleiern, wo schon zwei Dichter abgesungen sind? Ich begnüge mich, zu berichten, dass die erstere an der Schönheit des Waldplatzes nichts Schönes und an der Seltenheit desselben nichts Seltenes fand und ebenso geräuschvoll verschwand als sie aufrückte. Mag der Teufel Poet sein.

DREI ZEICHNUNGEN VON MARKUS BEHMER.







ELEGIEN VON RUDOLF ALEXANDER SCHROEDER.

I.

IHR wähnt mich schon verblendet? Heiter will ich sein
Und da, wo kein Lebendiger gern den Atem regt,
Auf Felsgeschieben, über Eis und Firnenglanz.
Denn, bin ich einsam, möcht' ich lieber oben sein.
Hier geh ich nun in Schwebetänzen, wol allein,
Auch wol von Geistern heimgesucht (doch weiss ichs nicht;)
Und was wie Blut aus euren warmen Brüsten quillt,
Streu ich gleich Licht-Krystallen himmlisch reinen Schwungs
Durch ferne Nächte, sternenhaft. — Ihr seht es nicht.

II.

WIE Meerestiefen, wo sich seltsam vieles regt
Im trüben Schimmer, lautlos, wenn auch mannigfach
Und wunderlich gestaltet und verwirrter Bahn,
Liegt unter uns so Vieles, das uns einst erschien
In Luft und Licht, lebendig. Freude war dabei
Und manche Schmerzen, Blumen, deren zarter Duft
Nun ganz dahin ist, Wärme und der holde Glanz;
Und soviel Liebe, die sich lieblich uns erzeigt,
Ist hingeschlummert unter Schatten, die uns nicht
Die Huldgestalten gönnen und den schönen Blick,
Der lächelnd einst an sonnigen Tagen uns erquickt.
Und doch will garnichts sterben, aus der Dunkelheit
Drängt noch so manches, möchte gern ans Tageslicht
Umsonst gelangen, Glieder, die wir einst geliebt,
Aus Dunst und Fernen recken sie verlangend sich;
Und banges Flimmern wandert durch die Einsamkeit

Der so Verbannten, die im ungeheuren Reich,
Wo Bäume Stein sind, wo der Lüfte Klang erstarrt,
Halb regsam warten, ob sich nicht Lebendiges naht.

Einst kam Odysseus auf der vielgerühmten Fahrt
Von Trojas Mauern zu dem allerletzten Strand
Und stieg in eine Grube, wo im tiefsten Grund
Die stumme Welt der Toten vor ihm offen lag.
Und als er dort das Blut geopfert, kamen sie
Vereinzelt, schaarweis, wie auf Flügeln, flügellos,
Die Leere wie durchschwimmend, eilig, ohne Trieb,
Und witterten, die Toten, toter Sehnsucht voll
Das süsse Leben; aber jener wehrte streng
Und liess nur dreie trinken: Seine Mutter kam,
Thiresias, der Alte und der starke Freund,
Der, als er lebte, aller Männer Krone war.
Die sagten ihm viel Wunderbares, vieles klar
Und viel befremdend, waren sie doch Fremde jetzt.
Dann aber rührte seinen Sinn ein herbes Weh,
Als er die armen Schatten ohne Scheidegruss
Dem Schatten sich gesellen sah. — Er wandte sich
Und stieg hinauf und grüsste tief den holden Tag.

III.

WEISST du, was ich ersehne? Ach, die Sonne geht
Den hohen Weg und überblickt das alles wol,
Was meine Seele wie ihr Allerliebstes liebt:
Die schönen Häuser und den Glanz von Flüssen her,
Die vielen Wälder und die Hügel rings umher
So schöngegliedert und in jugendlicher Pracht
Und voll von Samen. — Ach, sie geht; und überall
Geht auf die Flur in Blumen kräftigen Geruchs,

Die Bäume schwellen und die Wasser sind so jung,
Weil aus dem Leib des Winters und Verschlossenheit
Nun alles aufdrängt. — Deine Glieder sieht sie auch,
Die so geliebten, deine Lippen küsst sie auch;
Und du mit glänzenden Haaren, voll von Wohlgeruch
Gehst, oh so schlank, wie Schwäne überm Spiegel-Teich,
Wie Hirsche laufen, — gehst und weisst nicht viel von dir
Und deiner Kraft und bist voll holder Fröhlichkeit.
Nicht so die Finger! Rege nicht so anmutvoll
Das süsse Haupt! Ich hinter Glanz und Nacht versteckt
Bin deiner nicht teilhaftig! Geh ins Dunkel doch!
Oh Liebste, denk ich deines Fusses Spitze nur,
So weiss ich nichts mehr, nur: »Du lebst, du lebst!«

IV.

WENN abendlich des Tags Verdämmern dich erregt,
Weisst du nichts Holdes, das die Sinne dir erfüllt?
Wenn dich in feuchter Frische morgendlich erquickt
Der Gruss des Tages aufsucht, bist du nie beglückt?
Kennst du die Nacht nicht und das Meer? Das Himmelsblau
Ist für dich nur ein Haus der Sterne und ein Reich
Von vielen Schätzen oder auch Gespenstern voll,
Und deine Liebe sehnt sich der Erfüllung nach?
Da magst du blind sein; denn die Sehnsucht ist ein Schmerz,
Der mehr betrübt und alle Sinne mehr verwirrt
Als Gift und Schrecken.

V.

OH goldne Stadt, die allen heiligen Sonnenglanz
Und tausendjährige Schätze in sich aufgesaugt,
Einsam nun und den Göttern alter Zeiten gleich,
Die von lebendigen Tagen einen Namen nur

Und ein zerfallendes Bildnis in die andre Welt
Der jetzt Lebendigen sich gerettet, schlummerst du;
Mir doch nur halb gestorben; denn des toten Sinns
Geweihte Male reden mir verworrnen Lauts
Viel zwar, das völlig unbegeifbar, aber auch
Viel, das mein Herz wie Feuer anrührt, wie ein Druck
Von altgeliebten Händen, wie ein süsser Traum,
Der zwar nur Schatten zaubert noch unfasslicher
Als die des Tages; doch die Seele rührt er tief
Und gilt ihr wie Erlebtes. — Grüsse seien dir,
Oh Stadt des Meers, nach der mein Sehnen also geht,
Dass ich fast denke, meine Seele müsste sich
Von selbst aufmachen aus dem Dunkel, überm Berg
Herschwebend und allein die Inseln sehn,
Die schimmernden und durch die schönen Plätze gehn,
Zu Schiffe ausruhn, in der Nacht vom Ufer her
Die Lieder hören — süsse Lieder in der Nacht.

VI.

WIE Träume zart sind, und wie Wasser seelenlos
Soll alles sein, was deinem tönenden Mund entfliesst.
Denn nichts ist frevelhafter, als ein Duftgebild
Zu sehr belasten, einer holden Mummerei
Zu nahen Schein der Wahrheit leihen: Denn berührt,
Von Bach- und Baum-Geflüster, kühlem Duft und Hauch
Fühlst du dich fröhlich, aber nicht, wenn einer jäh
Als Fremder dich ergreift und deine Seele stört.

VII.

WOL seid ihr streng, die ihr im allertiefsten Reich
Erkenntnis einem klaren Sinn verleihend herrscht.
Und mancher, der mit all zu leichtem Seelenschwung

Auffliegen wollte, sank auf euer Hände Wink
Ins Bodenlose; doch der Ernste ist euch Freund,
Dem selbst Medusens Antlitz nicht mehr schädlich ist.
Man mag euch Mörder nennen, seid ihrs doch mit Sinn;
Und der, den ihr verurteilt, fällt nicht ungerecht,
Ins ewig Leere nicht; denn alles Leben kehrt
Und wandelt ewig; und ein Ursprung ist ihm fremd.

VIII.

NUR nicht zuviel der Thränen und des Schmerzes nicht
Ein ausgedehntes Mass! Dem Wissenden
Ist alles ruhig; und die stürmische Gewalt
Ficht ihn nicht an. An Sonnentagen geht es wol
Das schöne Licht, den Sterblichen ein holder Gruss,
Wie Liebe wandelt und mit edlen Herzen ruht.
Und was auch alles mit überwollendem Ungestüm
Sich stemmt und drängt, was auch von Eitelkeit empört
Misswillig tobt, es wellt und flutet; allgemach
Weicht doch die Wut der Thoren; und die schöne Kraft
Bleibt fern von allen Krämpfen dieser Afterzunft
Lebendig, wie die Sonne immer wiederkehrt.

XI.

NUN kam die Nacht. Dianens heller Silberkahn
Schwimmt durch die abgeklärte Flut der Dunkelheit;
Und aus den Tiefen blicken milde Lichter her,
Die kaum erleuchten; denn ihr Glanz ist uns zu fern.
Nun kam die Nacht. Belinde, Liebe träuft herab
Vom hohen Rund des Himmels; und die kühle Luft
Wäscht alle Seufzer meines Herzens freundlich weg,
Sodass ich dein gedenkend voll von Frieden bin.

Geliebte, wie mein Sinn nun deiner mächtig ist,
Bist du mir mehr als wie ein blosses Schattenbild
Vergangener Zeiten oder ein Vortrug kommenden Glücks.
Wo du auch weilst, ob du zu fernsten Sternen auch
Durch Lüfte wandelst, die dem menschlichen Atem nicht
Erlaubt sind einzuziehen, bist du dennoch mir
Wie meine Seele nah; und ich kann ruhig sein.

X.

EINS nur, ihr Götter, haltet mir im Busen fest,
Die Ruhe, dass sie nicht mir mit dem Tag enteilt,
Sie, die im spielenden Wechsel buntbewegter Zeit
Wie Sterne wandelt, ewig, ohne Erschütterung.
Lasst mir dies Lächeln: Auch den Aermsten macht es reich
Und stellt den grossen Weisen und den Königen
Den Stillbeglückten gleich, dem die Vergangenheit
Und Zukunft nicht so sehr ein Rausch, ein schneller Weg,
Ein schlimm Bedenken sind, als wie ein süsses Licht
In Dunkelheiten aufgehängt verwirrter Nacht,
Und der auch masslos fühlen kann und sicher weiss,
Dass alles gross und klein ist, wie die Seele es
Sich denken will, und dass die Sonne in der Welt
Viel kleiner als ein Sandkorn auf der Erde ist.

XI.

OH, sieh, Geliebte, dieser Rose süsses Rund!
Ganz auf geblüht und voll von ihrer eignen Kraft
Atmet sie Düfte, jedes Blatt enthaucht so viel,
Dass hier noch, wo wir stehen, die bewegte Luft
Den Wohlgeruch der Liebe trägt.
Die Rose ist wol morgen schon ein wenig welk;

Und wenn ein Wind kommt, weht ihr rotes Kleid dahin.
Sie weiss das nicht und duftet, weil sie Liebe sucht.
Wir suchen Liebe! Oh Geliebte, wir Welkenden,
Wir sind unsterblich, wenn wir Liebe suchen!

XII.

SIEHE, nun will die Abendruhe wiederum,
Oh Herz, die Ruhe will nun wieder sich zu dir,
Freundin der ärmsten Herzen, der sehnsüchtigsten,
Der müdesten Herzen, die Ruhe will sich wiederum
Zu dir legen, oh Herz nun sei vergnügt;
Und auch die Hoffnungen, die doch wie verlorene
Sterne den Himmel in der Nacht nicht ruhen lassen,
Und doch nicht hell sind und lebendig, Hoffnungen
Und auch die Wünsche, die blendenden Fackeln, sollen
Auslöschen, denn die Trauer und Freude geht nun hin
Und birgt für eine Weile in der Vergessenheit
Wäldern sich, weil die Abendruhe wiederum
Der Seelen Abendruhe wieder zu dir kommt. —

ANMERKUNGEN.



IR müssen leider zwei Irrtümer berichtigen, die im Juliheft vorgefallen sind. Zunächst ist infolge eines Versehens die japanische Zeichnung falsch bezeichnet worden. Sie stammt nicht von Kunisada, sondern von Kuniyoshi. Ferner soll das verdruckte Wort auf Seite 132, Zeile 8 und 9 von unten nicht etwa »Infektionen« sondern Invectiven heissen.

Wir machen unsere Leser darauf aufmerksam, dass im Verlage der Insel ein Gedicht von Rudolf Alexander Schröder unter dem Titel Empedokles in Buch-Form erschienen ist. Das Buch ist in nur 50 numerierten Exemplaren gedruckt und somit eine grosse bibliophile Seltenheit. Da es nur durch die Redaktion der Insel direkt zu beziehen ist, bitten wir die Interessenten sich an uns zu wenden. Der Preis des Exemplares beträgt bis auf weiteres M. 15.

DIE INSEL. II. JAHRGANG. 4. QUARTAL NR. 11. AUGUST 1901.
FUER DEN INHALT VERANTWORTLICH: R. A. SCHROEDER, MUENCHEN.

DIE INSEL Nr. 12.
SEPTEMBER. 1901.

BEZUGS-BEDINGUNGEN

Abonnement vierteljährlich 6 Mark, halbjährlich 12 Mark, jährlich 24 Mark inkl. fester Einbanddecken mit Vorsatzpapier für jedes Quartal.

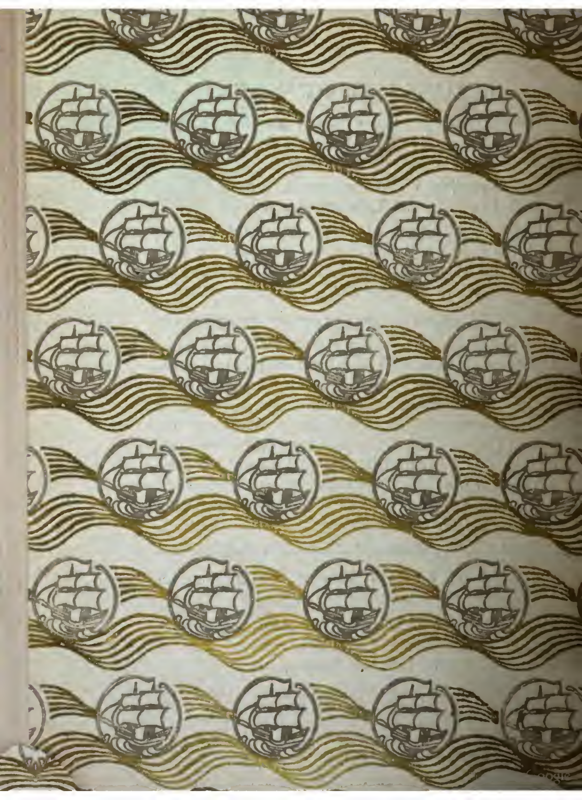
Einzelpreis der Monatsnummer: 2 Mark.
Einzelpreis des Quartalbandes: 8 Mark.

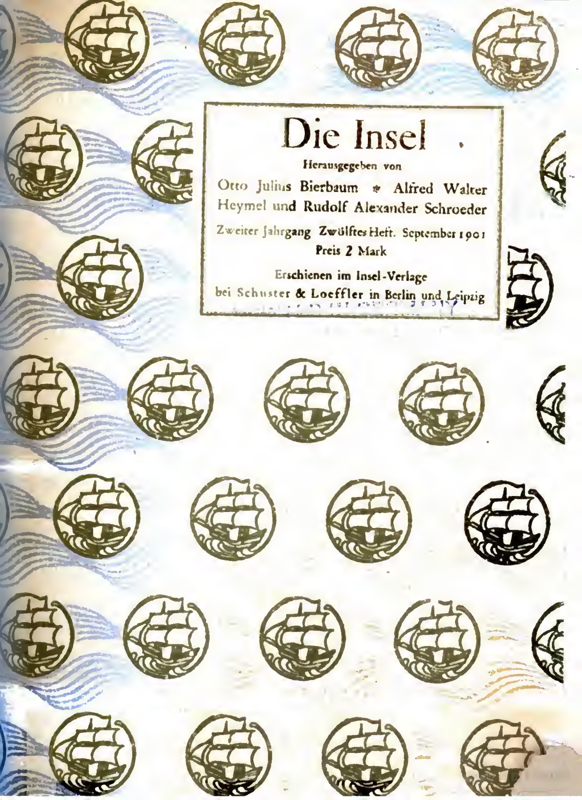
Auf starkes Inselpapier (Wasserzeichen Schiff) werden 50 Stück gedruckt. Von dieser Ausgabe kostet das Heft 3 Mark, das Abonnement vierteljährlich 9 Mark, halbjährlich 18 Mark, jährlich 36 Mark.

Vom ersten Jahrgang werden einzelne Hefte nicht mehr abgegeben, doch sind noch komplette Exemplare vorhanden, die bis auf weiteres noch zu dem ursprünglichen Preise (jeder Quartalsband 12 Mark, alle vier zusammen 36 Mark) abgegeben werden. Bei gleichzeitiger Erwerbung des ganzen (gebundenen) ersten Jahrganges der Monatsschrift und des (nur im ersten Jahrgange erschienenen) Mappenwerkes tritt wie bisher eine Ermässigung des Gesamtpreises auf 75 Mark (statt 90 Mark) für beide Publikationen ein. Für sich allein kostet das Mappenwerk nach wie vor 50 Mark.

Die Redaktion der Insel befindet sich in München Leopoldstrasse 4.

Unverlangt eingeschickte Beiträge werden nicht zurückgeschickt. Redaktionelle Gegenäusserungen erfolgen nur im Falle der Annahme.



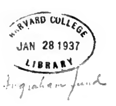


Die Insel
Herausgegeben von
Otto Julius Bierbaum * Alfred Walter Heymel und Rudolf Alexander Schroeder
Zweiter Jahrgang Zwölftes Heft. September 1901
Preis 2 Mark
Erschienen im Insel-Verlage
bei Schuster & Loeffler in Berlin und Leipzig

DIE INSEL/ MONATSSCHRIFT MIT BUCHSCHMUCK UND ILLUSTRATIONEN/ HERAUSGEGEBEN VON O. J. BIERBAUM, A. W. HEYMEL UND R. A. SCHROEDER

II. Jahrgang. 4. Quartal, No. 12. September 1901.

INHALTS-VERZEICHNIS



AUS FRIEDRICH NIETZSCHES „UMWERTUNG ALLER WERTE".
FRAGMENTE ZUR „PHYSIOLOGIE DER KUNST".

1.



ZUR Entstehung des Schönen und des Hässlichen. — Was uns instinktiv widersteht, ästhetisch, ist aus allerlängster Erfahrung dem Menschen als schädlich, gefährlich, misstrauen-verdienend bewiesen: der plötzlich redende ästhetische Instinkt (im Ekel z. B.) enthält ein Urteil. Insofern steht das Schöne innerhalb der allgemeinen Kategorie der biologischen Werte des Nützlichen, Wohlthätigen, Lebensteigernden: doch so, dass eine Menge Reize, die ganz von ferne an nützliche Dinge und Zustände erinnern und anknüpfen, uns das Gefühl des Schönen, d. h. der Vermehrung von Machtgefühl geben (— nicht also bloss Dinge, sondern auch die Begleitempfindungen solcher Dinge oder ihre Symbole).

Hiermit ist das Schöne und Hässliche als bedingt erkannt; nämlich in Hinsicht auf unsere obersten Erhaltungswerte. Davon abgesehen ein Schönes und Hässliches ansetzen wollen, ist sinnlos. Das Schöne existiert so wenig als das Gute, das Wahre. Im Einzelnen handelt es sich wieder um die Erhaltungsbedingungen einer bestimmten Art von Mensch: so wird der Heerdenmensch das Wertgefühl des Schönen bei anderen Dingen haben, als der Ausnahme- und Ueber-Mensch. Es ist die Vordergrunds-Optik, welche nur die nächsten Folgen in Betracht zieht, aus denen der Wert des Schönen (auch des Guten, auch des Wahren) stammt.

Alle Instinkt-Urteile sind kurzsichtig in Hinsicht auf die Kette der Folgen: sie raten an, was zunächst zu thun ist. Der Verstand ist wesentlich ein Hemmungsapparat gegen das Sofort-Reagieren auf das Instinkt-Urteil: er hält auf, er überlegt weiter, er sieht die Folgenkette ferner und länger.

Die Schönheits- und Hässlichkeits-Urteile sind kurzsichtig (— sie haben immer den Verstand gegen sich —): aber im höchsten Grade überredend; sie appellieren an unsre Instinkte, dort, wo sie am schnellsten sich entscheiden und ihr Ja und Nein sagen, bevor noch der Verstand zu Worte kommt . . .

Die gewohntesten Schönheits-Bejahungen regen sich gegenseitig auf und an; wo der ästhetische Trieb einmal in Arbeit ist, krystallisiert sich um »das einzelne Schöne« noch eine ganze Fülle anderer und anders woherstammender Vollkommenheiten. Es ist nicht möglich, objektiv zu bleiben, resp. die interpretierende, hinzugebende, ausfüllende, dichtende Kraft auszuhängen (— letztere ist jene Verkettung der Schönheits-Bejahungen selber). Der Anblick eines »schönen Weibes« . . .

Also: 1. das Schönheits-Urteil ist kurzsichtig, es sieht nur die nächsten Folgen;

2. es überhäuft den Gegenstand, der es erregt, mit einem Zauber, der durch die Association verschiedener Schönheits-Urteile bedingt ist, — der aber dem Wesen jenes Gegenstandes ganz fremd ist.

Ein Ding als schön empfinden heisst: es notwendig falsch empfinden . . . (— weshalb, beiläufig gesagt, die Liebesheirat die gesellschaftlich unvernünftigste Art der Heirat ist) . . .

2.

Alle Kunst wirkt als Suggestion auf die Muskeln und Sinne, welche ursprünglich beim naiven künstlerischen Menschen thätig sind: sie redet immer nur zu Künstlern, — sie redet zu dieser Art von feiner Beweglichkeit des Leibes. Der Begriff »Laie« ist ein Fehlgriff. Der Taube ist keine Species des Guthörigen.

Alle Kunst wirkt tonisch, mehrt die Kraft, entzündet die Lust (d. h. das Gefühl der Kraft), regt alle die feinen Erinnerungen des Rausches an, — es giebt ein eignes Gedächtnis, das in solche Zustände hinunterkommt: eine ferne und flüchtige Welt von Sensationen kehrt da zurück . . .

Das Hässliche, d. h. der Widerspruch zur Kunst, das, was ausgeschlossen wird von der Kunst, ihr Nein, — jedesmal, wenn der Niedergang, die

Verarmung an Leben, die Ohnmacht, die Auflösung, die Verwesung von fern nur angeregt wird, reagiert der ästhetische Mensch mit seinem Nein. Das Hässliche wirkt depressiv: es ist der Ausdruck einer Depression. Es nimmt Kraft, es verarmt, es drückt . . .
Das Hässliche suggeriert Hässliches; man kann an seinen Gesundheitszuständen erproben, wie unterschiedlich das Schlechtbefinden auch die Fähigkeit der Phantasie des Hässlichen steigert. Die Auswahl wird anders, in Sachen, Interessen, Fragen: es giebt einen dem Hässlichen nächstverwandten Zustand auch im Logischen, — Schwere, Dumpfheit . . . Mechanisch fehlt dabei das Gleichgewicht: das Hässliche hinkt, das Hässliche stolpert . . . Gegensatz einer göttlichen Leichtfertigkeit des Tanzenden . . .
Der ästhetische Zustand hat einen Ueberreichtum von Mitteilungsmitteln, zugleich mit einer extremen Empfänglichkeit für Reize und Zeichen. Er ist der Höhepunkt der Mitteilsamkeit und Uebertragbarkeit zwischen lebenden Wesen, — er ist die Quelle der Sprachen.
Die Sprachen haben hier ihren Entstehungsherd: die Tonsprachen so gut als die Gebärden- und Blicksprachen. Das vollere Phänomen ist immer der Anfang: unsere Vermögen sind subtilisiert aus volleren Vermögen. Aber auch heute hört man noch mit den Muskeln, man liest selbst noch mit den Muskeln.
Jede reife Kunst hat eine Fülle Konvention zur Grundlage: insofern sie Sprache ist. Die Konvention ist die Bedingung der grossen Kunst, nicht deren Verhinderung . . .
Jede Erhöhung des Lebens steigert die Mitteilungskraft, insgleichen die Verständniskraft des Menschen. Das Sich-hineinleben in andre Seelen ist ursprünglich nichts Moralisches, sondern eine physiologische Reizbarkeit der Suggestion: die »Sympathie« oder was man »Altruismus« nennt, sind blosse Ausgestaltungen jenes zur Geistigkeit gerechneten psychomotorischen Rapports (*induction psycho-motrice* meint Ch. Féré). Man teilt sich nie Gedanken mit, man teilt sich Bewegungen mit, mimische Zeichen, welche von uns auf Gedanken hin zurückgelesen werden . . .

3.

ICH erkenne eine Reihe physiologischer Zustände als Zeichen vollen und blühenden Lebens, welche man heute gewohnt ist, als krank-*haft* zu beurteilen. Nun haben wir inzwischen verlernt, von »gesund« und »krank« als von einem Gegensatze zu reden: es handelt sich um Grade, — meine Behauptung in diesem Falle ist, dass, was heute »gesund« genannt wird, ein niedriges Niveau von dem darstellt, was unter günstigen Verhältnissen gesund *wäre* . . . dass wir relativ krank sind . . . Der Künstler gehört zu einer noch stärkeren Rasse. Was uns schon schädlich, was bei uns krankhaft wäre, ist bei ihm Natur. — — Aber man redet uns ein, dass gerade die *Verarmung* der Maschine die extravagante Kraft des Erratens jedweder Suggestion ermögliche: Zeugnis unsre hysterischen Weiblein.

Die Ueberfülle an Säften und Kräften kann so gut Symptome der partiellen Unfreiheit, von Sinnes-Hallucinationen, von Suggestions-Raffinement mit sich bringen, wie eine Verarmung an Leben, — der Reiz ist anders bedingt, die Wirkung bleibt sich gleich . . .

Vor allem ist die *Nachwirkung* nicht dieselbe; die extreme Erschlaffung aller morbiden Naturen nach ihren Nerven-Exzentrizitäten hat nichts mit den Zuständen des Künstlers gemein: der seine guten Zeiten nicht *abzubüssen hat* . . . Er ist reich genug dazu: er kann verschwenden, ohne arm zu werden . . .

Wie man heute »Genie« als eine Form der Neurose beurteilen dürfte, so vielleicht auch die künstlerische Suggestiv-Kraft, — und unsre *Artisten* sind in der That den hysterischen Weiblein nur zu verwandt!!! Das aber spricht gegen »heute«, und *nicht* gegen die »Künstler« . . .

4.

ES sind die Ausnahme-Zustände, die den Künstler bedingen: alle, die mit krankhaften Erscheinungen tief verwandt und verwachsen sind: sodass es nicht möglich scheint, Künstler zu sein und nicht krank zu sein.

Die physiologischen Zustände, welche im Künstler gleichsam zur »Person« gezüchtet sind und die an sich in irgendwelchem Grade dem Menschen überhaupt anhaften:

1. der Rausch: das erhöhte Machtgefühl; die innere Nötigung, aus den Dingen einen Reflex der eignen Fülle und Vollkommenheit zu machen. —

2. Die extreme Schärfe gewisser Sinne: sodass sie eine ganz andere Zeichensprache verstehen — und schaffen ... — dieselbe, die mit manchen Nervenkrankheiten verbunden erscheint. —

Die extreme Beweglichkeit, aus der eine extreme Mitteilsamkeit wird; das Redenwollen alles dessen, was Zeichen zu geben weiss ...; ein Bedürfnis, sich gleichsam loszuwerden durch Zeichen und Gebärden; Fähigkeit, von sich durch hundert Sprachmittel zu reden ... ein explosiver Zustand (man muss sich diesen Zustand zunächst als Zwang und Drang denken, durch alle Art Muskelarbeit und Beweglichkeit die Exuberanz der inneren Spannung loszuwerden: sodann als unfreiwillige Koordination der Bewegungen zu den inneren Vorgängen (Bildern, Gedanken, Begierden), — als eine Art Automatismus des ganzen Muskelsystems unter dem Impuls von Innen wirkender starker Reize —); Unfähigkeit, die Reaktion zu verhindern; der Hemmungsapparat gleichsam ausgehängt.

Jede innere Bewegung (Gefühl, Gedanke, Affekt) ist begleitet von Vaskulär-Veränderungen und folglich von Veränderungen der Farbe, der Temperatur, der Sekretion.

Die suggestive Kraft der Musik, ihre *»suggestion mentale«*.

3. Das Nachmachen-müssen: eine extreme Irritabilität, bei der sich ein gegebenes Vorbild kontagiös mitteilt, — ein Zustand wird nach Zeichen schon erraten und dargestellt ... Ein Bild, innerlich auftauchend, wirkt schon als Bewegung der Glieder ... eine gewisse Willens-Aushängung ... (Schopenhauer!!!)

Eine Art Taubsein, Blindsein nach Aussen hin, — das Reich der Reize ist scharf umgrenzt. —

Dies unterscheidet den Künstler vom Laien (dem künstlerisch-Empfänglichen): letzterer hat im Aufnehmen seinen Höhepunkt von Reizbarkeit; ersterer im Geben, — dergestalt, dass ein Antagonismus dieser beiden Begabungen nicht nur natürlich, sondern wünschenswert ist. Jeder dieser Zustände hat eine umgekehrte Optik, — vom Künstler verlangen, dass er sich die Optik des Zuhörers (Kritikers —) einübe, heisst verlangen, dass er sich und seine schöpferische Kraft verarme . . . Es ist hier eine Art Differenz der Geschlechter: man soll vom Künstler, der giebt, nicht verlangen, dass er Weib wird, — dass er »empfängt« . . .
Unsere Aesthetik war insofern bisher eine Weibs-Aesthetik, als nur die Empfänglichen für Kunst ihre Erfahrungen »was ist schön?« formuliert haben. In der ganzen Philosophie bis heute fehlt der Künstler . . . Das ist, wie das Vorhergehende andeutete, ein notwendiger Fehler: denn der Künstler, der anfinge, sich zu begreifen, würde sich damit vergreifen, — er hat nicht zurückzusehen, er hat überhaupt nicht zu sehen, er hat zu geben —. Es ehrt einen Künstler, der Kritik unfähig zu sein . . . andernfalls ist er halb und halb, ist er »modern«.

5.

Die Sinnlichkeit, der Rausch und ihre verklärende Kraft, Bilder des erhöhten, siegreichen Lebens: sodass eine gewisse Vollkommenheit in die Dinge gelegt wird.
Umgekehrt: wo die Schönheit und Vollkommenheit sich zeigt, wird die Welt der Sinnlichkeit und des Rausches mit erregt, aus alter Verwachsenheit. Deshalb gehört zum religiösen Glück die Sinnlichkeit und der Rausch; und wesentlich insgleichen die sensualistische Erregbarkeit der Künstler.
»Schön« wirkt entzündend auf das Lustgefühl; man denke an die verklärende Kraft der »Liebe«. Sollte nicht umgekehrt wiederum das Verklärte und Vollkommene die Sinnlichkeit sanft erregen, sodass das Leben als Wohlgefühl wirkt? —

6.

DIE Zustände, in denen wir eine Verklärung und Fülle in die Dinge legen und an ihnen dichten, bis sie unsere eigene Fülle und Lebenslust zurückspiegeln: der Geschlechtstrieb; der Rausch; die Mahlzeit; der Frühling; der Sieg über den Feind, der Hohn; das Bravourstück; die Grausamkeit; die Ekstase des religiösen Gefühls. Drei Elemente vornehmlich: der Geschlechtstrieb, der Rausch, die Grausamkeit, — alle zur ältesten Festfreude des Menschen gehörend, alle insgleichen im anfänglichen »Künstler« überwiegend.

Umgekehrt: treten uns Dinge entgegen, welche diese Verklärung und Fülle zeigen, so antwortet das animalische Dasein mit einer Erregung jener Sphären, wo alle jene Lustzustände ihren Sitz haben: — und eine Mischung dieser sehr zarten Nuancen von animalischen Wohlgefühlen und Begierden ist der ästhetische Zustand. Letzterer tritt nur bei solchen Naturen ein, welche jener abgebenden und überströmenden Fülle des leiblichen *vigor* überhaupt fähig sind; in ihr ist immer das ***primum mobile.*** Der Nüchterne, der Müde, der Erschöpfte, der Vertrocknende (zum Beispiel ein Gelehrter) kann absolut nichts von der Kunst empfangen, weil er die künstlerische Urkraft — die Nötigung des Reichtums nicht hat: wer nicht geben kann, empfängt auch nichts.

»Vollkommenheit«: in jenen Zuständen (bei der Geschlechtsliebe in Sonderheit u. s. w.) verrät sich naiv, was der tiefste Instinkt als das Höhere, Wünschbarere, Wertvollere überhaupt anerkennt, die Aufwärtsbewegung seines Typus; insgleichen nach welchem Status er eigentlich strebt. Die Vollkommenheit: das ist die ausserordentliche Erweiterung seines Machtgefühls, der Reichtum, das notwendige Ueberschäumen über alle Ränder . . .

Die Kunst erinnert uns an Zustände des animalischen *vigor*; sie ist einmal ein Ueberschuss und Ausströmen von blühender Leiblichkeit in die Welt der Bilder und Wünsche; andererseits eine Anreizung der animalischen Funktionen durch Bilder und Wünsche des gesteigerten Lebens; — eine Erhöhung des Lebensgefühls, ein Stimulans desselben.

Inwiefern kann auch das Hässliche noch diese Gewalt haben? — Insofern es noch von der siegreichen Energie des Künstlers etwas mitteilt, der über dies Hässliche und Furchtbare Herr geworden ist; oder insofern es die Lust der Grausamkeit in uns leise anregt (unter Umständen selbst die Lust, uns wehe zu thun, die Selbstvergewaltigung: und damit das Gefühl der Macht über uns).

7.

PESSIMISMUS in der Kunst? — Der Künstler liebt allmählich die Mittel um ihrer selbst willen, in denen sich der Rauschzustand zu erkennen giebt: die extreme Feinheit und Pracht der Farbe, die Deutlichkeit der Linie, die Nuance des Tons: das Distinkte, wo sonst, im Normalen, alle Distinktion fehlt.

—: alle distinkten Sachen, alle Nuancen, insofern sie an die extremen Kraftsteigerungen erinnern, welche der Rausch erzeugt, wecken rückwärts dieses Gefühl des Rausches;

—: die Wirkung der Kunstwerke ist die Erregung des kunstschaffenden Zustands, des Rausches . . .

—: das Wesentliche an der Kunst bleibt ihre Daseins-Vollendung, ihr Hervorbringen der Vollkommenheit und Fülle; Kunst ist wesentlich Bejahung, Segnung, Vergöttlichung des Daseins . . .

Was bedeutet eine pessimistische Kunst? . . . Ist das nicht eine *contradictio?* — Ja.

Schopenhauer irrt, wenn er gewisse Teile der Kunst in den Dienst des Pessimismus stellt. Die Tragödie lehrt nicht »Resignation« . . .

Die furchtbaren und fragwürdigen Dinge darstellen ist selbst schon ein Instinkt der Macht und Herrlichkeit am Künstler: er fürchtet sie nicht . . .

Es giebt keine pessimistische Kunst . . . Die Kunst bejaht. Hiob bejaht. Aber Zola? Aber die Goncourts? — Die Dinge sind hässlich, die sie zeigen: aber dass sie dieselben zeigen, ist aus Lust an diesem Hässlichen . . . — hilft nichts! ihr betrügt euch, wenn ihr's anders behauptet. Wie erlösend ist Dostoiewsky!

8.

WAS ist tragisch? — Ich habe zu wiederholten Malen den Finger auf das grosse Missverständnis des Aristoteles gelegt, als er in zwei deprimierenden Affekten — im Schrecken und im Mitleiden — die tragischen Affekte zu erkennen glaubte. Hätte er Recht, so wäre die Tragödie eine lebensgefährliche Kunst: man müsste vor ihr wie vor etwas Gemeinschädlichem und Anrüchigem warnen. Die Kunst, sonst das grosse Stimulans des Lebens, ein Rausch am Leben, ein Wille zum Leben, würde hier, im Dienste einer Abwärtsbewegung, gleichsam als Dienerin des Pessimismus, gesundheitsschädlich (— denn dass man durch Erregung dieser Affekte sich von ihnen »purgiert«, wie Aristoteles zu glauben scheint, ist einfach nicht wahr). Etwas, das habituell Schrecken oder Mitleid erregt, desorganisiert, schwächt, entmutigt: — und gesetzt, Schopenhauer behielte Recht, dass man der Tragödie die Resignation zu entnehmen habe, d. h. eine sanfte Verzichtleistung auf Glück, auf Hoffnung, auf Willen zum Leben, so wäre hiermit eine Kunst konzipiert, in der die Kunst sich selbst verneint. Tragödie bedeutete dann einen Auflösungsprozess, den Instinkt des Lebens sich im Instinkt der Kunst selbst zerstörend. Christentum, Nihilismus, tragische Kunst, physiologische *décadence*: das hielte sich an den Händen, das käme zur selben Stunde zum Uebergewicht, das triebe sich gegenseitig vorwärts — abwärts . . . Tragödie wäre ein Symptom des Verfalls.

Man kann diese Theorie in der kaltblütigsten Weise widerlegen: nämlich indem man vermöge des Dynamometers die Wirkung einer tragischen Emotion misst. Und man bekommt als Ergebnis, was zuletzt nur die absolute Verlogenheit eines Systematikers verkennen kann: — dass die Tragödie ein *tonicum* ist. Wenn Schopenhauer hier nicht begreifen wollte, wenn er die Gesamt-Depression als tragischen Zustand ansetzt, wenn er den Griechen (— die zu seinem Verdruss nicht »resignierten« . . .) zu verstehen gab, sie hätten sich nicht auf der Höhe der Weltanschauung befunden: so ist das *parti pris*, Logik des Systems, Falschmünzerei des Systematikers: eine jener schlimmen Falschmünzereien,

welche Schopenhauern, Schritt für Schritt, seine ganze Psychologie verdorben hat (: er, der das Genie, die Kunst selbst, die Moral, die heidnische Religion, die Schönheit, die Erkenntnis und ungefähr alles willkürlich-gewaltsam missverstanden hat).

9.

DAS Rauschgefühl, thatsächlich einem Mehr von Kraft entsprechend: am stärksten in der Paarungszeit der Geschlechter: neue Organe, neue Fertigkeiten, Farben, Formen ... die »Verschönerung« ist eine Folge der erhöhten Kraft.
Verschönerung als notwendige Folge der Kraft-Erhöhung.
Verschönerung als Ausdruck eines siegreichen Willens, einer gesteigerten Koordination, einer Harmonisierung aller starken Begehrungen, eines unfehlbar perpendikularen Schwergewichts. Die logische und geometrische Vereinfachung ist eine Folge der Krafterhöhung: umgekehrt erhöht wieder das Wahrnehmen solcher Vereinfachung das Kraftgefühl ... Spitze der Entwicklung der grosse Stil.
Die Hässlichkeit bedeutet *décadence* eines Typus, Widerspruch und mangelnde Koordination der inneren Begehrungen, — bedeutet einen Niedergang an organisierender Kraft, an »Wille«, psychologisch geredet ...
Der Lustzustand, den man Rausch nennt, ist exakt ein hohes Machtgefühl ...
Die Raum- und Zeit-Empfindungen sind verändert: ungeheure Fernen werden überschaut und gleichsam erst wahrnehmbar;
die Ausdehnung des Blicks über grössere Mengen und Weiten;
die Verfeinerung des Organs für die Wahrnehmung vieles Kleinsten und Flüchtigsten;
die Divination, die Kraft des Verstehens auf die leiseste Hülfe hin, auf jede Suggestion hin, die »intelligente« Sinnlichkeit ...
die Stärke als Herrschaftsgefühl in den Muskeln, als Geschmeidigkeit und Lust an der Bewegung, als Tanz, als Leichtigkeit und Presto;

die Stärke als Lust am Beweis der Stärke, als Bravourstück, Abenteuer, Furchtlosigkeit, gleichgültiges Wesen . . .
Alle diese Höhen-Momente des Lebens regen sich gegenseitig an; die Bilder-Vorstellungswelt des einen genügt, als Suggestion, für den anderen . . . Dergestalt sind schliesslich Zustände in einander verwachsen, die vielleicht Grund hätten, sich fremd zu bleiben. Zum Beispiel:
Das religiöse Rauschgefühl und die Geschlechtserregung (— zwei tiefe Gefühle, nachgerade fast verwunderlich koordiniert. Was gefällt allen frommen Frauen, alten? jungen? Antwort: ein Heiliger mit schönen Beinen, noch jung, noch Idiot . . .)
Die Grausamkeit in der Tragödie und das Mitleid (— ebenfalls normal koordiniert . . .)
Frühling, Tanz, Musik — alles Wettbewerb der Geschlechter; — und auch noch jene Faustische »Unendlichkeit im Busen« . . .
Die Künstler, wenn sie etwas taugen, sind (auch leiblich) stark angelegt, überschüssig, Krafttier, sensuell; ohne eine gewisse Ueberheizung des geschlechtlichen Systems ist kein Raffael zu denken . . . Musik machen ist auch noch eine Art Kindermachen; Keuschheit ist bloss die Oekonomie eines Künstlers — und jedenfalls hört auch bei Künstlern die Fruchtbarkeit mit der Zeugungskraft auf . . .
Die Künstler sollen nichts so sehen, wie es ist, sondern voller, sondern einfacher, sondern stärker: dazu muss ihnen eine Art Jugend und Frühling, eine Art habitueller Rausch im Leben eigen sein.

10.

ZUR Vernunft des Lebens. — Eine relative Keuschheit, eine grundsätzliche und kluge Vorsicht vor *Eroticis*, selbst in Gedanken, kann zur grossen Vernunft des Lebens auch bei reich ausgestatteten und ganzen Naturen gehören. Der Satz gilt insonderheit von den Künstlern, er gehört zu deren bester Lebens-Weisheit. Völlig unverdächtige Stimmen sind schon in diesem Sinne laut geworden: ich nenne Stendhal, Th. Gautier, auch Flaubert. Der Künstler ist vielleicht seiner Art nach

mit Notwendigkeit ein sinnlicher Mensch, erregbar überhaupt, zugänglich in jedem Sinne, dem Reize, der Suggestion des Reizes schon von fernher entgegenkommend. Trotzdem ist er im Durchschnitt, unter der Gewalt seiner Aufgabe, seines Willens zur Meisterschaft, thatsächlich ein mässiger, oft sogar ein keuscher Mensch. Sein dominierender Instinkt *will* es so von ihm: er erlaubt ihm nicht, sich auf diese oder jene Weise auszugeben. Es ist ein und dieselbe Kraft, die man in der Kunst-Konception und die man im geschlechtlichen *actus* ausgiebt: es giebt nur Eine Art Kraft. *Hier* zu unterliegen, *hier* sich zu verschwenden ist für einen Künstler verräterisch: es verrät den Mangel an Instinkt, an Wille überhaupt, es kann ein Zeichen von *décadence* sein, — es entwertet jedenfalls bis zu einem unausrechenbaren Grade seine Kunst. Ich nehme den unangenehmsten Fall, den Fall Wagner. Wagner, im Bann jener unglaubwürdig krankhaften Sexualität, die der Fluch seines Lebens war, wusste nur zu gut, was ein Künstler damit einbüsst, dass er vor sich die Freiheit, die Achtung verliert. Er ist verurteilt, Schauspieler zu sein. Seine Kunst selbst wird ihm zum beständigen Fluchtversuch, zum Mittel des Sich-Vergessens, des Sich-*Betäubens*, — es verändert, es bestimmt zuletzt den Charakter seiner Kunst. Ein solcher »Unfreier« hat eine Haschisch-Welt nötig, fremde, schwere, einhüllende Dünste, alle Art Exotismus und Symbolismus des Ideals, nur um *seine* Realität einmal los zu sein, — er hat Wagnerische Musik nötig . . . Eine gewisse Katholizität des Ideals vor allem ist bei einem Künstler beinahe der Beweis von Selbstverachtung, von »Sumpf«: der Fall Baudelaires in Frankreich, der Fall Edgar Allan Poes in Amerika, der Fall Wagners in Deutschland. — Habe ich noch zu sagen, dass Wagner seiner Sinnlichkeit auch seinen *Erfolg* verdankt? dass seine Musik die untersten Instinkte zu sich, zu Wagner überredet? dass jener heilige Begriffs-Dunst von Ideal, von Drei-Achtel-Katholizismus eine Kunst der Verführung *mehr* ist? (er erlaubt, unwissend, unschuldig, *christlich* »den Zauber« auf sich wirken zu lassen . . .) Wer wagte das Wort, das *eigentliche* Wort für die *ardeurs* der Tristan-Musik? — Ich ziehe Handschuhe an, wenn ich die

Partitur des Tristan lese . . . Die immer mehr um sich greifende Wagnerei ist eine leichtere Sinnlichkeits-Epidemie, die »es nicht weiss«; gegen Wagnerische Musik halte ich jede Vorsicht für geboten. —

11.

KUENSTLER sind nicht die Menschen der grossen Leidenschaft, was sie uns und sich auch vorreden mögen. Und das aus zwei Gründen: es fehlt ihnen die Scham vor sich selber (sie sehen sich zu, indem sie leben, sie lauern sich auf, sie sind zu neugierig) und es fehlt ihnen auch die Scham vor der grossen Leidenschaft (sie beuten sie als Artisten aus). Zweitens aber ihr Vampyr, ihr Talent, missgönnt ihnen meist solche Verschwendung von Kraft, welche Leidenschaft heisst. — Mit einem Talent ist man auch das Opfer seines Talents, man lebt unter dem Vampyrismus seines Talents.
Man wird nicht dadurch mit seiner Leidenschaft fertig, dass man sie darstellt: vielmehr, man ist mit ihr fertig, wenn man sie darstellt. (Goethe lehrt es anders; aber es scheint, dass er hier sich selbst missverstehen wollte, — aus *delicatezza* . . .)

12.

WAS der Rausch alles vermag, der »Liebe« heisst und der noch etwas anderes ist als Liebe! — Doch darüber hat jedermann seine Wissenschaft. Die Muskelkraft eines Mädchens wächst, sobald nur ein Mann in seine Nähe kommt; es giebt Instrumente, dies zu messen. Bei einer noch näheren Beziehung der Geschlechter, wie sie zum Beispiel der Tanz und andere gesellschaftliche Gepflogenheiten mit sich bringen, nimmt diese Kraft dergestalt zu, um zu wirklichen Kraftstücken zu befähigen: man traut endlich seinen Augen nicht — und seiner Uhr! Hier ist allerdings einzurechnen, dass der Tanz an sich schon, gleich jeder sehr geschwinden Bewegung, eine Art Rausch für das gesamte Gefäss-, Nerven- und Muskelsystem mit sich bringt. Man hat in diesem Falle mit den kombinierten Wirkungen eines doppelten Rausches zu rechnen.— Und wie weise es mitunter ist, einen kleinen Stich zu haben! . . . Es

giebt Realitäten, die man nie sich eingestehen darf; dafür ist man Weib, dafür hat man alle weiblichen *pudeurs* . . . Diese jungen Geschöpfe, die dort tanzen, sind ersichtlich jenseits aller Realität: sie tanzen nur mit lauter handgreiflichen Idealen; sie sehen sogar, was mehr ist, noch Ideale um sich sitzen: die Mütter! . . . Gelegenheit Faust zu citieren . . . Sie sehen unvergleichlich besser aus, wenn sie dergestalt ihren kleinen Stich haben, die hübschen Kreaturen, — oh wie gut sie das auch wissen! sie werden sogar liebenswürdig, weil sie das wissen! — Zuletzt inspiriert sie auch noch ihr Putz; ihr Putz ist ihr dritter kleiner Rausch: sie glauben an ihren Schneider, wie sie an Gott glauben: und wer widerriete ihnen diesen Glauben? Dieser Glaube macht selig! Und die Selbstbewunderung ist gesund! — Selbstbewunderung schützt vor Erkältung. Hat sich je ein hübsches Weib erkältet, das sich gut bekleidet wusste? Nun und nimmermehr! Ich setze selbst den Fall, dass es kaum bekleidet war.

13.

WILL man den erstaunlichsten Beweis dafür, wie weit die Transfigurationskraft des Rausches geht? — Die »Liebe« ist dieser Beweis: das, was Liebe heisst in allen Sprachen und Stummheiten der Welt. Der Rausch wird hier mit der Realität in einer Weise fertig, dass im Bewusstsein des Liebenden die Ursache ausgelöscht und etwas andres sich an ihrer Stelle zu finden scheint, — ein Zittern und Aufglänzen aller Zauberspiegel der Circe ... Hier macht Mensch und Tier keinen Unterschied; noch weniger Geist, Güte, Rechtschaffenheit . . . Man wird fein genarrt, wenn man fein ist; man wird grob genarrt, wenn man grob ist: aber die Liebe, und selbst die Liebe zu Gott, die Heiligen-Liebe »erlöster Seelen«, bleibt in der Wurzel Eins: ein Fieber, das Gründe hat, sich zu transfigurieren, ein Rausch, der gut thut, über sich zu lügen . . . Und jedenfalls lügt man gut, wenn man liebt, vor sich und über sich: man scheint sich transfiguriert, stärker, reicher, vollkommener, man ist vollkommener . . .
Wir finden hier die Kunst als organische Funktion: wir finden sie eingelegt in den engelhaftesten Instinkt: Liebe: wir finden sie als grösstes

Stimulans des Lebens, — Kunst somit als sublim zweckmässig auch noch darin, dass sie lügt ... Aber wir würden irren, bei ihrer Kraft, zu lügen, stehen zu bleiben: sie thut mehr, als bloss imaginieren: sie verschiebt selbst die Werte. Und nicht nur dass sie das Gefühl der Werte verschiebt: der Liebende ist mehr wert, ist stärker. Bei den Tieren treibt dieser Zustand neue Waffen, Pigmente, Farben und Formen heraus: vor allem neue Bewegungen, neue Rhythmen, neue Locktöne und Verführungen. Beim Menschen ist es nicht anders. Sein Gesamthaushalt ist reicher, als je, mächtiger, ganzer, als im Nichtliebenden. Der Liebende wird Verschwender: er ist reich genug dazu. Er wagt jetzt, wird Abenteurer, wird ein Esel an Grossmut und Unschuld; er glaubt wieder an Gott, er glaubt an die Tugend, weil er an die Liebe glaubt: und andrerseits wachsen diesem Idioten des Glücks Flügel und neue Fähigkeiten und selbst zur Kunst thut sich ihm die Thür auf. Rechnen wir aus der Lyrik in Ton und Wort die Suggestion jenes intestinalen Fiebers ab: was bleibt von der Lyrik und Musik übrig? ... *L'art pour l'art* vielleicht: das virtuose Gequak kaltgestellter Frösche, die in ihrem Sumpfe desperieren... Den ganzen Rest schuf die Liebe ...

14.

IM dionysischen Rausche ist die Geschlechtlichkeit und die Wollust: sie fehlt nicht im apollinischen. Es muss noch eine Tempo-Verschiedenheit in beiden Zuständen geben ... Die extreme Ruhe gewisser Rauschempfindungen (strenger: die Verlangsamung des Zeit- und Raumgefühls) spiegelt sich gern in der Vision der ruhigsten Gebärden und Seelen-Arten. Der klassische Stil stellt wesentlich diese Ruhe, Vereinfachung, Abkürzung, Konzentration dar, — das höchste Gefühl der Macht ist konzentriert im klassischen Typus. Schwer reagieren: ein grosses Bewusstsein: kein Gefühl von Kampf.

15.

UM Klassiker zu sein, muss man alle starken, anscheinend widerspruchsvollen Gaben und Begierden haben: aber so, dass sie mit einander unter Einem Joche gehen;

zur rechten Zeit kommen, um ein Genus von Litteratur oder Kunst oder Politik auf seine Höhe und Spitze zu bringen (nicht nachdem dies schon geschehen ist . . .);
einen Gesamtzustand (sei es eines Volkes, sei es einer Kultur) in seiner tiefsten und innersten Seele widerspiegeln, zu einer Zeit, wo er noch besteht und noch nicht überfärbt ist von der Nachahmung des Fremden (oder noch abhängig ist . . .);
kein reaktiver, sondern ein schliessender und vorwärts führender Geist sein, Ja sagend in allen Fällen, selbst mit seinem Hass.
»Es gehört dazu nicht der höchste persönliche Wert?« . . . Vielleicht zu erwägen, ob die moralischen Vorurteile hier nicht ihr Spiel spielen, und ob grosse moralische Höhe nicht vielleicht an sich ein Widerspruch gegen das Klassische ist? . . .
Ob nicht die moralischen Monstra notwendig Romantiker sein müssen, in Wort und That? . . . Ein solches Uebergewicht Einer Tugend über die anderen (wie beim moralischen Monstrum) steht eben der klassischen Macht im Gleichgewicht feindlich entgegen: gesetzt, man hätte diese Höhe und wäre trotzdem Klassiker, so dürfte dreist geschlossen werden, man besitze auch die Immoralität auf gleicher Höhe: dies vielleicht der Fall Shakespeare (gesetzt dass es wirklich Lord Bacon ist).

16.

OB nicht hinter dem Gegensatz von Klassisch und Romantisch der Gegensatz des Aktiven und Reaktiven verborgen liegt? . . .

17.

DIE Vermoralisierung der Künste. — Kunst als Freiheit von der moralischen Verengung und Winkel-Optik; oder als Spott über sie. Die Flucht in die Natur, wo ihre Schönheit mit der Furchtbarkeit sich paart. Konzeption des grossen Menschen.
— Zerbrechliche, unnütze Luxus-Seelen, welche ein Hauch schon trübe macht, die »schönen Seelen«.

— Die verblichenen Ideale aufwecken in ihrer schonungslosen Härte und Brutalität, als die prachtvollsten Ungeheuer, die sie sind.
— Ein frohlockender Genuss an der psychologischen Einsicht in die Sinuosität und Schauspielerei wider Wissen bei allen vermoralisierten Künstlern.
— Die Falschheit der Kunst, — ihre Immoralität ans Licht ziehen.
— Die »idealisierenden« Grundmächte (Sinnlichkeit, Rausch, überreiche Animalität) ans Licht ziehen.

18.

ZUKUENFTIGES. — Gegen die Romantik, die grosse »Passion«. — Zu begreifen, wie zu jedem »klassischen« Geschmack ein Quantum Kälte, Lucidität, Härte hinzugehört: Logik vor allem, Glück in der Geistigkeit, »drei Einheiten«, Konzentration, Hass gegen Gefühl, Gemüt, *esprit*, Hass gegen das Vielfache, Unsichere, Schweifende, Absurde so gut, als gegen das Kurze, Spitze, Hübsche, Gütige.
Man soll nicht mit künstlerischen Formeln spielen: man soll das Leben umschaffen, dass es sich nachher formulieren muss . . .
Es ist eine heitere Komödie, über die erst jetzt wir lachen lernen, die man jetzt erst sieht, dass die Zeitgenossen Herders Winckelmanns Goethes und Hegels in Anspruch nahmen, das klassische Ideal wieder entdeckt zu haben . . . Und zu gleicher Zeit Shakespeare! — Und dasselbe Geschlecht hatte sich von der klassischen Schule der Franzosen auf schnöde Art losgesagt! — als ob nicht das Wesentliche so gut hier wie dorther hätte gelernt werden können! . . .
Aber man wollte die »Natur«, die »Natürlichkeit«: oh Stumpfsinn! Man glaubte, die Klassicität sei eine Art Natürlichkeit! —
— Ohne Vorurteil und Weichlichkeit zu Ende denken, auf welchem Boden ein klassischer Geschmack wachsen kann.
Verhärtung, Vereinfachung, Verstärkung, Verböserung des Menschen: so gehört es zusammen. Die logisch-psychologische Vereinfachung des Ungewissen, die Verachtung des Details, das Komplexe.

Die Romantik in Deutschland protestierte **nicht** gegen den Klassicismus, sondern gegen Vernunft, Aufklärung, Geschmack, 18. Jahrhundert.
Die Sensibilität der romantisch-wagnerischen Musik: Gegensatz der **klassischen Sensibilität** . . .
Der Wille zur Einheit (weil die Einheit tyrannisiert: nämlich die Zuhörer, Zuschauer), aber Unfähigkeit, sie in der Hauptsache tyrannisieren zu lassen: nämlich in Hinsicht auf das Werk selbst (auf Verzichtleisten, Kürzen, Klären, Vereinfachen). Die Ueberwältigung durch Masse (Wagner, Victor Hugo, Zola, Taine).

19.

DER **Nihilismus der Artisten.** — Die Natur grausam durch ihre Heiterkeit; cynisch mit ihren Sonnenaufgängen.
Wir sind feindselig gegen **Rührungen.**
Man flüchtet dorthin, wo die Natur unsere Sinne und unsere Einbildungskraft bewegt, wo wir nichts zu lieben haben, wo wir nicht an die moralischen Scheinbarkeiten und Delikatessen dieser nordischen Natur erinnert werden; — und so auch in den Künsten. Wir ziehen vor, was nicht mehr uns an »Gut und Böse« erinnert. Unsere moralistische Reizbarkeit und Schmerzfähigkeit ist wie erlöst in einer fruchtbaren und glücklichen Natur, im Fatalismus der Sinne und der Kräfte. Das Leben ohne Güte.
Die Wohlthat besteht im Anblick der grossartigen **Indifferenz** der Natur gegen Gut und Böse.
Keine Gerechtigkeit in der Geschichte, keine Güte in der Natur: deshalb geht der Pessimist, falls er Artist ist, dorthin *in historicis*, wo die Absenz der Gerechtigkeit selber noch mit grossartiger Naivetät sich zeigt, wo gerade die **Vollkommenheit** zum Ausdruck kommt . . . und insgleichen in der **Natur** dorthin, wo der böse und indifferente Charakter sich nicht verhehlt, wo sie den Charakter der **Vollkommenheit** darstellt . . .
Der nihilistische Künstler verrät sich im Wollen und Bevorzugen der **cynischen Geschichte,** der **cynischen Natur.**

20.

Es ist die Frage der Kraft (eines Einzelnen oder eines Volkes), ob und wo das Urteil »schön« angesetzt wird. Das Gefühl der Fülle, der aufgestauten Kraft (aus dem es erlaubt ist Vieles mutig und wohlgemut entgegen zu nehmen, vor dem der Schwächling schaudert) — das Machtgefühl spricht das Urteil »schön« noch über Dinge und Zustände aus, welche der Instinkt der Ohnmacht nur als hassenswert, als »hässlich« abschätzen kann. Die Witterung dafür, womit wir ungefähr fertig werden würden, wenn es leibhaft entgegenträte, als Gefahr, Problem, Versuch, — diese Witterung bestimmt auch noch unser ästhetisches Ja. (»Das ist schön« ist eine Bejahung.)

Daraus ergiebt sich, ins Grosse gerechnet, dass die Vorliebe für fragwürdige und furchtbare Dinge ein Symptom für Stärke ist: während der Geschmack am Hübschen und Zierlichen den Schwachen, den Delikaten zugehört. Die Lust an der Tragödie kennzeichnet starke Zeitalter und Charaktere: ihr *non plus ultra* ist vielleicht die *divina commedia*. Es sind die heroischen Geister, welche zu sich selbst in der tragischen Grausamkeit Ja sagen: sie sind hart genug, um das Leiden als Lust zu empfinden ... Gesetzt dagegen, dass die Schwachen von einer Kunst Genuss begehren, welche für sie nicht erdacht ist, was werden sie thun, um die Tragödie sich schmackhaft zu machen? ... Sie werden ihre eigenen Wertgefühle in sie hinein interpretieren: z. B. den »Triumph der sittlichen Weltordnung« oder die Lehre vom »Unwert des Daseins« oder die Aufforderung zur Resignation (— oder auch halb medizinische, halb moralische Affekt-Ausladungen *à la* Aristoteles). Endlich: die Kunst des Furchtbaren, insofern sie die Nerven aufregt, kann bei den Schwachen und Erschöpften als *stimulans* in Schätzung kommen: das ist heute z. B. der Grund für die Schätzung der Wagnerischen Kunst.

Es ist ein Zeichen von Wohl- und Machtgefühl, wie viel einer den Dingen von ihrem furchtbaren und fragwürdigen Charakter zugestehen darf; und ob er überhaupt »Lösungen« am Schluss braucht.

Diese Art Künstler-Pessimismus ist genau das Gegenstück zum moralisch-religiösen Pessimismus, welcher an der »Verderbnis« des Menschen, am Rätsel des Daseins leidet: dieser will durchaus eine Lösung, wenigstens eine Hoffnung auf Lösung ... Die Leidenden, Verzweifelnden, An-sich-Misstrauischen, die Kranken mit Einem Wort, haben zu allen Zeiten die entzückenden Visionen nötig gehabt, um es auszuhalten (der Begriff »Seligkeit« ist dieses Ursprungs).
Ein verwandter Fall: die Künstler der *décadence*, welche im Grunde nihilistisch zum Leben stehen, flüchten in die Schönheit der Form ... in die ausgewählten Dinge, wo die Natur vollkommen ward, wo sie indifferent gross und schön ist ...
Die »Liebe zum Schönen« kann somit etwas anderes als das Vermögen sein, ein Schönes zu sehen, das Schöne zu schaffen: sie kann gerade der Ausdruck von Unvermögen dazu sein.
Die überwältigenden Künstler, welche einen Konsonanz-Ton aus jedem Konflikte erklingen lassen, sind die, welche ihre eigene Mächtigkeit und Selbsterlösung noch den Dingen zu Gute kommen lassen: sie sprechen ihre innerste Erfahrung in der Symbolik jedes Kunstwerkes aus, — ihr Schaffen ist Dankbarkeit für ihr Sein.
Die Tiefe des tragischen Künstlers liegt darin, dass sein ästhetischer Instinkt die ferneren Folgen übersieht, dass er nicht kurzsichtig beim Nächsten stehen bleibt, dass er die Oekonomie im Grossen bejaht, welche das Furchtbare, Böse, Fragwürdige rechtfertigt, und nicht nur ... rechtfertigt.



HAELFTE DES LEBENS.

MIT gelben Blumen hängt
Und voll mit wilden Rosen
Das Land in den See. —
Ihr holden Schwäne! —
Und trunken von Küssen
Tunkt ihr das Haupt
Ins heilig nüchterne Wasser.

Weh mir, wo nehm ich, wenn
Es Winter wird die Blumen und wo
Den Sonnenschein
Und Schatten der Erde?
Die Mauern stehen
Sprachlos und kalt; im Winde
Klirren die Fahnen.

Friedrich Hölderlin.

Zeichnung von Markus Behmer



SCHNEEWITCHEN / KOMOEDIE IN VERSEN / VON ROBERT WALSER.

Ein Garten. Rechts Eingang in das Schloss. Zum Hintergrund wellige Berge. Die Königin, Schneewitchen, der fremde Prinz, der Jäger.

Die Königin:

Sag, bist Du krank?

Schneewitchen:

Was mögt Ihr fragen, da Ihr doch
den Tod wünscht der, die als zu schön
Euch immer in die Augen stach.
Was seht Ihr mich so milde an.
Die Güte, die so liebreich sieht
aus Eurem Aug, ist nur gemacht,
der milde Ton nur nachgeahmt.
Hass wohnt in Eurem Herzen ja.
Ihr schicktet doch den Jäger mir
und hiesst ihn zücken seinen Dolch
auf dies verhasste Angesicht.
Ob ich nun krank sei, fragt Ihr mich?
Spott steht so mildem Munde schlecht.
Ja, Mildheit wird zum argen Spott,
wenn sie ohn' Scheu so grausam kränkt.
Ich bin nicht krank. Ich bin ja tot.
Der gift'ge Apfel tat so weh
o, o so weh, und, Mutter, Ihr,
Ihr seid es, die ihn mir gebracht.
Nun, ob ich krank sei, spottet Ihr?

Die Königin:

Hold Kind, Du irrst Dich. Du bist krank
ja ernstlich, wirklich ernstlich krank.

Dir thut die frische Gartenluft
ohn' Zweifel wohl. Ich bitte Dich,
gieb den Gedanken nur nicht hin
Dein schwaches Köpfchen. Sei ganz still.
Sinn lieber nicht so hin und her.
Schaff Dir Bewegung, spring und lauf.
Ruf eilig nach dem Schmetterling.
Schilt auf die Luft, dass sie nicht warm
genug noch sei. Sei Kind und Du
wirst bald verlieren diese Farb,
die wie ein blasses Leichentuch
Dein rosig Antlitz überdeckt.
Denk keine Sünd. Die Sünde soll
vergessen sein. Ich sündigte
vielleicht vor langen Jahr'n an Dir.
Wer mag sich dess erinnern noch.
Unangenehmes ja vergisst
man leicht, wenn man zu denken hat
Lieb's in der Näh. Du weinst doch nicht?

Schneewitchen:

Ja, weinen muss ich, wenn ich denk,
dass Ihr so schnell Vergangenem
den Hals wollt brechen, wie Ihr mir
ihn brechen wolltet. Weinen, ja,
bei sündiger Vergesslichkeit,
die schmeicheln will. O Ihr gebt so
der Sünde Flügel, doch sie fliegt
schlecht mit dem neuen Flügelpaar,
das ihr nicht passt. Sie liegt so nah
vor mir und Euch, die Ihr sie wollt
wegscherzen mit 'nem Schmeichelwort,

so nah, sag ich, berührbar nah,
dass ich sie nie vergessen kann,
nie Euch, die sie begangen hat.
Sag Jäger, schwurst Du mir nicht Tod?

Jäger:

Gewiss, Prinzessin, graus'gen Tod,
doch übt' ihn nicht wie laut und wahr
das Märchen ja verkündet hat.
Mich rührte Eure holde Bitt,
Eur Angesicht, süss wie der Schnee,
der unterm Kuss der Sonne liegt.
Ich steckte ein, womit ich Euch
ermorden wollte, stach das Reh,
das eben durch die Quer uns sprang,
sog gierigen Sinns das Blut aus ihm.
Das Eure liess ich unberührt.
Sagt desshalb nicht, ich schwur Euch Tod,
da ich den Schwur mitleidig brach,
bevor er Euch ein Leid nur that.

Königin:

Nun also denn. Was weinst Du so?
Er zückte nur zum Spass den Dolch.
Die Mild' in ihm ja musste er
zuerst erstechen, stach er Dich.
Doch that er's nicht, da Mild' in ihm
frisch wie der Glanz der Sonne lebt.
Gieb einen Kuss mir und vergiss,
blick fröhlich auf und sei gescheidt.

Schneewitchen:

Wie kann ich küssen diesen Mund
der küssend diesen Jäger trieb

zur rohen That. Nie küss ich Dich.
Mit Küssen feuertest Du ja
den Jäger hier zum Töten an;
und Tod galt mir im Augenblick,
da er Dein süsser Liebster war.

Königin:

Was sagst Du da?

Jäger:

Sie mich mit Küssen?

Prinz:

Ich glaube wirklich, das ist wahr.
Der Mann im grünen Kleide hat
weit wen'ger Ehrfurcht als ihm ziemt
vor dieser hohen Königin.
Schneewitchen, o wie übel hat
liebloser Hass mit Dir gespielt.
Ein Wunder, dass Du lebend bist.
Du hieltest Gift und Dolche aus.
Aus welchem Stoff bist Du gemacht,
da tot Du bist und doch so hold
lebendig, ja, so wenig tot
dass Leben sich in Dich verliebt?
Sag mir, stach dieser Jäger Dich?

Schneewitchen:

Nein nein, in diesem Manne lebt
ein mitleidvolles gutes Herz.
Hätt' dieses Herz die Königin,
sie wäre bessre Mutter mir.

Königin:

Viel besser mein ich es mit Dir,
als Dir Dein heft'ger Argwohn sagt.

Ich schickte diesen Jäger nicht
nach Dir mit Küssen aus. Dich hat
argwöhnisch blinde Scheu gemacht.
Vielmehr ich liebte immer Dich
als mein unschuldig liebes Kind.
Wie hätt ich Ursach, Grund und Recht
zu hassen Dich, die mir so lieb
als wie das Kind der eignen Brust!
O glaube scheuer Stimme nicht,
die Sünde flüstert, die nicht ist.
Glaub rechtem und nicht linkem Ohr,
ich meine falschem, das Dir sagt
dass ich die böse Mutter sei,
neidisch auf Schönheit. Ach, glaub doch
solch aberwitz'gem Märchen nicht,
das in der Welt begierig Ohr
die Nachricht schüttet, ich sei toll
aus Eifersucht, bös von Natur,
was alles ein Geschwätz nur ist.
Ich liebe Dich. Bekennen hat
noch nie aufrichtiger bekannt.
Dass Du so schön bist, freut mich nur.
Schönheit am eignen Kinde ist
Balsam für müde Mutterlust,
nicht Trieb zu so abscheul'cher That,
wie Märchen sie zu Grunde legt
hier dieser Handlung, diesem Spiel.
Wendt' Dich nicht ab, sei liebes Kind,
trau Elternwort als wie Dir selbst.

Schneewitchen:

O mit Vergnügen glaubte ich,
da Glauben ruhige Wonne ist.

Doch mit wie vielem Glauben kann
ich glauben, wo kein Glauben ist,
wo schelm'sche Bosheit lauert, wo
Unrecht mit stolzem Nacken sitzt?
Ihr sprecht so milde, wie Ihr könnt
doch könnt Ihr noch nicht milde thun.
Das Auge, das so höhnisch blitzt;
unmütterlich herab zu mir
so drohend zuckt, lacht unheilvoll
zu Eurer Zunge Schmeichelton,
den es verachtet: Es spricht wahr;
und ihm allein, dem stolzen Aug
glaub ich, nicht der Verräterzung.

Prinz:

Ich glaube, Du glaubst recht, mein Kind.

Königin:

Müsst Ihr noch helfen, kleiner Prinz,
zu Flammen Flammen tragen, wo
heilsame Flut so nötig wär?
Buntscheck'ger Fremdling, tretet nicht
zu nahe einer Königin.

Prinz:

Was wag ich, der Prinzess zu lieb,
Euch Unhold, gegenüber, nicht?

Königin:

Was?

Prinz:

Jawohl, und schein ich klein und schwach:
Dies wiederhol ich tausendmal,
zehn, hunderttausendmal vor Euch:

Ein arg Verbrechen liegt hier vor,
das wider Euch, die Königin, zeugt.
Gift wurde diesem süssen Kind
wie einem Hunde vorgestreut.
Warum, sag Eure Bosheit Euch,
Eur gut Gewissen! Holdes Kind,
gehn wir ein wenig jetzt hinauf
und sinnen diesem Kummer nach.
Wenn Du zu schwach bist, stütze Dich
hier auf die treue Schulter nur,
die gern empfindet solche Last.
Euch, Kön'gin, überlassen wir
vorerst der kurzen Spanne Zeit.
Dann sprechen wir uns wieder. (Zu Schneewitchen) Kommt
erlaubt die süsse Freiheit mir.

Er führt sie ab in das Schloss.

Königin:

Geh nur, zerrissen Takelwerk.
Geh Brautpaar, mit dem Tod vermählt.
Geh Kummer, führe Schwachheit an;
und seid recht innig Arm in Arm.
Komm, holder Jäger, plaudern wir.

Verwandlung.
Ein Zimmer im Schloss. Der Prinz und Schneewitchen.

Prinz:

Ich wollte so den ganzen Tag
verplaudern Arm in Arm mit Dir.
Wie mutet mich die Sprache an,
die aus dem süssen Mund Dir kommt.
Wie munter ist Dein blosses Wort.

Entzückt von seinem Reichtum hängt
mein Ohr wie in der Hängematt'
des Horchens, träumt von Geigenton,
Gelispel, holdem Nacht'gallilaut,
von Liebsgezwitscher. Hin und her
geht Träumen wie der Wellenschlag
des Sees an unsres Gartens Rand.
O sprich; und ich bin stets im Schlaf,
Gefangener der Liebe so,
gefesselt, doch unendlich reich,
frei wie noch nie ein Freier war.

Schneewitchen:

Ihr sprecht vornehme Prinzensprach.

Prinz:

Nein, lass mich horchen, dass die Lieb
die unten ich im Garten Dir
im Laubgehege schwor, nie sich
in eitlen Worten fort mir weht.
Nur horchen will ich und im Sinn
erwidern Deinen Liebeslaut.
Sprich, dass ich immer schweigen kann
und treu Dir sein. Untreu ist schnell
mit Worten da, sie spricht so rasch
wie'n Quell im Winde, der ihn peitscht,
und übersprudelt im Geschwätz.
Nein, lass mich schweigen, treu Dir sein.
In diesem Sinne lieb ich Dich
mehr als mit Liebe. Innigkeit
kennt dann sich nicht mehr, überhäuft
mich so wie Dich mit Feuchtigkeit.
Feucht sei die Liebe wie die Nacht,

dass nie ein trockner Staub sie trübt.
Red also, dass wie Tau die Red
herab auf unsre Liebe fall'.
Du bist so stumm. Was blickst Du da?

Schneewitchen:

Ihr sprecht ja wie ein Wasserfall
vom Schweigen und doch schweigt Ihr nicht.

Prinz:

Was hast Du, sprich! Du siehst so ernst,
herab so leidend zu den Zehn',
als suchtest Du die Sprache da,
die Liebe flüstert. Sei nicht trüb.
Sprich leicht, wenn Dich ein Kummer drückt.
Leg ihn wie einen Teppich aus
auf dem wir munter spielen dann.
Auf Herzleid scherzt es sich so gut.

Schneewitchen:

Du redest immer und versprachst
ja Schweigen doch. Was redest Du
so hastig stets in einem fort?
Zutraun hat nicht so schnelle Sprach;
und Liebe liebt die weiche Ruh.
O wenn Du meiner Wonne nicht
ergeben bist in jedem Sinn,
so sag es doch. Sag's, da Du sagst,
Untreue spräch so eifrig fort,
nur sie sei so geschwätzig schnell.

Prinz:

Lass das doch sein.

Schneewitchen:

Ja, lass uns plaudern, lustig sein.
Schwermut und niedern Kummer lass
verbannen aus der Liebe Reich.
Lass scherzen, tanzen, schreien uns.
Was kümmert uns das Weh der Zeit,
Die uns zu schweigen anbefiehlt!
Nun, siehst Du in dem Garten was?

Prinz, der zum Fenster hinaussieht:

Ach, was ich seh, ist hold und süss
dem blossen Auge, das nur schaut.
Dem Sinn ist's heilig, der das Bild
in seine feinen Netze nimmt.
Dem Geist, der das Vergangne weiss,
ist's hässlich wie die schlammige Flut
von trübem Wasser. Ach s'ist ein
zwiefacher Anblick: süss und schlecht,
gedankenvoll und hold. Sieh doch
mit Deinen Augen selbst es an.

Schneewitchen:

Nein, sag, was siehst Du. Sag es nur.
Den Lippen dann entnehme ich
die feine Zeichnung solchen Bilds.
Wenn Du es malst, so milderst Du
gewiss mit weisem, klugem Sinn
des Anblicks Schärfe. Nun, was ist's?
Gern, statt zu schauen, hört' ich es.

Prinz:

Es ist die hold'ste Liebeslust
die je ein liebend Paar entbrannt.
Die Königin küsst des Jägers Mund

und er giebt Kuss um Kuss zurück.
Sie sitzen unterm Weidenbaum
dess lange Aeste niederwehn
auf beider Haupt. Der Rasen küsst
das Wirrwarr der verknüpften Füss'.
Das Holz der Bank seufzt unterm Druck
der Leiber, die ein Leib nur sind,
in der Umarmung Liebeswonn.
O so liebt sich ein Tigerpaar
im Urwald, ganz der Welt entrückt.
Die süsse Wonne macht sie eins,
reisst los sie, nur um inniger sich
von neu'm zu geben. Ich bin sprach-
und bilderlos vor solchem Bild.
Willst Du es sehn und sprachlos sein?

Schneewitchen:

Nein, es würd' übel mir dabei.
Komm weg doch von dem schnöden Bild.

Prinz:

Kaum lässt es aus dem Zauber mich
der Farben los. Es ist ein Bild,
dess Maler süsse Liebe ist.
O wie sie liegt, die Königin,
erdrückt in seinem starken Arm.
Wie sie nun schreit vor Lust und wie
der Kerl sie nun mit Küssen deckt.
So deckt man eine Schüssel zu,
nein, einen Himmel, Himmelslust
ist dieses Mundes Oeffnung ja.
Der Schurke ist ganz unverschämt.
Er glaubt, sein grünes Jägerkleid

sichr' ihn vor Stichen. Stich ist das,
was so entzückt herauf mir scheint.
O ich bin rasend. Dieses Weib!
Nicht dieser Kerl, o nur das Weib!
Was schadet doch der rohe Kerl.
Ach, dieses süsse, süsse Weib. —
Könnt ich den Sinn verlieren doch,
der das gesehn. Nun bin ich hin.
Sturm wütet über alles weg,
was Liebe hiess, noch heissen möcht',
doch nicht mehr heisst. Geh alles fort.

Schneewitchen:

Weh mir, die ich das hören muss.

Prinz:

Weh uns, dass ich das sehen musst!

Schneewitchen:

O ich verlange ja nichts mehr,
als dass ich lächelnd tot bin, tot.
Das bin ich auch und war es stets. —
Nie fühlt' ich heissen Lebenssturm.
Ich bin so still wie weicher Schnee
der für den Strahl der Sonne liegt,
dass sie ihn nimmt. Schnee bin ich so —
und fliesse bei dem warmen Hauch,
der mir nicht, der dem Frühling gilt.
Süss ist dies Sickern. Liebe Erd
nimm mich in deine Wohnung auf.
So weh ist an der Sonne mir.

Prinz:

Bereit ich Dir dies schlimme Weh?

Schneewitchen:

O nein. Du nicht. Wie könntest Du!

Prinz:

Wie hold Du bist. Wie Du mir lachst,
entgegenlächelst! Lieb mich nicht.
Ich störe nur den Frieden Dir.
O liess ich Dich doch in dem Sarg;
Wie schön Du darin lagst. So liegt
Schnee auf der stillen Winterwelt.

Schneewitchen:

Schnee, immer Schnee?

Prinz:

Verzeih, Du liebes Winterbild,
Du Abbild frommer weisser Ruh.
Kränkt ich Dich, so geschah es doch
in Liebe nur. Nun wendet sich
Lieb weinend wieder von Dir ab,
der Kön'gin zu. Verzeih der Lieb,
dass sie Dich aus dem Sarge nahm,
dem gläsernen, worin Du lagst
mit Rosenwangen, offnem Mund
und Atem, der Lebend'gen gleich.
Dies war ein Bild zum Sterben süss:
Hätt ich es doch gelassen so
dann kniete Liebe noch vor Dir.

Schneewitchen:

Schau, schau! Nun ich lebendig bin,
wirfst Du mich wie die Tote weg!
Wie seltsam seid Ihr Männer doch.

Prinz:

Schilt mich nur recht, dann thust Du lieb.
Hass mich und ich knie vor Dich hin.

Nenn einen schlechten Schelmen mich:
Du thust mir wohl. Doch lass mich jetzt
die holde Königin suchen gehn,
die aus unwürd'ger Liebe ich
befreien will. Ich bitte, sei
recht bös, ja, recht ergrimmt auf mich.

Schneewitchen:

Warum auch? Sag mir doch, warum?

Prinz:

Ei, weil ich solch ein Schurke bin,
der weg von Dir zur Andern läuft,
die seinen Sinn nun höher reizt.

Schneewitchen:

Ein Schurke bist Du nie! So? so?
Den Sinn, den Sinn Dir höher reizt?
Ei, welcher Unsinn ist im Sinn.
Welch eine Meute Hunde reizt
Dir so den Sinn, dass wie das Reh
erschrocken Du dem Feinde fliehst,
der Dich verfolgt. Je nun, es sei.
Flieh weg von mir, dem Bache zu,
der Dich mit bess'rem Wasser labt.
Ich bleib und lächle, necke Dich
mit ausgestreckter blasser Hand,
folg Deiner Flucht mit lust'ger Stimm,
die ruft: Schneewitchen wartet Dir,
komm, klopfe an die alte Thür; —
und lache laut. Du wendest dann
das liebe treue Haupt mir um,
flehst, dass ich doch nur schweigen möcht'

da Schreien keinen Zweck. — Geh doch!
O geh doch, ich entlasse Dich.
Empfiehl mich meiner Königin.

Prinz:

Empfehlen Dich, der Königin?
Wie?. Träum' ich?

Schneewitchen:

Nun ja. Ist es mir nicht erlaubt
durch Dich zu grüssen die Mama,
die unten in dem schatt'gen Park
mit Stickerein beschäftigt ist?
Sie stickt an einem Liebeszeug —
Was gehts mich an. Ich schuld ihr Lieb
und Liebe grüsst sie so durch Dich.
Sag, ich verzeih ihr. Oder nein,
weil das in diesem Falle doch
sich für das Kind nicht eben schickt,
fleh auf den Knien für mich Verzeihn.
Du wirst ja eigner Liebe halb
schon knien müssen. Sags dann so
als Zuckerbrötchen nebenbei;
und merk dann auf, wie hold sie nickt,
wie in beklemmter Rührung sie
die Hand zum glüh'nden Kuss Dir lässt,
und mir, weil Du so artig warst,
Verzeihung für den Fehler schickt.
Wie ungeduldig harr ich auf
das Mutterwort. So geh doch schnell.

Prinz:

Schneewitchen, ich versteh Dich nicht.

Schneewitchen:

Das thut zur Sache ja doch nichts.
Geh jetzt, ich bitt Dich. Lass allein
die Blume, die der Einsamkeit
nur ihre volle Blüte zeigt.
Für Dich war sie doch nicht bestimmt;
deshalb sei ruhig. Geh, lass mich
dem Träumen hier, das reich sich auf
wie eine bunte Pflanze schliesst.
Geh zu der andern Blume, geh
und sauge Dir den süssern Duft.

Prinz:

Sei Du selbst ruhig. Warte hier.
Ich bringe Dir die Königin
versöhnt zurück. Ich suche sie
jetzt in dem schatt'gen Garten auf.
Den Schurken Jäger stelle ich
zur Rede, wann und wo und wie
ich ihn auch treffe. Bis dahin
sei ruhig und erwarte uns.

Geht ab.

Schneewitchen:

Er ist voll Unruh und empfiehlt
die Ruh mir, die in reich'rem Mass
als sein, sich mein bemächtigt hat.
Geh alles, wie es gehen muss.
Des Prinzen Untreu thut mir weh.
Doch wein ich nicht, gerade wie
ich auch nicht jubeln würde, hätt'
Beweis ich seiner innigen Lieb.
Erregter, als Erregung thut,

mag ich nicht thun und die schweigt still,
würgt ihre Angst hinunter, so
thu ja auch ich. Aha, da kommt
die Mutter selbst und ganz allein.

Zur Königin, welche auftritt.

O gute Mutter, o verzeiht.

Sie wirft sich ihr zu Füssen.

Königin:

Weshalb denn? Steh doch auf, mein Kind.

Schneewitchen:

Nein, auf den Knien so vor Euch.

Königin:

Was hast Du, was bewegt Dich so
was zittert so in Deiner Brust?
Steh auf und sage, was Du hast.

Schneewitchen:

Zieht nicht zurück die milde Hand,
die ich mit Küssen decken will.
Wie sehnt' ich mich nach diesem Druck.
Verlegene Entschuld'gung fleht
so bange um Verzeihung nicht
wie ich Euch hier. Vergesst, verzeiht.
Seid meine gnädige Mutter doch,
lasst Eurer Güte Kind mich sein,
das bang an Euren Leib sich schmiegt.
O süsse Hand, ich dacht' von Dir,
Du stelltest meinem Leben nach,
bot'st mir den Apfel: 's ist nicht wahr.
Sünd' ist so fein erfunden nur

von der Gedanken Vielerlei.
Das Denken ist die einz'ge Sünd,
die es hier gibt. O sprecht mich frei
vom Argwohn, der Euch so verletzt.
Ich will nur lieben, lieben Euch.

Königin:

Wie? Schickt ich Dir den Jäger nicht?
Trieb ich mit Küssen ihn nicht an,
zu thun die grosse, grosse Sünd'?
Bedenk, dass Du nicht richtig denkst.

Schneewitchen:

Ich fühle nur; Gefühl denkt scharf.
Es weiss von dieser Sach genau
die Punkte alle. Doch, verzeiht,
weit edler als Gedanken denkt
Gefühl sich eine Sache aus.
Sein Urteil, allen Urteils bar,
urteilt viel schärfer, schlichter auch.
So mag ich von dem Denken nichts.
Es grübelt nur so hin und her
hochwicht'ger Mien und Meinung voll,
sagt, dies ging so zu, und besteht
auf kleinlichem Verdammungsspruch.
Weg mit dem Richter, der nur denkt.
Fühlt er nicht, denkt er winzig klein.
Sein Urteil hat das Magenweh,
ist blass und macht den Kläger toll,
spricht erst recht von der Sünde frei
den Sünder, hebt die Klage auf
in einem Atem. Holt herbei
mir jenen andern Richter, das

süsse, nichtswissende Gefühl,
hört, was es sagt. O es sagt nichts.
Es lächelt, küsst die Sünde tot,
liebkost als seine Schwester sie,
erwürgt sie küssend. Mein Gefühl
spricht Euch von aller Sünde frei,
liegt auf den fleh'nden Knien vor Euch
und bittet, nennt mich Sünderin,
mich, die so bang Verzeihung fleht.

Königin:

Den gift'gen Apfel schickt ich Dir;
Du assest ja davon und starbst.
Dich trugen Zwerge in dem Sarg,
dem gläsernen, bis auf den Kuss
des Prinzen Du lebendig wardst.
Es ist doch alles so, nicht wahr?

Schneewitchen:

Bis auf den Kuss ist alles wahr.
Hier diese Lippen küsste nie
noch ein entweih'nder Männermund.
Der Prinz, wie könnt er küssen auch;
er hat ja noch kein Haar am Kinn,
er ist ein kleiner Knabe noch,
sonst edel, aber furchtbar klein,
schwach, wie der Leib, in dem er steckt,
klein wie der Sinn, an dem er hängt.
Von einem Prinzenkusse sagt
nichts mehr, Mama. Der Kuss ist tot,
als hätt er nie das Nass gespürt
beidseitigen, feuchten Lippenpaars.
Von was doch wollt ich reden? Ah

von Sünde, die auf Knien liegt
vor Euch, der lieben Sünderin.

Königin:

Nein, das ist falsch. Du lügst Dir selbst
ein Märchen vor. Das Märchen ja
sagt, dass ich schlimme Kön'gin sei,
dass ich den Jäger Dir gesandt,
den Apfel Dir zum essen gab.
Erwidere genau hierauf.
Nicht wahr, Du flehst zum Spotte nur
mich um Vergebung. Alles dies
ist einstudierte Gest und Art,
Wort, das Du schlau Dir eingeübt?
Argwöhnisch, in der That, hast Du
nun mich gemacht. Was thust Du da?

Schneewitchen:

Schaun auf die milde güt'ge Hand,
sehn, wie sie schön ist, wunderbar
in einem Kind die Rührung weckt,
die gänzlich fast erloschen war.
Nein, Ihr seid keine Sünderin:
wo hättet Ihr den Sinn dazu.
Ich auch bin keine. Wir sind noch
von aller Schande fleckenlos,
sehn rein zum reinen Himmel auf,
thun mild ja, wie es hier geschieht.
Wir thaten einmal Böses uns.
Doch das ist schon zu lange her,
um es zu wissen. Thut mir auf,
ich bitte Euch, den lieben Mund;
erzählt etwas recht Lustiges mir.

Königin:

Ich sandte, Dich zu töten, aus.
Liebkosungen und Küsse nicht
spart ich an dem, der nach Dir ging,
der wie das Wild durch Wälder dich
und Wiesen jagte, bis Du sankst.

Schneewitchen:

Ach, die Geschichte kenn ich ja
auch die vom Apfel, die vom Sarg.
Erzählt was andres, seid so gut.
Kommt Euch nichts andres denn zu Sinn?
Hangt Ihr an diesen Zügen so,
dass Ihr sie immer zeichnen müsst?

Königin:

Mit Küssen, Küssen feuerte
den Jäger ich, den Mordkerl, an.
Ach, wie die Küsse regneten
wie Tau auf das Gesicht herab,
das Treu mir schwor und Unheil Dir.

Schneewitchen:

Vergesst es, liebe Königin.
Ich bitte Euch, denkt nicht daran.
Rollt nicht die grossen Augen so.
Was zittert Ihr? Ihr thatet ja
Eur Leben lang nur Gutes mir;
dafür bin ich so dankbar Euch.
Wüsst Liebe bessre Worte, spräch
sie vielleicht weniger ungeschickt.
Dafür ist Liebe grenzenlos,
weiss nicht zu sprechen, da sie ganz

in Eurem Sein versunken ist.
Hasst mich, damit ich lieben kann
nur um so kind'scher, um so mehr
der Innigkeit allein zu lieb,
aus keinen andern Grunde als
weil Lieben süss und köstlich ist,
dem, der es schlicht entgegenbringt.
Hasst Ihr mich nicht?

Königin:

Ich hasse mich viel mehr als Dich.
Einst hasst' ich Dich, missgönnte Dir
die Schönheit, aller Welt zum Trotz
weil alle Welt so laut Dich pries,
Dir Huldigungen brachte und
daneben mich, die Königin,
scheel ansah. O das brachte auf
mein Blut und macht' zum Tiger es.
Ich sah mit eignen Augen nicht,
ich horchte nicht mit eignem Ohr.
Grundloser Hass nur sah und hört,
ass, träumte, spielt und schlief für mich.
Ich legte traurig mich auf's Ohr,
that was er that. Das ist vorbei.
Hass will jetzt lieben. Liebe hasst
sich selbst, dass sie nicht heft'ger liebt.
Doch sieh, da kommt der junge Prinz.
Geh, küss ihn, nenn ihn Deinen Schatz.
Sag ihm, ich sei ihm herzlich gut,
trotz bittrer Worte, die er gab
zu Gunsten Deiner. Geh, und sag's.

Der Prinz tritt auf.

Prinz:

Euch, holde Königin, such ich auf.

Königin:

Wie? Hold? Das ist ein art'ger Gruss.
Ich lieb Euch, Prinz, Schneewitchens halb,
mit der Ihr Euch verloben wollt.

Prinz:

Schneewitchen will nicht Braut mir sein.
Sie sagt, ich hätte andern Sinn,
als da ich aus dem Sarge sie
gehoben und hierher geführt.
Und hat sie recht, so seid Ihr schuld.
Euch, Königin, geb ich ganz mich hin.

Königin:

Woher die schwache Sinnesart,
die wie ein Schilfrohr hin und her
wenn Wind es schüttelt, sich bewegt?

Prinz:

Woher? Ich weiss wahrhaftig nicht.
Doch das weiss ich nur zu genau:
dass ich verliebt bin, und, in wen?
In Euch, die Ihr die Königin seid.

Königin:

Solch Lieben, ei, behagt mir nicht.
Das geht zu schnell. Zu jugendlich
ist Euer ganz Betragen mir,
zu wankelmütig Euer Sinn,
zu schnell solch Wesen. Habt Geduld
und sagt mir nicht, Ihr liebet mich.

Vielmehr Ihr habt zu schelten noch
mit mir, Schneewitchens halb, die Ihr
ganz lieblos zu vergessen scheint.
He, Jäger!

Prinz:

Was soll der Schurke?

Königin:

Er ist kein Schurk. Im Jägerkleid
wiegt er zehntausend Prinzen auf.
Seid nicht so hitzig, denkt, wem Ihr
mit Eurem Sturm zu nahe thut.

Zum Jäger, welcher erscheint.

Aha, da bist Du.

Jäger:

Was befehlt Ihr?

Königin:

Spiel uns, als ob es wirklich sei,
die Scene mit Schneewitchens Not,
die sie im Wald gehabt, hier vor.
Thu so, als ob Du töten wolltst.
Du, Mädchen, flehe wie im Ernst.
Ich und der Prinz, wir sehen zu
und tadeln Euch, wenn Ihr zu sanft
die Rollen spielt. Wohlan, fangt an.

Jäger:

Schneewitchen, komm. Ich töte Dich.

Schneewitchen:

Ei, als ob das so schnelle ging,
Zückt erst den Dolch. Ich ängstige

vor Eurem stolzen Drohn mich nicht.
Weshalb erwürgen wolltet Ihr
hier dieses Leben, das Euch nie
beleidigte und weh gethan?

Jäger:

Die Kön'gin hasst Dich; sie befahl,
hier Dich zu töten, heftig trieb
sie mich mit süssen Küssen an.

Königin:

Ha, ha, mit Küssen, ha, ha, ha.

Schneewitchen:

Was fehlt der lieben Königin?

Königin:

Nichts, spielt nur fort. Ihr macht es gut.

Prinz:

Der Schurke spielt die Schurkenroll
naturgemäss, sie steht ihm an
so knapp wie seine Jägertracht.

Königin:

Prinz, Prinz!

Jäger, zu Schneewitchen:

Deshalb bereite Dich zum Tod.
Mach keine Umständ, bitte nicht.
Du bist der Königin Sand im Aug,
musst fort von dieser schönen Welt.
So will sie es, die mir befiehlt.
Mach fertig, was doch sträubst Du Dich?

Schneewitchen:

Soll ich nicht wehren dürfen, wenn
der freche Tod am Hals mich packt?
Bist Du der Tod o harter Mann!
Nicht glaub ichs, Du blickst mild und gut
auf Deinen Braun wohnt sanfter Sinn.
Du tötest Tiere, Menschen nicht,
die Deine offnen Feind' nicht sind.
Ich seh es ja, Mitleid macht Dich
die Waffe senken. Dank o Dank!
Hätt Deinen Sinn die Königin.

Königin:

So? Wirklich? Ist Dir heilger Ernst,
vergisst Du Dich und redst Du wahr? —
Dann Jäger, bitte, falle aus
der Roll, die solchem Mann nicht ziemt.
Renn auf die böse Dirne ein,
die heut den ganzen Nachmittag
mit hinterlistgem Schwatzen mich
beängstigte. O töte sie
und bring ihr falsches Herz hieher,
legs deiner Königin zu Fuss.

Der Jäger zückt den Dolch auf Schneewitchen.

Prinz:

Was, Was? Schneewitchen, lauf davon.
Schurke halt ein. O Königin
welch eine Schlange seid Ihr doch.

Königin, indem sie lachend dem Jäger den Arm hält:

Es ist ja alles nur ein Spiel.
Kommt in den Garten. Frühlingsluft,

auf-, niedergehn im schatt'gen Park,
Plaudern auf dem bekiesten Weg
sei des Gezankes frohes End.
Ich bin in Eurem Aug 'ne Schlang,
viel schlimmres noch. Das tut ja nichts,
denn schon die nächste Stunde wird
euch zeigen, dass ich es nicht bin.
Schneewitchen komm. Prinz, Ihr erlaubt,
ich nenne sie mein herzig Kind.
Wir spielten ja soeben nur!
Traun, und die Rollen standen gut.
Es wurde wie zum Spass ein Dolch
in eines Jägers Hand gezückt:
Wer ist der Schurke — ha, ha, ha.
Kommt, kommt nun in den Garten all.

Prinz:

Doch traue ich Euch noch nicht recht.

Königin:

Kommt, Hasenprinzchen. Jäger komm.
Gelächter so begleite uns.

Jäger:

Ja, Königin.

Sie gehen ab. Verwandlung.
Garten wie in der ersten Scene. Königin und Schneewitchen treten auf.

Königin:

Nun klagst Du wieder wie vorher,
bist bitter, giebst mir traurigen Blick.
Weshalb die stumme Aenderung?
Du weisst, ich hege keinen Groll;

ganz grundlos also trauerst Du.
Der Prinz ja wieder wandte sich
von neuem Dir in Liebe zu;
du schmollst und merkst die Liebe nicht,
die Dir von allen Seiten naht.

Schneewitchen:

Ach, den Gedanken, dass Ihr mich
hasst und verfolgt, bring ich nicht los.
Stets folgt er mir im bangen Sinn
und nie so lang ich lebe, kann
den Sinn ich reinigen davon.
Es klebt wie Schwarz im Herzen mir,
verdüstert jeden freud'gen Klang
der Seele mir. Ich bin so müd,
und gern läg ich im offnen Sarg
als ein empfindungsloses Bild.
Wär ich bei meinen Zwergen doch,
dort hätt ich Ruh und Ihr vor mir.
Ich plag Euch und ich seh's Euch an:
Ihr wünscht mich tausend Meilen fort.

Königin:

Nein, nein.

Schneewitchen:

Ach, wär ich bei den Zwergen doch.

Königin:

Wie wars dort, war es still und schön?

Schneewitchen:

Still wie der Schnee lag Ruhe dort.
Wär ich bei ihnen, die so gut
wie Brüder zu mir waren; dort

glänzt es von muntrer Sauberkeit.
Schmerz, als ein garst'ger Speiserest,
dem feinen Sinn unangenehm,
war fremd des Lebens blankem Tisch.
Lust wie ein Betttuch war so rein,
dass man in Schlummer drauf versank,
ins Reich der bunten Träumerein.
Unedelmütiges Wesen war
Dort unterm Volke unbekannt.
Ein jeder liebte milde Sitt,
artig Benehmen. Süss Gespräch
fand an den Lippen Widerhall.
Wär ich noch dort, doch trieb es mich
ja weinend wieder her zu Euch,
zur Welt zurück, in der ein Herz
hinsterben und verwelken muss.

Königin:

Hass unter Deinen Zwergen gab
es also nicht? Dann vielleicht auch
war ihnen Liebe gänzlich fremd.
Denn Hass nährt Liebe wie Du weisst,
und Liebe liebt am liebsten doch,
Du weisst ja, kalten bittren Hass.

Schneewitchen:

Nie spürt ich dort ein rauhes Wort
nie trübte Hass die Lieb. Ob Lieb
da war, das weiss ich wahrlich nicht.
Hass macht die Liebe spürbar erst.
Dort wusst ich nicht, was Liebe war.
Hier weiss ich's, da nur Hassen hier.
Mich sehnend nach der Liebe, ist

Lieb mir bewusst; bewegt durch Hass,
sehnt Seele sich nach Liebe hin.
Dort bei den Zwergen wohnte sie
in ungetrübter Heiterkeit.
Nichts mehr davon. Es ist dahin.

Königin:

Nun also, Liebe, lachen wir.

Schneewitchen:

Nein, lachen fordert andre Lust,
als ich sie unterm Busen hab.
Lust nur zum weinen habe ich.
Ihr triebt mit Kuss und Schmeichelein
den Jäger an und neulich erst
stacht Ihr ihn ja zum Töten auf.
»Renn auf die böse Dirne ein«,
spracht Ihr und zittertet vor Wut
und nanntet nachher es ein Spiel.
O Ihr seid voller Rachesucht,
treibt unerhörtes Spiel mit mir,
die sich zu wehren nicht versteht.
Senkt mich ins Grab. Schneewitchens Grab
ist dann Schneewitchens liebe Lust.
Lust zu dem Lächeln find ich nur
im Sarg, wo meine Freude liegt;
legt mich zu ihr, o seid so gut.

Königin:

Nun lächelst Du, nun lachst Du ja.

Schneewitchen:

Ach nur für einen Augenblick.
Der andre sagt schon wieder mir
das Schlimme und das Weh von Euch,

droht mit dem Finger, deutet lang,
sieht mich mit grossen Augen an,
wie Ihr es thut. Dann flüstert er:
Die Mutter ist dir Mutter nicht.
Die Welt ist nicht die süsse Welt.
Lieb ist argwöhn'scher stummer Hass.
Prinz ist ein Jäger, Leben Tod.
Ihr seid die gute Königin nicht
und doch die Stolze, Ueppige, die
den blut'gen Jäger mir gesandt.
Er ist Euch lieb, Ihr schmeichelt ihm,
gestattet ihm den süssen Kuss,
womit Ihr ihn zum Töten treibt;
sein Wild bin ich — dies alles sagt
der andre bittre Augenblick.
Nun hasst Ihr wieder doppelt mich.

Königin:

Ich feuerte mit Küssen ihn.
Nicht? Ist es nicht so? Sag es doch!
Schrei in die sanfte Welt es laut,
Den Winden Wolken wiederhols,
riz es in üppiger Bäume Stamm,
hauch es den weichen Lüften ein,
dass mit dem feinen Duft sie es
ausstreuen einem Frühling gleich.
O dann saugt jedermann daran,
preist Dich Unschuld'ge, nennt mich schlecht,
da ich den Mord mit Lieb gespeist,
ihn feuerte mit gift'gem Kuss.
Heda, wo steckst Du Jäger. Komm.
Hinweg die Scham, ich küsse Dich
und nenne Dich den liebsten Mann,

den besten, treusten, stärksten und
den allerholdsten frechsten Mann.
Schneewitchen, hilf im Preisen mir.

Schneewitchen:

Genug, genug, es macht Euch toll.
Hätt ich die giftige Wunde doch
nicht mehr berührt. Nun blutet sie
frisch wieder und wird nimmer heil.
Wenn Ihr verzeihtet, Königin.

Königin:

Zur Hölle mit Verzeihn und mit
Geduld, Scham, Milde. Heda Knecht!

Der Jäger tritt auf.

Jäger:

Was ruft Ihr, hohe Erau?

Königin:

Mein einz'ger Mann, zuerst den Kuss.
Könnt ich vergehn. Doch sprechen soll
ich eine kleine Weile noch.
Erklären muss ich dieses Spiel;
sonst nennt sie's roh, die es betrifft.
Sprich Du statt meiner. Sage doch
dem thörichten traur'gen Mädchen hier,
wie ich sie hasse, liebe auch.
Zück Deinen Dolch. Doch, Lieber, nein!
lass ihn nur in der Scheide ruhn.
Nur sprechen sollst Du, trösten sie,
ihr sagen, was sie glauben kann,
und mich beruhigen, alles hier
zum Schweigen bringen, wie es war,

eh dieses lockre Spiel begann.
Wohlan und sei auf Deiner Hut
Sag nicht zu wenig, dass zu viel
nicht Deine karge Rede sagt.

Jäger:

Schneewitchen, komm doch her zu mir.

Schneewitchen:

Da nicht mehr bang mir ist, recht gern.

Jäger:

Du glaubst, dass ich Dich töten wollt?

Schneewitchen:

Ja und doch nein. Erwürg ich ja,
sagt nein mir wieder hurtig ja.
Sag, dass ich glaube. Sag es so,
dass ja Dir immer glauben muss.
Nein bin ich müde. Ja ist hold.
Ich glaube Dir, was Du auch sagst.
Ich sag so gerne: Ja, ich glaub.
Nein ist schon längst zuwider mir.
Also ja ja, ich glaube Dir.

Jäger:

Nun sieh, das ist Schneewitchens Stimm'.
Im Argwohn ist sie nicht sie selbst,
ist Quälerin, die selbst sich quält
und andre, die in Liebe ihr
ergeben sind. Sag ich nun, es
ist Lüge, was der Argwohn sagt,
erfundne gift'ge Lüge, so,
nicht wahr, Schneewitchen, glaubst du mir!

Schneewitchen:

Ja und wie gern. O ja, warum
nicht ja zu allem, was Du sagst.
Ja sagen thut so wohl, ist so
unendlich süss. Ich glaube Dir's.
Ja, wenn Du lögest, himmelhoch
die Märchen bautest, Lügen mir,
zum greifen roh und tölpelhaft,
darstelltest, immer glaub ich Dir.
Ja muss ich sagen, immer ja.
Nie schwoll so holder Glaube mir
als jetzt und ja, nie war so süss
noch ein Bekennen, als dies ja.
Sag was Du willst, ich glaube Dir.

Jäger:

Wie leicht Du doch die Sache mir,
Dir und der lieben Königin machst.
Hab dafür Dank. Doch, Mädchen, glaub,
ich lüge ja Dich frech nur an.
Zu Gunsten dort der Herrin mir
zähl ich Dir eitle Märchen auf.

Schneewitchen:

Nein, nein, belüg Dich selber nicht.
Ich weiss, dass Deine Seele spricht.
Ich traue Dir. O solch Vertraun
geht sicher, hat nie falsch getraut.
Sprich Lügen, mein Vertrauen macht
zur silberreinen Wahrheit sie.
Zu allem sag ich ja voraus.
Was Du auch denkst und sprichst, dies ja
zwingt Deiner Rede Wahrheit auf.

Sprich, denn im gläub'gen Sinne mir
steckt ja wie der Gefangne und
sehnt sich zur dumpfen Stub hinaus.

Jäger:

Frei denn von Schuld und Schande sprech
hier ich die Königin. Glaubst Du das?

Schneewitchen:

Ob ich das glaube? Ja, weshalb
sollt ich nicht glauben so viel Lieb's?
Ich glaub's. Fahr fort. Ich glaube es.
Fahr nur recht munter immer fort.

Jäger:

Dass sie mit feurigen Küssen mich
zur Unthat antrieb, ist nicht wahr.
Das Märchen lügt, das also spricht.

Schneewitchen:

Wie könnt es wahr sein, da Du sagst
es sei nicht wahr. Fahr fort, ich glaub.

Jäger:

Dass sie Dich hasst, der Natter gleich,
um Deiner süssen Schönheit willn
ist eine Lüg. Sie ist ja selbst
schön wie der prang'nde Sommerbaum.
Sieh sie Dir an und nenn sie schön.

Schneewitchen:

Schön, o wie schön. Die üppige Pracht
Des Frühlings ist so köstlich nicht.
Sie übertrifft an Herrlichkeit
geschliffnen Marmor, wenn zum Bild
der ächte Künstler ihn geformt.

Süss ist sie wie der milde Traum.
Erregter Schläfen Phantasie
baut solches Feenbild nicht auf.
Und sie, sie sollte neidisch sein
auf mich, die wie der Winter ihr
frostig und kalt zur Seite steht?
Nie glaub ich das. Wie könnt es sein?
Fahr weiter denn, Du siehst, ich bin
ganz Deines Sinns in dieser Sach.

Jäger:

Schönheit hasst Schönheit nicht so sehr,
wie Märchen es hier ausgesprengt.

Schneewitchen:

Nein, denn sie ist ja selber schön. —
Wie hasste sie das Schwesterbild,
Das fleh'nd zu ihren Füssen liegt
und bittet, dass dem Schatten gleich,
es dürf in ihrer Nähe sein?

Jäger:

Dass ich Dich töten wollte, ist
unendlich kind'sche Einbildung.
Das Herz doch hatt ich nie dazu.
Mich rührte gleich von Anfang an
Die fleh'nde süsse Kindesbitt,
die Dir aus Mund und Auge sprach.
Ich senkte Dolch und Arm zugleich
und hob Dich, — Süsse, zu mir auf.
Das Reh, das in die Quer uns sprang,
erstach ich mir. Ist es nicht so?

Schneewitchen:

Fast kaum der Müh wert acht ich die
Geschichte zu bekräft'gen. Ja,
natürlich ja. So ist's. Ei, ja.

Jäger:

Die Königin schickte nicht nach Dir
mit Gift zu Deinen Zwergen aus.
Der gift'ge Apfel ist nicht wahr.
Die Lüg ist giftig, die das sagt.
Sie selbst, die das behauptet, ist
geschwoll'n wie eine schöne Frucht
verlockend und voll Schmeichelpracht
doch innen so, dass krank wird, wer
davon zu kosten sich erkühnt.

Schneewitchen:

S'ist eine Lüge schwarz und toll,
widrig zum Anhörn. Kindern macht
man bang damit. Fort mit der Lüg.
Was sagst Du noch? Ich bitte Dich,
dreh einer andern dummen Lüg
noch so geschickt den Hals nur um.
Warum schweigt so die Königin?

Jäger:

Sie sinnt verlornem Kummer nach.
Sie denkt des Irrtums, der Euch beid
in flamm'nden bösen Streit gestürzt.
Sie weint bei so viel Missverstand.
Schneewitchen, küss sie, wenn ich Dich
um etwas Liebes bitten darf.

Schneewitchen, küsst sie:

Erlaubt das süsse Zeichen mir.

Wie seid Ihr blass! Verzeiht, wenn ich
mit Küssen dieser Blässe will
das Leben nehmen. Tränken sie
doch alle traurige Farbe auf,
die Eure Wonne so entstellt.
Sag, Jäger, weisst Du nichts mehr Neu's?

Jäger:

O noch so viel. Doch schweig ich jetzt.
End küsst sich in dem End, wenn auch
Anfang noch nicht zu Ende ist.
Die Königin nickt mir gnädig zu;
und in der Gnad erstickt mein Wort.
Ein Seeliger deshalb schweige ich.

Der König, der Prinz, Hofdamen, Edelleute treten auf.

Schneewitchen:

O güt'ger Vater, drückt auf den
noch immer nicht erstickten Streit
zwei so entbrannter Herzen, Eur
erhabnes Siegel. Nehmt den Kuss,
und tretet als ein Friedensbot
missgünst'gem Streit den Boden aus.

König:

Ich glaubte immer friedlich Euch.
Was für ein Streit, mein holdes Kind?

Königin:

Nicht Streit mehr, nur noch lächelnd Wort,
Scherz, der in ernster Miene geht
und Euch mit drohnder Stirne täuscht.
Es war hier Streit, doch ist nicht mehr.
Lieb wusste hier zu siegen, Hass

ging unter in so starker Lieb.
Ich hasste, doch es war nur Spiel,
nur Aufwallung zu ernst gemeint,
nur einer flücht'gen Laune Drohn.
Nichts weiter, nun ist süsser Fried.
Verletzter Neid glaubt' eine Weil
hassen zu müssen. Ach, das that
mir selber mehr als andern weh.
Schneewitchen hier bekräftigt mir's.

König:

Ist dieser Jäger ohne Schuld?
Der Prinz hier klagt ihn bitter an.

Schneewitchen:

Mehr Reinheit zeigt der Himmel nicht.
Ihr glaubt vielleicht, dass unerlaubt
er mit der Königin Liebsverkehr,
Kuss und Umarmung tauschte, o
glaubt das nur nicht. Ihr täuschtet Euch
in dieses Mannes Sinnesart,
die edel wie ein Kleinod ist.
Lieb muss ihn lieben, Ehre ihn
ohn' Zweifel krönen. Wackrer Mann,
so vielen Dank als Dankbarkeit
nur immer schuldet, zahl ich Dir.

Zum König:

Herr, es ist alles freundlich und
Streit sieht wie blauer Himmel aus.

König:

Ein Wunder, in der That, dann ging
in dieser kurzen Stund hier vor.

Prinz:

Der Schurke ist kein Schurke mehr.

Königin:

Schweigt, edler Prinz, unedel ist
solch Hangen an dem kleinen Fehl,
des Bild Ihr immer wieder zeigt,
um dessen Blühn Ihr Euch bemüht,
statt ihn zu decken. Wär er gross,
wir alle ständen friedlich jetzt
nicht so versammelt. Gebt die Hand,
vergesst die Schuld im Freundesdruck.

Prinz:

Ich soll vergessen, dass hier der
vermaledeite gift'ge Schurk,
der grüne Schuft im Jägerkleid,
vor einer kleinen Stunde noch
buhlt mit der Königin reicher Gunst?
Macht mich vergessen, dass ich ein
gesalbter Prinz und Herrscher bin;
nicht diese Sünde, die zu gross
zum nichtigen Vergessen ist.

Schneewitchen:

O es giebt keine Sünde mehr.
Sie starb in diesem Kreise aus,
floh von uns weg. Der Sünd'rin hier
küss ich als treues Kind die Hand
und bitte sie, sie möge doch
viel sünd'gen in so lieber Weis.
Wie? Prinz? Ihr schüttet Hader auf?
Habt Ihr vergessen, was Ihr erst
kurz noch vorher geschworen habt?

Schwurt Ihr nicht Lieb der Königin
und knietet vor dem schönen Bild
verehrungswerter, süsser Pracht?
Zeigt nun die Liebe, wahrlich Euch
ziemt es am meisten, fröhlich hier
der Huldigung scheuen Kuss zu thun.
Ich auch, ich glaubte mich verletzt,
verfolgt, verstossen und verhasst.
Wie blöd und störrisch war ich doch,
gleich anzunehmen böse Sünd,
Argwohn zu traun in solcher Hast
und blind zu sein in Bitterkeit.
Werft ab voreilige Meinung von
Verdammungsspruch und zorn'gem Recht.
Recht ist hier Milde, Milde ist
gekrönter Friede, nehmt mit an
dem heiligen süssen Feste teil,
das Sünden in die Lüfte wirft,
mit ihnen wie mit Blumen spielt.
Seid froh, dass Ihr könnt fröhlich sein.
O könnt ich sprechen, wie ich müsst'
so grossem heiligen Zweck zu lieb.
Ich habe nicht die Rednergab;
Auch ist Lust viel zu wild in mir
und ich zu heftig so erfüllt
von hoher widersprech'nder Freud.

Königin:

Ach, wie Du süss redst, holdes Kind.

König:

Nimm diesen Kuss und alles sei
heut königlicher Freude Fest.

Prinz, Ihr thut besser, wenn Ihr Euch
der allgemeinen Wonne schmiegt.
Ihr wollt doch nicht ein Fremdling sein
und fremd thun so vertrauensvoll
sich hingebender Herzensfreud.
Wie? Blickt Ihr böse noch?

Prinz:

Nicht böse und doch auch nicht lieb.
Ich weiss nicht, was ich sagen soll.

Ab.

Königin, zu Schneewitchen:

Und bist Du nun nicht müde mehr,
magst wieder lachen, lustig sein
und Heiterkeit wie Samen streun?

Schneewitchen:

Nie nie mehr müd. Wie? Läuft der Prinz
von unsrem Jubel furchtsam weg?
Schickt das sich für so edlen Mann?

Königin:

Ei ja, es schickt sich, ist er feig!

Schneewitchen:

Ich weiss nicht, ob er feige ist.
Doch dies Gebahren war schlecht von ihm.
Geh, Jäger, bring ihn wieder her.

Jäger geht ab.

Ich will ihn schelten, wenn er kommt,
und er kommt sicher; er will nur,
dass man sich bang um ihn bemüht.

Königin:

Dann wird er sicher noch Dein Schatz.
Und dann — dann sag ich, muss ja wohl
daran erinnert werden, sag —
Was sage ich? Ach ja, sag dann,
so wie der Zufall etwa sagt:
»Du feuertest mit Küssen ihn
zu dem« — — — — —

Schneewitchen:

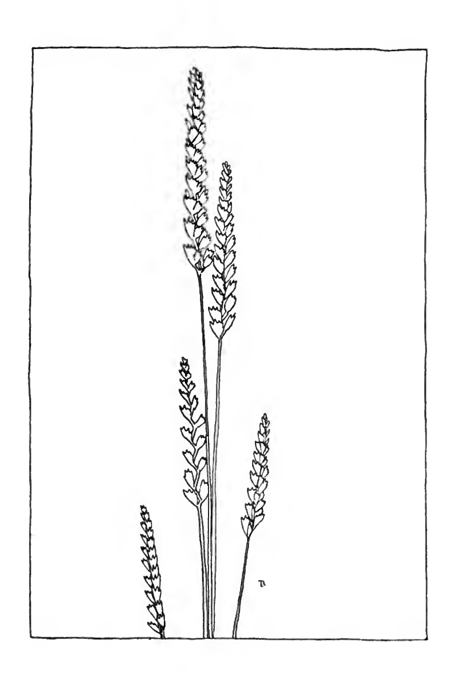
Schweigt doch, o schweigt. Das Märchen nur
sagt so, nicht Ihr und niemals ich.
Ich sagte einmal, einmal so —
das ist vorüber. Vater kommt.
Begleitet alle uns hinein.

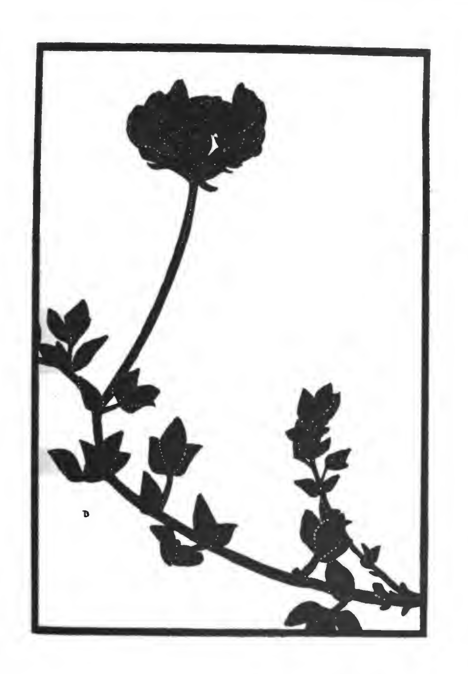
Alle gehen gegen das Schloss.

Vorhang.

Drei Zeichnungen von Markus Behmer.







HEROISCHE ELEGIE / EIN GEDICHT VON RUDOLF BORCHARDT.

We met again, as I foresaw we should.
Philip Bourke Marston
Second Sonnet on Sorrow

IM blauen winkte mir ein sanftes Land,
Ich war an Stimmen alter Zeit verloren;
Ein Vogel-Lied, das ich von je gekannt,
Drang neu und schlang sich fremd zu meinen Ohren.
Wem singst du, Kehle, Vogel ungenannt,
Dem Weisen dumpf und thränenvoll dem Thoren?
Wer hat mich zu verführen, dich gesandt? —
Ich weiss, dass ich verirrt am Wege stand,

Und dass ich lautlos über tiefen Stiegen
Ein totes Haus hinauf begierig strebte,
In dessen Hof sich viele Bäume biegen —
Ich weiss auch dies: dass ich nur wenig bebte
In jenem Saal, wo die drei Frauen liegen
— Die greisen sangen, und die junge webte —
Und schon bewegte sich von ferner Halle
Musik gedämpft mit schwermutvollem Schalle:

Dem finstren Tanz der Männer und der Frauen,
Drin rot der Kien und fahl die Kerze glühte,
War ich gewillt, gelassen zuzuschauen, —
Dich, der das Auge so verführend sprühte,
Wo sah ich Dich? und den mit strengen Brauen?
Und da? und dich! indes ich steh und brüte,
Und dieser sich und jene bittend winken,
Schwillt fordernder zum Tanz der Ruf der Zinken.

Nur mehr! nur mehr! dass ich nichts andres höre!
Nur Rausch auf Rausch! ich darf mich nicht besinnen!
Besorget nicht, dass ich den Taumel störe!
Sucht euch und findet euch und flieht von hinnen!
Was steht ihr nun, grausame Schatten-Chöre?
Und Du? Jungfräuliche? in weissem Linnen?
Ich weiss was deine Schulter zittern macht:
Ein Vogel singt so traurig in die Nacht —

Nein, sieh nicht so von ferne zu mir her!
Fass meine Hand und tritt mit mir den Reigen.
Mein Schritt war früher leichter? scheint Dir schwer?
Wann das? und wo? Zeit ist ein Meer. Die Geigen
Sind viel zu laut. Oh sprich nicht, sprich nicht mehr,
Lass Blick Musik sein und den Mund verschweigen!
Die Rose! welche? die im Haar Dir blich.
Du weisst, ich gab sie Dir, ich küsste Dich,

Und sprach: »die Nacht ist wundervoll beflügelt,
Opal ist aufgewölbt und Silber gleitet;
Das Mädchen, das die weissen Kühe zügelt
Sprang tief vom klirrenden Gestühl und reitet
Mit milchenen Geschirren ungebügelt.
Auch ist die Welt nun endlich ausgebreitet,
Im bleichen Dunst unsicher scheint die Ferne
Und nichts gewiss als Wind-Gesang und Sterne.«

Ich küsste Dich und gab Dir dies Gewand,
Und sprach: »geliebten Gliedern lass michs leihen!
Der Morgen-Himmel ist hell ausgespannt,
Sie tanzen draussen einen lauten Reihen —
— Geliebter Mund! geliebte kühle Hand! —«
Wir fassten uns und wanderten mit Maien —

Ich weiss nicht, wann dies war; und nicht, warum.
Zeit ist ein Meer. Oh, blicke nicht so stumm,

Oh sprich! vergieb! ein Wort! lass Dich erbitten!
Sprich: »dies ist Dunst und Schaum von blassen Träumen,
Und irgendwie ins wache fortgeglitten.
Dies sind Gestalten aus unsichren Räumen,
Und schattenhaft, mit prahlerischen Tritten!«
Sprich: »dies Gespinnst mit überzarten Säumen
Ist das Gewirk traumhafter Webe-Stühle —
Du lagst indes und schluchztest in die Pfühle.«

Ich weiss. Ich weiss! Nur dass ich Traum erlebte,
Wie Leben Traum schien. Duld es und vergiss.
Ich weiss, — das Auge, das nach Deinem strebte,
Traf nur das Graun endloser Finsternis —
Nur dass Dein Bild, wie oft! wie herrlich! schwebte,
Wenn unter Blitzen schwere Hülle riss —
Ich fing mich nur in Deines Mantels Falten, —
Doch fing ich mich, und fühlte mich gehalten.

Nun hältst du mich? Lass meinen Arm. Wir wären
Verloren, wenn wir hier zu gehn verharrten.
Du weisst nicht, wo Du gehst. Auf diesen Fähren
Hinzieht es uns zu einem toten Garten —
Die Gräser schwanken Flut von grauen Aehren —
Drin stehn die Wächter mit den Hellebarten,
Und vor dem Thore mit dem Lilien-Stengel
Schwimmt Flamme rot und riesenhaft der Engel.

Eh war ich dort; in Bäumen sang es schwer
Aus tiefen Kehlen, und die Wasser-Borne
Einst herrlich lärmend, starrten trüb und leer.
Vom gelben Ginster und dem roten Dorne

Sind Weg und Steg verwachsen. Selbst das Wehr
Ist tot, sein Lied ist tot, das hold verworrne —
Da wirs nicht suchten, blühte dort das Glück.
Heut fänden wir den Weg nicht mehr zurück.

Entschwinde nicht, entschwinde nicht, entschwinde
Mir jetzt noch nicht, Geliebte, Kind, Gefährte!
Geliebte Hände, wie dereinst gelinde!
Mund wie dereinst, nach dem ich mich verzehrte,
Ich liebte Dich! fast lieb ich Dich! ich winde
Mich Dir zu Füssen! Hand die oft mir wehrte,
Jetzt nicht! Ich duld es nicht!! Zurück! Hierher!
Wo bist Du? Fort! Entschwunden! Zeit ist Meer,

Ist Meer und rasend Element und schlinge
Denn alles ein, was lieblich und erfreuend,
Den sanften Bau entzückenvollster Dinge
Zerschlage Sturz mit Fluten sich erneuend.
Es türmt sich gegen meine schwache Schwinge
Mit Sturm im Bund die Woge sinnlos dräuend, —
Lasst mich! Was wollt Ihr mit dem schwachen Kiele?
Ich will nicht! Oh! (in fürchterliche Spiele

Bin ich verstrickt — —) Lasst los! Gewalt? Gebunden?
Gebunden, ja. Es ist um mich gethan.
Vorbei so freud- wie leidenvolle Stunden.
Ich kenne Euch und weiss um diesen Kahn.
Schon knirscht er auf? So ist der Port gefunden?
Und soll ich Schatte mich den Schatten nahn?

— — — — — — — — — — — — — — —

Zwei Kinder-Füsse sanften Vorwärtsschwebens
Geleiten meinen Schritt ins Haus des Lebens.

Tuschezeichnung von Kuniyoshi.



22

DER TRIUMPH DER ZEIT/ EIN BALLET/ VON HUGO VON HOFMANNSTHAL.

I. AUFZUG/ DAS GLAESERNE HERZ.



ER Park eines vornehmen Hauses in Wien, »auf der Landstrasse.« Rechts ein Gartenpavillon im Geschmack der theresianischen Zeit, mit einer Terrasse, von der Stufen in den Park herabführen. Rechts vorne, an die Mauer des Pavillons geschmiegt, eine gestutzte Laube. — Den Hintergrund bildet die Parkmauer, mit Epheu bekleidet. Darin, mehr rechts, ein hohes, eisernes Gitterthor mit vergoldetem Wappen. In der Mitte aus der Mauer eine künstliche Grotte, darin eine Nymphe mit einer Urne ruht: davor ein kleiner Teich mit geschwungener Steinrampe. Links hört die Mauer auf und es beginnt eine gewölbte Allee aus gestutzten Kastanien, die ihre Zweige oben ineinander verschränken; diese verläuft schräg nach rückwärts.

Links seitwärts ist ein Boskett, davor ein kleiner Rasenhügel, auf dem ein mit Stroh und Bast umhüllter Rosenstrauch.

Links vorne ist die kleine Gärtnerswohnung, ein Häuschen, ganz mit Ranken überwachsen, mit zwei reinlichen kleinen Fenstern, vor der Thür ein Tisch mit Stühlen und ein grünes Fliedergesträuch.

Es ist gegen Abend im frühen Frühling. Alles Laub ist vom hellsten Grün. Durch das Gitterthor sieht man über die Strasse und einen hellgrünen Anger, in der Ferne ärmliche Häuser und dahinter die smaragdgrün funkelnden Kuppeln der Karlskirche.

Der Gärtner kommt aus seinem Haus, tritt zum Rosenstock, löst den Bast und das Stroh ab; die Rose streckt ihre Zweige wie Arme in die linde, helle Luft.

Der Gärtner geht sogleich an den Teich, klettert rückwärts auf den Steinrand zur Grotte und schliesst die Urne auf; das Wasser quillt entbunden hervor und rauscht in den Teich hinab.
Motiv der entfesselten Rose, des entfesselten Wassers, indes der Gärtner wieder nach vorne geht.

Die Gärtnersfrau ist indes mit einer Giesskanne aus dem Hause getreten, geht an den Teich, der Mann füllt ihr die Giesskanne aus dem Teich.

Die Frau kommt nach vorne und begiesst die Fliedersträuche, die sich sogleich mit lila Blüten bedecken.

Der Gärtner gräbt in dem Rasenhügel ein längliches Beet aus.
Motiv des seligen, leichten Fliessens, Verfliessens der Zeit.

Das alte Weib hat vorsichtig spähend das Gitterthor aufgemacht und humpelt herein. Sie trägt einen zu kurzen, uralten Rock von geblümter, verschossener Seide und ist oben ganz in ein schwarzes Tuch gewickelt, das bis über die Stirn und Wangen vorgezogen ist. Sie hat einen hässlichen Mund mit grossen, schiefen Zähnen. Sie humpelt schnell zu einem kleinen, runden Fenster, das unter der Terrasse ist, und klopft daran.
Der Gärtner tritt zu seiner Frau, zeigt ihr die Alte, mit wehmütigem Spott hindeutend:

> Siehst Du, so fliesst, verfliesst die Zeit! so wirst Du auch einmal aussehen.

Gärtnersfrau, ist gekränkt.

Der Gärtner, fasst sie liebreich an:

> Nein, für mich bleibst Du immer gleich, immer jung, jung, jung.

Eine altmodische, feine Tansmusik schwebt vorüber, sie umfassen einander und tanzen ein paar Takte.
Dann greift er zu seinem Spaten, sie nimmt die Giesskanne und geht ins Haus.

Die Alte hat abermals geklopft und klopft nun ein drittes Mal mit knochigen Fingern an die Scheibe.

Der Neger thut das kleine, runde Fenster auf.

Die Alte, höchst eindringlich:

> Die Tänzerin, die junge, leichte, mit den blühenden Wangen, die drinnen schön geschmückt sitzt, drinnen sitzt und trinkt, die soll kommen, es ist ein Brief für sie da.

Der Neger schlägt das Fenster zu.

Die Alte holt unter ihrem schwarzen Tuch den Liebesbrief hervor. Wie sie ihn emporhebt, scheinen die Bäume ihr junges Laub zu rühren, die Fliederblüten leuchten stärker, das Wasser rauscht lebendiger aus der Urne.

Die Tänzerin tritt aus dem Pavillon auf die Terrasse. Sie ist sehr schön gekleidet, im antiken Geschmack des Empire, mit blossen Armen und goldenen, durchbrochenen Halbhandschuhen. Sie sieht den Brief gleich, spielt aber die Unbefangene. Geht schlendernd schief über die Bühne gegen den Teich, die Alte ihr nach. Mit einer verwunderten Miene fasst sie endlich die Alte ins Auge und lässt sich den Brief reichen. Im Augenblick läuft die Alte ans Gitterthor und winkt, sogleich ist der Dichter da, schiebt die Alte zur Seite und kommt, plötzlich mutlos werdend, auf die Tänzerin zu, welche die Hand mit dem Briefe sinken lässt.

Der Dichter steht einen Augenblick wie betäubt, dann sagt er ihr:

> Du bist das Schönste auf der Welt, schöner als diese Blüten, lieblicher als das rauschende Wasser und die kleinen Schmetterlinge, schöner als diese Nymphe, schöner als die Sonne!

Indes er das sagt und sie ihn über die Schulter ansieht, kommen Beide nach vorne.

Inzwischen ist rückwärts der Harfner eingetreten, mit weitem Mantel und langem, weissem Bart, und bald hinter ihm das Mädchen in einem hellen, ärmlichen Kleidchen, ein Kopftuch über dem aschblonden Haar.

Der Harfner steht ruhig, wie arme Leute, die gewohnt sind zu warten; das Mädchen hinter ihm, wohl herinnen, aber an die Thür gedrückt, dass sie gleich hinausschlüpfen könnte.

Noch hat die Tänzerin dem Dichter keine Antwort gegeben. Da kommen, einer, zwei, drei Bediente auf die Terrasse herausgelaufen, gleich darauf erscheint an der Thür des Pavillons, gemessen vortretend, der Graf. Er trägt Kniestrümpfe, auch ein weisses Jabot ist sichtbar, doch ist er ganz in einen sehr schönen, dunkelblauen Mantel gehüllt. Er trägt einen Stock, sein Kopf ist alt, doch geistreich und gebietend. Er tritt vor und fragt mit verachtungsvollem, nachlässigem Wesen:

Was bedeutet das? warum steht man vom Tisch auf? was thut man hier?

Die Tänzerin mit grosser Sicherheit:

Langweilige Frage! Wie Sie sehen, tanze ich zur Harfe, die dieser Alte sehr angenehm zu spielen weiss! Das ist alles.

Der Harfner beginnt sogleich eine altertümliche Gavotte zu spielen.

Die Tänzerin tanzt. Ihre Verneigungen, ihre Blicke verteilt sie immer zwischen dem Grafen, der rechts auf den Stufen, und dem Dichter, der links steht und kein Auge von ihr verwendet.

Der Graf mustert verwundert diese fremden Erscheinungen.

Die Alte zieht durch fortwährende Knixe seine Aufmerksamkeit auf sich.

Der Graf, mit dem Stock auf die Alte weisend, zum Haushofmeister, der hinter ihm steht:

Ah, die kenne ich ja, das ist eine sehr achtungswerte Person.

Er lässt ihr eine Börse reichen.

Er reicht nun der Tänzerin die Hand, um sie hineinzuführen. Sie wendet den Kopf nach dem Dichter um, der langsam, mit zurückgewandtem Gesicht, dem Ausgang zugeht.

Hinter dem Mädchen ist das Kind Amor hereingeschlüpft. Er trägt nur einen Schurz aus Goldstoff und hat kleine Flügel.

Indem der Dichter dem Thor zugeht, weicht das Mädchen, mit den Blicken immer an ihm hängend, zur Seite nach links gegen den Teich.

Amor trippelt immer hinter ihr, dicht an sie geschmiegt. Im Augenblick, wo der Dichter am Thor ist, wendet sich die Tänzerin gegen den Grafen herum und nimmt seine Hand; er führt sie die Stufen hinauf in den Pavillon.

Der Haushofmeister, der Neger, die Bedienten, Leibjäger, Läufer machen auf der Treppe Spalier, öffnen die Flügelthüren, folgen dann nach.

Die Gärtnersleute schon früher auf der Schwelle ihres Hauses sichtbar, treten nun heraus, gehen auf den Harfner zu, laden ihn ein, zu ihnen zu kommen.

Der Dichter ist draussen am Gitter stehen geblieben, starrt unverwandt herein. Nun kommt er wieder herein.

Das Mädchen breitet halb die Arme aus, thut ihm einen Schritt entgegen.

Der Dichter beachtet sie nicht, läuft an die Stiege, läuft nach vorne rechts, steigt auf die Steinbank in der Laube und sucht durch das Grün in die Fenster des Pavillons zu spähen.

Die Gärtnersleute vorn an ihrem Haus, geben dem Harfner zu essen und zu trinken.

Das alte Weib umkreist das Mädchen, das langsam, ängstlich, wie mit geschlossenen Füssen näherkommt, indem Amor vor ihr herläuft, sich umguckt, wieder zu ihr springt und ihr zeigt:

Dort ist er, dort in der Laube! wir wollen zu ihm!

Das alte Weib tritt ihr in den Weg:

Komm mit mir, weg von hier. Komm nur. Schau, ich gebe
Dir Gold, einen Beutel voll Gold.

Das Mädchen:

Ich will kein Gold. Zu ihm will ich, muss ich!

Das alte Weib:

Du wirst schöne Kleider haben, schönen Schmuck. Wie die da drinnen wirst Du werden, eine schöne Tänzerin. Alle werden sich um Dich drängen, nach Deinen Händen haschen, sie zu küssen.

Das Mädchen:

Aber er!

Die Alte:

Du bist nicht gescheit. An ihm wirst Du vorbeigehen und thun, als erkenntest Du ihn gar nicht.

Das Mädchen tritt von ihr weg:

Nein, nein. Davon will ich nichts wissen. Ich war doch so glücklich mit ihm, so unbeschreiblich glücklich! Der Duft der Blumen, die Schönheit des Himmels, die süsse Erhabenheit des Abendläutens, der Glanz der Sonne, Alles kam von ihm! Jetzt habe ich nichts, gar nichts. Mich friert. Es ist finster um mich.

Amor, des Wartens müde, zupft sie am Rock:

Komm!

Das alte Weib lässt mit einer Grimasse von ihr ab, humpelt zum Thor hinaus.

Indessen spielt der Harfner den Gärtnersleuten eine altmodische Tanzweise, zu der sie tanzen. Es fängt zu dämmern an.

Das Mädchen wagt nicht, in die Laube zu treten, drückt sich in eine aus Buchs geschnittene Nische daneben.

Amor zeigt ihr die Tanzenden drüben:

Die sind glücklich!

Das Mädchen nickt schmerzlich.

Die Gärtnersfrau macht sich sanft von ihrem Mann los, zeigt: sie hat keinen Atem mehr.

Der Gärtner küsst sie auf die Wangen, dann geht sie ins Haus.

Der Gärtner bleibt, den Kopf aufgestützt, sitzen und hört dem Harfner zu, der immer weiter spielt, aber wehmütige und geheimnisvolle Weisen. Nun ist völlig Dämmerung.

Der Dichter steigt von der Steinbank herunter.

Amor, zu dem Mädchen, mit kindisch fieberhafter Lebhaftigkeit:
Nun wird er zu Dir zurückkommen, nun!

Ueber der Parkmauer rückwärts, hinter den Kastanien, geht der Mond auf.

Der Dichter, verstört von vergeblichem Verlangen, den Kopf tief hängend, tritt aus der Laube, will fort, will sich nicht mehr umsehen, dieses Haus nicht mehr sehen.

Wie er in die Mitte kommt, trifft ihn zwischen Zweigen hindurch der volle Strahl des Mondes.

Indessen hat der Gärtner den Harfner ins Gärtnerhaus geführt, worin sich ein kleines Fenster erleuchtet.

Der Dichter streckt die Hand wie abwehrend gegen den Mond, aufquellendes Weinen schüttelt ihn und er wirft sich ins Gras, den Kopf in den finsteren Boden einwühlend.

Das Mädchen steht in sprachlosem Schmerz, Amor ängstlich lautlos neben ihr, beide im Schatten.

Die Nachtluft des Frühlings bewegt ahnungsvoll die Zweige, geheimnisvoll rauscht das Wasser, aus dem kleinen Hause wehen Akkorde der Harfe und über dem Allen herrscht, nun zum zweiten Mal auftretend, das grosse Motiv des Fliessens, Verfliessens der Zeit.

Da hebt der Triton sein schilfiges, triefendes Haupt aus dem Teich und setzt das Muschelhorn an die Lippen.

Der Dichter, auf ein Knie erhoben, lauscht.

Der Triton bläst stärker und süsser.

Der Dichter thut ein paar Schritte, wie ein Träumender.

Amor mit leichtgläubiger Freude:

Jetzt kommt er zu uns, jetzt, jetzt!

Er zerrt das Mädchen einen Schritt nach vorne, ins Licht.

Der Dichter sieht sie, hebt die Hand gegen sie wie gegen ein ärgerliches Blendwerk, und wendet sich mit in die Luft geworfenen Armen nach rückwärts, dem Mond, dem blinkenden Teich, dem süssen Hornruf entgegen. Dann tritt er an den vordersten Fliederbusch, umschlingt mit beiden Armen die blühenden Zweige und drückt die Blütendolden an Brust und Gesicht, und biegt sich wieder zurück, trunken die Luft einatmend.

Das Mädchen steht blass und bebend im Dunkel.

Die steinerne Nymphe in der Grotte regt den Kopf, breitet die Arme aus.

Der Dichter erblickt dies; trunkener, lässt er sich an den Stufen zur Terrasse auf die Kniee nieder und streckt verlangend die Arme empor. In diesem Augenblick tritt eine Wolke vor den Mond und aus einem erleuchteten Fenster des ersten Stockwerks fällt der Schatten einer Gestalt.

Der Dichter, aufspringend:

Es ist ihr Schatten! und hier liegt er, vor meinen Füssen, auf dem Rasen!

Bückt sich, ihn zu küssen.

Der Schatten, eine graue, fast körperlose Schleiergestalt springt empor und umtanzt ihn.

Der Dichter sucht ihn mit den Lippen, den Händen zu haschen, der Schatten entgleitet ihm aber auf einmal ins Dunkel.

Im gleichen Augenblick ist auch keine Gestalt mehr am erleuchteten Fenster zu erblicken.

Der Dichter, verwirrt, dreht sich heftig um, der Triton taucht unter, die Nymphe erstarrt wieder zu Stein. Es ist totenstill.

Dann tritt der Mond wieder hervor und übergiesst den Platz mit hellem Glanz. Aus der Gärtnerswohnung tönt leises Harfenspiel.

Der Dichter blickt ratlos um sich:

Sie ist fort vom Fenster droben! Er hat nichts, sie anzulocken, nichts, nichts, leere Hände!

Das Mädchen bebend, zwischen Licht und Dunkel an der Nische stehend, beugt sich zu Amor nieder und scheint ihm mit einer Bewegung, als griffe sie in ihre Brust, einen Gegenstand zu geben, der leuchtet wie ein blasser Rubin.

Amor trippelt auf den Dichter zu, in beiden Händen trägt er hoch das gläserne Herz des Mädchens, das Herz leuchtet immer stärker.

Das Mädchen wankt, ist bleich wie der Tod, hält sich an der Laube fest, um aufrecht zu bleiben.

Amor zupft den Dichter:

Da nimm das!

Der Dichter nimmt gedankenlos verwundert das Herz.

Amor springt zum Gebüsch, holt ein dürres Zweiglein unten hervor, zeigt dem Dichter:

Man kann darauf spielen, so!

Er schlägt dreimal auf das Herz, es giebt jedesmal einen feinen, bebenden Ton. Dann giebt er dem Dichter auch das Zweiglein, läuft zum Mädchen zurück.

Der Dichter thut einen Schlag auf das Herz, es klingt sanft und voll, die Nymphe regt sich, der Triton hebt sich horchend aus dem Wasser, die Büsche neigen sich lauschend vor, die Thür auf der Terrasse springt auf.

Der Dichter spielt auf dem Herzen mit kleinen, bebenden, ungeduldigen Schlägen eine Art Melodie. Durch die offene Thür tritt aus einem finstern Zimmer die Tänzerin hervor.

Der Dichter thut sieben kleine Schläge nacheinander.

Die Tänzerin thut, wie mit willenlosen Gliedern, doch mit leuchtenden Augen, sieben Schritte auf ihn zu, auf jeden Schlag einen. Beim

letzten steht sie vor ihm. Sie ist bezaubert von dem, was er in seinen Händen hält, von dieser funkelnden Blume oder diesem tönenden Juwel. Sie fängt an, vor dem Herzen zu tanzen, einen leidenschaftlich hingebenden Tanz, bald vor seine Füsse gebeugt, bald mit emporgereckten Armen ihn wild umkreisend.

Der Dichter spielt unaufhörlich, fieberhaft auf dem tönenden Herzen, bald vor ihr zurückweichend, bald sie nach vorne lockend, sich weidend an der Gewalt, die ihm über sie und jede Bewegung ihres Leibes gegeben ist.

Das Mädchen, der erschreckte Amor an ihr hängend, tritt völlig ins Licht, die Augen immerfort auf die Beiden geheftet. Bei den ersten Tönen deutet sie mit schwachem Lächeln hin:

Wie schön er auf meinem Herzen spielt!

Wie die Töne aber immer wilder werden, pressen sich ihre Lippen schmerzlich zusammen, sie drückt beide Hände auf die Brust. Da die beiden Trunkenen mit ihrem Spiel und Tanz nach rechts vorne kommen, weicht sie ihnen angstvoll aus und schiebt sich — immer die Augen auf ihn geheftet — mit angstvoll vorgestreckten Händen in die Mitte, endlich auf die linke Seite, wo sie sich an den Fliederbusch wankend anklammert.

Der Harfner tritt leise aus dem Häuschen. Sie versperrt ihm den Weg; er wartet. Im nächsten Augenblick, da er sie wanken sieht tritt er hinter sie. In diesem Augenblick zerbricht das Herz in der Hand des Dichters in tausend leuchtende Splitter.

Das Mädchen mit offenem, bleichem Mund, die Hand auf die Brust gepresst, die strahlenden Augen noch immer auf den Dichter geheftet, sinkt lautlos um.

Der Harfner fängt sie in seinen Armen auf. Er bettet ihren Kopf auf seinen Knieen und schlägt seinen grossen dunklen Mantel über sie und sich selber.

Amor verkriecht sich zu ihren Füssen unter den Mantel.

Der Dichter steht einen Augenblick mit leeren Händen da und umgeben von unheimlicher Stille, da die Zaubermusik, die dem Herzen entströmt war, jäh abreisst.

Die Tänzerin steht einen Augenblick wie erstarrt, dann wirft sie sich, mit geschlossenen Augen, indem ihr Haar sich auflöst, ihm in die Arme.

Der Dichter küsst sie heftig, sogleich aber überfällt ihn Angst, er macht sich von ihr los, will die Splitter auflesen.

Die Tänzerin umschlingt ihn, hält ihm die Hände.

Der Dichter:

Dort hinter meinem Rücken ist das Schreckliche!

Die Tänzerin:

Mich sollst Du ansehen, mich! Ich gehöre Dir!

Der Dichter:

Zwischen uns auf dem Boden, überall, rings um mich liegen die blutroten Splitter und glühen auf mich wie Augen!

Die Tänzerin:

Komm, ich will Deine Augen einhüllen, dass Du nichts davon siehst.

Sie nimmt ihr offenes Haar und windet es um seinen Kopf wie einen Schleier, so dass er nur gebückt, an ihrer Seite, wie ein Blinder gehen kann. So gehen sie beide, Schritt für Schritt, ans Thor und hinaus. Das Gitterthor fällt hinter ihnen zu. Der Mond ist indessen verschwunden, es ist tiefe Nacht.

Nun lüftet der Harfner seinen Mantel und will die Leblose wegtragen, Amor helfend neben ihm. Da laufen zwei Bediente auf die Terrasse heraus, eilen die Stufen hinab, jeder einen grossen Armleuchter in der Hand; suchend, die Leuchter erhoben, dringen sie ins Dunkel, der eine gegen den Teich, der andere wendet sich rechts nach vorne, leuchtet in die leere Laube.

Der Harfner hat sich sogleich wieder hinter dem Flieder auf die Bank geborgen und deckt sich, die Tote und das Kind mit seinem Mantel.

Mehr Bediente kommen auf die Terrasse, der Saal dahinter erleuchtet sich; einige mit Schüsseln und Krügen, mehre mit Lichtern; Läufer mit Fackeln.

Der Graf steht an der erleuchteten Schwelle und sieht ungeduldig hinaus. Einige mit Leuchtern und Fackeln folgen den ersten und durchlaufen suchend den Park, sodass da und dort ein unstetes Licht hinfällt.

Der Graf, von einer dichten Gruppe umgeben, steigt von der Terrasse hinunter.

Ein Läufer, mit der Fackel voraus, erleuchtet die stille Gruppe vor dem Gärtnerhaus, die der grosse Mantel fast völlig verhüllt. Der Läufer winkt den Grafen und das Gefolge herbei.

Der Graf, die Dienerschaft nähern sich. Zwei Bediente stellen, der eine seine Schüssel, der andere eine Karaffe auf den Boden und nähern sich augendienerisch eifrig der schweigenden Gruppe.

Der Graf nähert sich, umgeben von einem nach links offenen Halbkreis von Lichtern und neugierigen Gesichtern.

Die zwei Bedienten fassen den Mantel an, und indem der Läufer ihnen mit der Fackel leuchtet, reissen sie den Mantel weg und enthüllen den in steinerner Ruhe dasitzenden Greis, das Mädchen, wie eingeschlafen, den Kopf auf seinen Knieen, unter ihnen kauernd das goldfunkelnde Kind.

Alle haben mit einem Ruck ihre Lichter gehoben und starren auf die Erscheinung hin.

Der Graf fährt zusammen, erblasst, winkt heftig, den Mantel wieder hinzubreiten, die Fackel zu enfernen. Es geschieht eilig.

Der Graf zieht, schaudernd den eigenen Mantel fester um die Schultern. Er geht tief ernst ins Haus zurück. Die Dienerschaft steht flüsternd bei einander. Sie wissen nicht, was sie aus der Sache machen sollen. Erst

wie der Graf schon auf der Terrasse ist, drehen sich alle um, wollen ihm voranleuchten, die Flügelthüren aufmachen, und so läuft der ganze Trupp, die Lichter in den Händen, ihm nach und verschwindet im Pavillon, der, nachdem sich die Thüren geschlossen haben, totenstill und finster liegen bleibt.

Nun erhebt sich der Harfner, nimmt die Tote wie ein Kind in seine Arme und trägt sie unter den Rosenstrauch, wo der Gärtner ein längliches Beet, gerade so gross wie ein Grab ausgegraben. Dort legt er sie hinein, und Amor, kindisch geschäftig, bedeckt gleich ihren Leib mit Stücken ausgestochenen Rasens, der sogleich über ihr als ein lebendiger Sarg zu verwachsen scheint.

Der Harfner hängt seine Harfe um und wendet sich zum Gehen, Amor schleicht leise neben ihm, zum Thor hinaus. Die Musik begleitet geheimnisvoll die Tritte der Beiden, die auf ewig von hier fortgehen, dann, wie das Gitter hinter ihnen zugefallen ist, erhebt sich aus dem Orchester mit voller Gewalt das Motiv des Fliessens, Verfliessens der Zeit, alle anderen Motive der Liebe und des Todes, der blühenden, verblühenden Rose, des rauschenden verrauschenden Wassers klingen noch einmal an und weichen wieder jenem ohne Heftigkeit äusserst gewaltigen Hauptmotiv.

Der Vorhang fällt.



ZWEITER AUFZUG/ DAS ZWISCHENSPIEL.

GEFILDE des Parnass, offner Hügel, rechts Bergesabhang und beginnender Wald.

Den lieblichen begrünten Hügel krönt eine Kuppe von Basalt, ganz überwuchert von dunklem und von goldenem Epheu; hier entspringt einer dunklen Wölbung ein murmelndes Wasser, das gegen vorne strebt, dann in einer umbuschten Rinne gegen links hügelabwärts abbiegt.

Zwischen den Basalten wurzeln Bäume, einige den Silberpappeln ähnlich, die ein leichtes helles Blattwerk, wie Gefieder, gegen den hellen Himmel wiegen, andere mit schweren Wipfeln, dunkel wie Cypressen. Der üppige Epheu wuchert nach links hinüber, füllt eine kleine Mulde ganz mit seinem tiefgrünen und goldenen Glanz und klimmt empor an einem mächtigen steinernen Triumphbogen von unmessbarem Alter, zu dem von vorne gewaltige Stufen emporführen, während kleines verwittertes Stufenwerk zwischen Epheuranken auch an ihm empor, hinauf auf die bemooste Plattform führt. Und auch das Thor steht gegen freien unendlich fernen Himmel, sodass das Auge hinter alledem jähe Abhänge und tief unten hingebreitet die Gefilde der Sterblichen ahnt.

Zur Rechten steigt ein sanfter Abhang nach erhobeneren Gefilden zu. Hier bilden schöne leichtwipfelige Bäume einen lockeren Halbkreis: nur zwei mächtige in der Mitte treten weiter auseinander und bilden wie die Mündung eines geheimnisvollen Bergweges.

Auf diesem Hügel wohnen die Stunden, sie schlummern, träumen, spielen und warten auf das Zeichen, durch das erhabene Thor zu den irdischen Menschen hinabzusteigen. Es sind leichtschreitende schöne Wesen, deren Gestalten einander ähnlich sind; sie tragen leichte, fluthende Gewänder, die ihnen um die Schultern flattern können wie Flügel und wieder schwer und prunkend nachschleppen können wie der Saum eines kaiserlichen Kleides.

Jede Stunde umspielt ein kleiner Trupp von helläugigen bekränzten fast nackten Kindern, drei, vier oder fünf; diese Kleinen sind die Augenblicke.

Der Vorhang hebt sich und aus der Introduktion erhebt sich das Hauptmotiv, des geheimnisvollen unaufhaltsamen Fliessens der Zeit, in seiner reinsten, verklärtesten Form.

An den Büschen, an den Bäumen, im Vordergrunde und überall sind schlummernde Stunden gelagert, in die Falten ihrer Gewänder geschmiegt die schlummernden Augenblicke.

Im Vordergrunde tanzen drei weissgekleidete Stunden, mit blondem, braunem und schwarzem Haar, einen Reigen. Ihre Augenblicke tanzen, einander bei den Händen haltend, einen äusseren Kreis. Dann tanzen die Stunden wieder auseinander, sich wiegend, die Hände im Nacken verschränkt, eine jede von ihren Augenblicken umkreist.
Im Hintergrunde rechts, ausserhalb des Halbkreises von Bäumen, zwischen dem Gezweige, wie hinter einem Schleier sichtbar, tanzen sieben andere, rosig und gelb, einen gleichen Reigen. Die drei weissen vorne reichen sich wieder die Hände und schreiten in einer doppelten Kette, indem die Kette der Kinder sich zwischen ihnen durchwindet.
Da entblüht dem Auf- und Abschwellen des Motives im Orchester ein kurzes, eindringliches, gleichsam rufendes Motiv, das Zeichen. Alle, auch die bis jetzt geschlummert haben, horchen auf.
Die blonde unter den drei tanzenden Stunden reckt ihre beiden Arme gegen Himmel, ihre Gefährtinnen treten vor ihr zurück und alle sehen auf diese eine. Sie kreuzt die Arme über der Brust und schreitet langsam auf das erhabene Thor zu, die drei Augenblicke, die zu ihr gehören, einander die kleinen Hände reichend, vor ihr her.
Ihre Gefährtinnen und alle, die im Gras liegen, und alle aus dem Hintergrund, zwischen den Bäumen hervortretend, winken mit den schönen, nackten Armen der einen nach, die geht, um hinabzusteigen.
Wie sie unter dem Thorbogen ist, zeichnet sich ihre Gestalt, indem sie nochmals die Arme feierlich emporhebt, gegen die blaue Luft des unendlichen Raumes ab. Dann sieht man, dass sie jenseits des Thores auf Stufen zu den Gefilden der Sterblichen hinabsteigen, denn es verschwinden zuerst die voranschreitenden Augenblicke, dann die Gestalt der Stunde bis an die Hüften, bis an die Schultern, zuletzt der Kopf.
Nun erheben sich viele, die gelagert waren, und in der ganzen Breite des Vordergrundes tanzen zwei Ketten gegeneinander, verschränken die Hände zu lebendigen Lauben, zu einem lebendigen Irrgarten, in welchem die Augenblicke einander suchen, einander haschen und mit glühenden Wangen umherjagen.

Da ertönt von neuem das Zeichen: die Tanzenden weichen nach links und rechts aus und geben den Blick auf die Mitte, auf Quell und Bäume frei. Hier liegt im tiefen Moos, im Schatten eines überhängenden Basaltblocks, die träge Stunde. Sie hat ein rundes Gesicht mit hellen Augen und eine plumpere Gestalt als die andern. Ihre Augenblicke, vier träge Kleine mit runden Köpfen und dicken Armen, dehnen sich neben ihr im Moos.

Alle schauen auf die träge Stunde, der das Zeichen gegolten hat. Sie hebt sich langsam von dem weichen Lager; missmutig, augenreibend stehen auch die Kleinen auf.

Alle Stunden und Augenblicke klatschen aufmunternd in die Hände.

Die träge Stunde schürzt ihr Gewand, um die Reise anzutreten; sie thut ein paar Schritte, dann fällt ihr ein, dass sie durstig ist; sie kehrt zur Quelle zurück und beugt sich hin, um zu trinken; die vier Augenblicke haben sich, des Wartens müde, gleich wieder ins Gras gesetzt und zweien sind sogleich die Augen zugefallen.

Die anderen Stunden und Augenblicke klatschen wieder, ungeduldig, in die Hände.

Da kommt von rechts und rückwärts zwischen den Bäumen die geflügelte Stunde hervorgestürmt: sie schwingt einen Thyrsus in der Hand, ihre Gewänder fliegen, die hastenden Augenblicke können mit ihr nicht Schritt halten. Sie scheint mehr zu fliegen, als zu laufen; an der Quelle vorbei, über den Epheu hin, die Stufen empor, scheint sie sich durch den Triumphbogen gleichsam zu den Irdischen hinabzustürzen.

Die Träge ist nun mit dem Trinken fertig, sieht sich verschlafen um. Alle Stunden und Augenblicke lachen hell auf und beginnen einen neuen, munteren Tanz, in dem sie ihre Gewänder schwingen wie Flügel. Die träge Stunde ist es zufrieden und legt sich weiter rückwärts im Gebüsch aufs neue schlafen.

In den allgemeinen Tanz schmettern mächtige Fanfaren des von rechts her aus dem Gebirge herannahenden Triumphzuges.

Die Stunden und Augenblicke lassen sich in zwei dichten Reihen

im äussersten Vordergrund, längs der Rampe, auf ihre Knie nieder, die Arme huldigend ausgebreitet, und erwarten das Herannahen des Zuges. Zwischen den beiden mächtigen Bäumen im Mittelgrunde rechts treten die vier Herolde hervor, aus silbernen Posaunen gewaltig schmetternd. Zwei tragen goldene Harnische mit Arm- und Beinschienen, darunter das römische kurze Gewand aus Purpur: diese beiden haben blosse Köpfe und lange blonde Locken. Die beiden anderen sind nur mit einem Schurz und einem Pantherfell bekleidet: sie haben krauses, schwarzes Haar, und Blumenkränze auf. Sie schreiten alle vier dicht nebeneinander: jeder stützt die Posaune mit der Linken und hat den rechten Arm um den Nacken des nächsten gelegt; der zuäusserst rechts geht, hält die Rechte über der Hüfte eingestemmt.

Sie umschreiten die Bühne in einem Halbkreis: an der Quelle vorbei, gegen das Thor empor.

Ihnen folgen etwa dreissig Gestalten: es mögen die Jahre sein, die zwischen der Handlung des ersten und des dritten Bildes verfliessen.

Sie schreiten gemessen hinter den Posaunen her, immer einige Schritte hintereinander, in dieser Folge:

drei bacchantische Jünglinge, Weinlaub im Haar,

ein Wanderer mit Hut und Stab,

ein Verlarvter in einem dunkelroten Mantel,

zwei Jünglinge, zusammen in einen schlichten Mantel gehüllt, ein Blumengewinde um beide geschlungen,

ein Blinder, am Stabe tastend, über ihm vor ihm her eine funkelnde Sternenkrone schwebend,

drei ernste Männer, mit ehernem Mund, in sich versunken schreitend, die Arme über der Brust,

ein dunkler gewappneter König,

ein goldroter gewappneter König,

ein weisser König mit einem Spiegel,

ein barfüssiger Fischer,

drei völlig Verhüllte, einander an der Hand leitend,

ein Weiser, in einen blauen Mantel gehüllt, vor ihm ein Kind, eine blaue Kugel mit goldenen Sternen tragend, und noch andere.

Darauf der goldene Wagen, von vier gewaltigen Bekränzten gezogen: in der goldenen Muschel ruhend eine riesige Gestalt, mit einer violetten Finsternis von schleirigen Geweben völlig umhüllt: ihren Kopf umgeben Sterne, durch die Schleier funkelnd. Die Gestalt scheint zu schlafen und scheint doch nicht völlig bewusstlos: es ist die Haltung einer in sich selbst Versunkenen.

Die Herolde treten zu beiden Seiten an die Pfeiler des Triumphbogens, je ein geharnischter und ein bekränzter am linken und am rechten Pfeiler, und lassen ihre Posaunen ruhen.

Die Gestalten der Jahre lagern sich im Halbkreis links und rechts von der basaltenen Kuppe.

Der Wagen wird von den vier bis in eine kleine Mulde neben der Quelle gezogen: dort, in der Mitte, bleibt die Zeit in ihm ruhen; die Vier lagern sich vor dem Wagen, eine Felsenstufe tiefer. Sogleich lagern sich auch die Stunden und Augenblicke, den nach vorne geöffneten Halbkreis ergänzend, zur Linken und Rechten, nur drei von ihnen, in hellgelben Gewändern, bleiben in der Mitte stehen.

Nun stossen die Herolde in ihre Posaunen, und es beginnen die Spiele der Stunden.

Die drei in hellgelben Gewändern schreiten, die Köpfe zusammensteckend und mit einander flüsternd, nach rechts und verschwinden einen Augenblick im Gebüsch. Sogleich treten sie wieder hervor: die vorderste trägt tanzend in den hocherhobenen Händen in einem Schilfkorb ein kleines Kind, die beiden anderen umtanzen sie übermütig. Sie umtanzen die Bühne und kehren zu dem Gebüsch rechts vorne zurück. Hier stellen sie den Korb mit dem Kinde ins Gras und knien, das Kind mit heller Freude unverwandt betrachtend, davor nieder. Eine weisse Hirschkuh steckt ihren Kopf aus dem Gebüsch und betrachtet das Kind mit grossen sanften Augen; Bienen umschwirren es, Schmetterlinge gaukeln über dem Korb hin und her.

Die drei Stunden gleiten auf den Knien dem Korb immer näher und verbergen ihn endlich mit ihren zusammengedrängten Gestalten. Sie springen auf: da ist Korb und Kind verschwunden. Sie springen zurück und klatschen in die Hände: da springt aus dem Gebüsch der Knabe hervor. Ein hellgelber Schmetterling gaukelt über ihm: er will ihn haschen und muss sich immer um sich selbst drehen, so tanzt er über die Bühne. Auf einmal sind es zwei, drei Schmetterlinge, dann ein ganzer Schwarm, der schaukelnd, kreisend seinen Weg nach links und rückwärts nimmt.
Sogleich springen hinter den Knaben die Augenblicke, und wie der Schmetterling hat auch er nun einen Schwarm von Gefährten hinter sich. Die Schmetterlinge gleiten gegen das Thor empor, die Kinder nach, die Schmetterlinge steigen in die Luft und schweben über der Plattform des Triumphbogens: die Kinder klimmen an dem kleinen Stufenwerk des rechten Pfeilers, ja an den Epheuranken empor, wie sie aber oben ankommen, verlieren sich die Schmetterlinge nach links hin in den Wipfeln. Die Kinder scheinen auf der andern Seite hinabzuklettern, auf einmal sind sie alle verschwunden.
Im nächsten Augenblick aber stürmt schon links ganz vorne zwischen Büschen den Hügel emporklimmend der Jüngling hervor: er hat ein lockiges Haupt, das leichte Gewand der Hirten und eine Schleuder in der Hand. Er steht einen Augenblick wie atemlos vor innerem Drang und unschlüssig, wohin sich wenden. Eine Stunde tanzt ihm mit offenen Armen entgegen; er hascht nach ihr, sie entgleitet ihm und eine zweite kommt herangetanzt; mit dieser das gleiche Spiel, es tanzt die dritte, dann die vierte hinzu; immer mehr und mehr drehen sich um ihn im Kreis. Dann fliegt der Kreis auseinander und sie verstecken sich, eine hinter der anderen, eine lange Reihe. Die erste fliegt auf ihn zu, umschlingt ihn flüchtig, hat sich ihm gleich entwunden und schon ist die zweite in seinen Armen und so fort. Die letzte aber fasst er fest, hebt sie empor und trägt sie dem Gebüsch zur Rechten zu. Da fliegen alle hinter ihm her, hängen sich an ihn wie ein flügelschlagender Schwarm. Er ist einen Augenblick verdeckt und schon nicht mehr da. Der Schwarm

teilt sich mit feierlicher Stille zu beiden Seiten zurücktretend und durch zwei Reihen von sich Neigenden tritt der Mann hervor, leicht gewappnet, mit Beinschienen und Helm, wie der Nachdenkliche auf dem Grabmal der Mediceer, aber mit einem kurzen Bart wie der Kaiser Hadrian. Er hält einen Stab auf die rechte Hüfte gestützt und schreitet ernst und gebietend zu gewaltigen, feierlichen Takten. In der Mitte angekommen, wirft er einen grossen Blick über das ganze Gefilde und lässt sich auf einem Steine nieder, das nachdenkliche Haupt mit gesenkten Wimpern auf die linke Hand gestützt, sein Angesicht vom Helm beschattet, der vielen Gestalten kaum achtend.

Paarweise schreiten die Stunden auf ihn zu und neigen sich vor ihm bis zur Erde. Ein gewaltiges Licht, wie wenn die Sonne zwischen Wolken sich durchkämpft, fällt von oben auf ihn und wird von seinem Helm und Brustharnisch mit goldrotem Gefunkel zurückgeworfen. In dem von ihm ausgehenden Scheine, wie vor einer feurigen Statue, tanzen drei der Stunden, ihre flutenden Gewänder in Feuerschein getaucht. Die anderen Stunden umstehen mit bestrahlten Gesichtern den Saum des Feuerkreises. Die drei tanzenden überflutet immer goldigeres Licht: goldenes Geschmeide scheint an ihren Leibern, ihren Gewändern herabzugleiten, Wolken von Purpur und Gold fluten an ihnen hernieder, endlich werden sie ganz zu Flammen, zu grossen tanzenden Flammen. Da heben die anderen alle ihre Gewänder und umkreisen den Flammenschein, dass die Röte durch sie durchschimmert. Im nächsten Augenblick geht das Licht in blasses bläuliches Mondlicht über, der Kreis thut sich auf, die tanzenden Flammen sind zusammengesunken und erloschen, der gewappnete Mann ist fort und auf dem Stein sitzt der Greis; silbriges Licht spielt auf seinem langen weissen Bart, auf seinen bebenden Händen. Er trägt ein braunes Gewand: sein Kopf ist uralt, doch seine Augen funkeln.

Eine Stunde schwebt auf ihn zu und tanzt sanft und feierlich vor ihm. Er erhebt sich mühsam, schwankt. Die Stunde ergreift seinen Arm, stützt ihn und führt ihn: er will nach rechts in den Vordergrund, an das Gebüsch hin, unter dem das Kind im Korb lag. Dort lässt sie ihn nieder:

ein starker Wind bricht aus dem Gebüsch hervor und der Bart des Greises weht; tiefe Finsternis und blaue Helligkeit wechselt um ihn; seine Lippen murmeln; vor ihm im wechselnden Licht tanzt die Stunde, ihr Gewand reisst der Sturm hin und her und überflutet es mit Finsternis und Mondglanz. Nachtschmetterlinge umkreisen den Kopf des Alten; ein Schwarm von wilden Bienen hängt summend über ihm; die weisse Hindin streckt ihren Kopf aus dem Gebüsch und schmiegt sich an seine Seite. Der Sturm und die schwankende Finsternis vergehen, das Gewand der tanzenden Stunde strahlt tiefblau wie der nächtige Himmel und ist besät mit goldenen Sternen bis herab an den Saum. Die Augen des Greises funkeln den Sternen entgegen, er hebt sich, will auf die schöne Gestalt zu und sinkt an ihr hin. Ihr Gewand überflutet ihn wie eine gestirnte Welle — im nächsten Augenblick liegt über allem ringsum goldig helles Licht, der Greis ist verschwunden, die Stunde steht da in weissem Gewande, vielen anderen gleichend; sie schüttelt sich und springt in die Mitte, andere tanzen zu ihr und ergreifen ihre Hände, wieder dreht sich der Reigen, zerfällt dann in sieben sich drehende Kreise. In der Mitte dieser Kreise aber tanzt für sich selber die selige Stunde, sie und ihre Augenblicke mit Rosen bekränzt, auf ihrer Schulter eine weisse Taube. Ihr einsames, trunkenes Dahintanzen ist so schön, dass alle andern nach ihr hinblicken, endlich im Anschauen verloren einander loslassen und sich zur Rechten und Linken verteilen. Von der Schulter der seligen Stunde hebt sich die Taube und umflattert eine Weile schmeichelnd den Kopf der Tanzenden. Die Taube steigt trunkenen Fluges immer höher, auf einmal thut sie ein paar zuckende Flügelschläge, überschlägt sich in der Luft und stürzt zu Boden. Die selige Stunde und ihr Augenblick sind tanzend in den Büschen zur Linken noch sichtbar, verschwinden bald darauf, ohne der in ihrem Rücken herabgestürzten Taube zu achten. Da tritt von rechts die trauernde Stunde auf, in schwarzem Gewande, Cypressen um das Haupt, drei trauernde Kinder mit ernsten grünen Zweigen schreiten neben ihr. Sie schreiten auf die tote Taube zu: die Augenblicke knieen nieder und reichen der Stunde den kleinen Leichnam

empor, die ihn tiefernst betrachtet. Dann schreitet die Stunde, den Leichnam in Händen, auf den Hintergrund zu; einer ihrer Augenblicke schreitet gesenkten Hauptes voran, die beiden anderen folgen. Den kleinen Zug umschweben die Takte eines Trauermarsches: sie schicken sich an, den Leichnam unter Busch und Fels zu begraben.

Da tritt, blendend im goldenen Harnisch, von funkelnden Kindern die Purpurschleppe getragen, oben zwischen den Bäumen die erhabene Stunde hervor, mit gebietenden Schritten zu den Trauernden herabsteigend. Sie winkt ihnen, einzuhalten. Die Trauernden heben unwillig den schwermütigen Blick. Die erhabene Stunde ergreift gebieterisch den kleinen Leichnam, der, von ihr emporgehoben, sogleich erglüht. Die schimmernde Taube hocherhoben, thut die Erhabene mit ihren Schleppträgern drei Schritte nach vorne zu. Sie steht nun in der Mitte, — die Selige ist zur Linken tanzend völlig verschwunden, die Trauernde hat sich zwischen den Stämmen der zwei gewaltigsten dunklen Bäume im Hintergrunde verloren.

Die Erhabene hält triumphierend die leuchtende Taube empor, von der nun auf einmal alles Licht allein ausgeht. Mit erhobenem Haupt lässt die Erhabene ihren Blick umherschweifen, als suchte sie im grenzenlosen Raum den Platz, um ein Wunder zu wirken. Fester packt sie den leuchtenden Leib und wirft ihn mit einem Schwunge, gegen den Hintergrund sich wendend, durch den Wipfel des erhabensten dunklen Baumes gegen den Himmel empor. Alle wenden sich, dem Wurf nachzuschauen. Die gelagerten Stunden, die Jahre, die Vier vor dem Wagen der Zeit wenden ihre Köpfe. Auf einmal deuten alle mit ausgestrecktem Arm nach oben: über dem mittelsten Baum, wo das tiefblaue Gewölb des Himmels auf dem schwarzen Wipfel aufruht, ist die Taube als ein strahlendes Sternbild erschienen. Man ahnt, sie ist draussen im unendlich Weiten, doch scheint ihr aus funkelnden Punkten gebildeter Umriss auf dem Gewipfel ruhig zu sitzen, wie zuweilen das Sternbild des Wagens auf dem Rand eines nächtlichen Berges aufzuruhen scheint. Im nächsten Augenblick ist es wieder licht und hat die erhabene Stunde mit feier-

lichen Schritten den Bergweg rechts hinanzuschreiten begonnen. Nun treten die mit den Posaunen vom Thor herab, die Wagenführer erheben sich, und indem der Zug sich ordnen und unter dem gewaltigen Auftreten des Hauptmotives sich in Bewegung setzen will, ist der Vorhang gefallen.



DRITTER AUFZUG/ STUNDE DER ERINNERUNG.

EIN geräumiges Zimmer im Geschmack der Fünfzigerjahre. Rechts ein Fenster auf die Strasse. Im Hintergrund, mehr rechts, eine vergitterte Glasthüre, auf einen Vorgarten hinausführend. Von der Thür tritt man ins Zimmer herab, zwei Holzstufen. Auch beim Fenster eine Stufe. In der linken rückwärtigen Ecke ein Alkoven mit grünen Vorhängen, darin ein Bett. Links eine Thüre ins Zimmer der Tochter. Auch rechts vorn eine Thür. Gegen Abend, im Herbst. Es ist draussen noch halbhell, aber im Zimmer brennt eine Lampe.

Der alte Mann sitzt an einem Tisch in der Mitte des Zimmers und liest.

Die Magd räumt rückwärts einen gedeckten Tisch ab, geht dann ab, durch die Thür rechts vorn.

Die Tochter sitzt am Fenster und stickt. Sie hat dunkles Haar und sehr dunkle feuchte Augen.

Der alte Mann schlägt das Buch zu und schiebt es mit einer müden Geberde von sich. Er nimmt die Augengläser ab und putzt sie mit einem kleinen Seidentuch.

Die Tochter sieht von ihrer Arbeit auf.

Der alte Mann lächelt ihr zu.

Die Tochter kommt zu ihm:

Willst Du nicht mehr lesen?

Der alte Mann:

Nein, es strengt mich an. Ich bin alt, meine Augen sind alt.

Eine kleine traurige Pause: das Motiv der verfliessenden Zeit klingt an.

Die Tochter streichelt ihm die Stirn:

Es ist hier zu finster zum Lesen. Ich will für Dich tanzen. Soll ich?

Der alte Mann nickt.

Nun ist es draussen fast völlig dunkel.

Die Tochter tanzt eine Gavotte, mit lautlosen Schritten, mit tiefen Verneigungen, da klopft es auf einmal an der Thür. Sie hält inne.

Der alte Mann:

Wie schade! wie schade! Er ist sehr unwillig.

Die Magd lässt durch die Thür rechts einen jungen Mann eintreten. Es ist der Bewerber. Er bringt einige Zeitungsblätter und ein paar Rosen. Begrüssung. Höflichkeiten. Sie bieten ihm einen Platz an. Ein stockendes Gespräch. Die Tochter geht nach rückwärts, die Rosen in ein Glas zu thun.

Der Bewerber, ihr nachschauend, zum Vater:

Wie reizend sie ist.

Der Vater ist sehr kühl.

Der Bewerber:

Sie geht nicht, sie schwebt.

Der Vater verzieht keine Miene.

Die Tochter kommt wieder nach vorne, stellt das Glas mit den Rosen auf den Tisch, setzt sich wieder zu ihrer Arbeit.

Ein verlegenes Schweigen.

Der Bewerber steht endlich entschlossen auf: er bittet den Vater um ihre Hand. Er liebt sie seit Langem. Er wird sie auf Händen tragen.

Der Vater weist ihn auf die Tochter hin. Es hänge von ihr allein ab.

Die Tochter ist aufgestanden, um zu antworten.

Der Vater sieht mit angstvoller Spannung auf sie hin.

Die Tochter verneigt sich, lehnt entschieden ab.

Der Bewerber bittet, beschwört.

Die Tochter bittet ihn, den Gedanken aufzugeben.

Das Gesicht des Vaters verklärt sich.

Der Bewerber zieht sich zurück.

Vater und Tochter allein. Er geht auf sie zu, will ihr die Hand küssen. Sie beugt sich herab, küsst seine Hand. Er sagt ihr, dass er unbeschreiblich froh ist.

> Ob sie aber nicht vorschnell abgelehnt habe? Ob ihr nicht doch lieber gewesen wäre, in das Haus des jungen Mannes zu ziehen, in das hübsche Haus des reichen Bewerbers?

Die Tochter schüttelt den Kopf.

Der alte Mann:

> Ob es ihr nicht zu öd werden würde, hier, mit dem Vater, die eintönigen gleichen Tage?

Die Tochter verneint wieder und wieder, mit einem seltsamen verträumten Ausdruck der Augen.
Die Uhr auf der Kommode schlägt neun.

Die Tochter:

> Es ist Schlafenszeit.

Sie geht nach rückwärts, nimmt aus dem Glasschrank einen schönen gläsernen Pokal und füllt ihn aus einer Karaffe mit Wein; giesst aus einem Kännchen heisses Wasser dazu, thut aus einer Dose Gewürze hinein.

Der alte Mann hat indessen an dem Fenster den Laden geschlossen.

Draussen ist Mond. Der Wind bewegt die Bäume.

Die Tochter bringt den schönen gefüllten Pokal nach vorn. Sie trägt ihn in erhobenen Händen und geht langsam. Sie lächelt dem Vater zu. Sie stellt den Pokal auf den Tisch.

Der alte Mann will die Glasthür verschliessen.

Die Tochter läuft schnell hin, hält ihn ab:

Das lass mich machen. Geh dort hin. Koste Deinen Glühwein. Heute ist er besonders gut. Sie drängt ihn sanft gegen vorn.

Der alte Mann kommt an den Tisch, hebt mit beiden Händen, die ein wenig zittern, den Pokal und kostet den Wein. Dann geht er, die Hände auf dem Rücken, gegen die Kommode.

Die Tochter, an der Glasthür, hat den Riegel geräuschvoll vorgeschoben und gleich wieder lautlos zurückgezogen. Sie sieht sich verstohlen nach dem Vater um, der indessen seine Augengläser in der Kommode verwahrt. Wie sie sich versichert hat, dass er nicht hersieht, winkt sie durch die obere Glasscheibe an der Thür hinaus: ein dreimaliges heftiges Abwinken, wie: Warte noch, zeig' Dich noch nicht! Sie sieht sich wieder verstohlen um, dann kommt sie unbefangen nach vorn.

Der alte Mann:

Hast Du die Thür verriegelt?

Die Tochter:

Ja, fest verriegelt. Gute Nacht, Vater.

Sie neigt sich, dass er sie auf die Stirn küssen kann. Sie geht in ihr Zimmer, links.

Der alte Mann, allein, geht zur Kommode, zieht die Uhr auf. Auf einmal hört man, wie vor dem Fenster und halbverloren im Wind, eine Harfe klingen. Der alte Mann horcht, eine Erinnerung überfällt ihn. Eine Weile hängt er ihr nach, dann schüttelt er den Kopf:

Das ist ja längst vergangen, längst vorbei.

Er geht an den Tisch und will trinken. In diesem Augenblick brennt die Lampe ganz herab. Er will sie aufdrehen, da erlischt sie ganz. Dafür entströmt aber sogleich dem Pokal ein sanfter Schein. Verwundert hält er ihn vor sich, stellt ihn endlich auf den Tisch, tritt zurück. Der Schein erhellt sich und erleuchtet schwach das Zimmer. Und auf einmal ist,

von der Seite des Alkovens her, das Mädchen aus dem ersten Aufzug hereingeglitten. Vielmehr eine blass leuchtende Erscheinung, dem Mädchen gleich, scheinbar aus einer ähnlichen Materie wie der leuchtende gläserne Pokal. In ihrer unverkennbaren Haltung, den Kopf ein wenig zwischen den Schultern, den Oberleib ein wenig vorgebeugt, kommt sie auf den Tisch zugeglitten. Der alte Mann tritt, die Hände halb abwehrend erhoben, hinter sie. Sie steht nun am Tisch, lächelt ihm zu. Dann hebt sie den Pokal an ihre Lippen, nippt daran, dem Alten zutrinkend; stellt den Pokal wieder hin, ist schon wieder zurückgeglitten und irgendwo, wie von der Mauer aufgesogen, spurlos verschwunden. Dem Alten sind die Hände neben dem Leib herabgesunken, seine Unterlippe hängt schlaff herab, die Augen starr auf den einen Fleck gerichtet steht er lange entgeistert da; indes schlägt die Uhr, draussen heult der Wind; er regt sich nicht. Endlich kommt er zur Besinnung, betastet mit den Händen sein Gesicht, sagt sich:

Es war ein Augentrug, etwas Fieberhaftes.

Fühlt sich den Puls. Schüttelt den Kopf, will sich gewaltsam zur Besinnung bringen. Sieht mit Grauen auf den leuchtenden Pokal, greift nach der Lampe: in diesem Augenblick erlischt auch der Pokal und die Lampe leuchtet wieder hell. Alles ist wie früher. Der Alte nimmt nun die Lampe, sie nach dem Alkoven zu tragen, um zu Bett zu gehen. In diesem Moment springt, von einer unsichtbaren Hand oder von einem Windstoss aufgedrückt, die in den Garten führende vergitterte Glasthür fast völlig geräuschlos auf, und vor dem Luftzug verlischt die Lampe. Von draussen fällt ein sehr schwaches, unsicheres Licht herein. Und im gleichen Augenblick tritt, im Nachtgewand, mit aufgelöstem Haar und blossen Armen, die Tochter aus ihrer Thür, mit unendlicher Vorsicht, leise, leise die Thür aufdrückend, mit angehaltenem Atem, bemüht, mit den Augen das Dunkel zu durchdringen.

Der Alte steht rückwärts, ziemlich nah dem Alkoven, noch näher einem grossen dunklen Kleiderschrank: er hält die erloschene Lampe in einer Hand und streckt die andere, starr vor Staunen, gegen die weisse, nun

gegen die Mitte gleitende Gestalt aus. Er scheint nicht gleich zu begreifen, dass es nicht das Wesen von früher, sondern seine Tochter ist. Sie thut mit angehaltenem Atem und mit der äussersten Vorsicht, um nirgends ein Geräusch zu machen, einen Schritt nach dem andern, und so dreht er rückwärts den Kopf, ihr mit den Augen zu folgen. Nun ist, in der Thür, im wechselnden Mondlicht der unruhigen bewölkten Nacht, die dunkle Gestalt des heimlichen Geliebten der Tochter sichtbar geworden. Er hält die Klinke, dass der Wind nicht an der Thür rütteln soll, und beugt sich ins Zimmer herein, mit den Augen bemüht, das Dunkel zu durchdringen. Nun ist sie bis hinüber gelangt, und lautlos sich ausstreckend, kann sie mit den Fingerspitzen seine Hand, die sich ihr entgegenstreckt, berühren. Da ist mit verzerrtem Gesicht und keuchendem Atem, die Lampe in zitternden Händen hocherhoben, der Alte bis an den Tisch vorgesprungen. Hier besinnt er sich und stellt die Lampe heftig nieder, dass sie klirrt. Die Beiden an der Thür zucken zusammen; es ist im Zimmer so dunkel, dass sie nicht gleich sehen können, was geschehen ist. Indes hat der Alte mit heftig zitternden Händen die Lampe angezündet. Die Beiden stehen ohne Regung, er oben in der Thür, sie unter ihm im Zimmer. Der alte Mann geht schleifenden Schrittes auf sie zu: seine Lippen bewegen sich krampfhaft, er weiss nicht, was er sagen soll. Dicht vor ihnen bleibt er stehen und starrt ihnen ins Gesicht. Dann geht er wieder von ihnen weg, dreht den Kopf weg und drückt die Hände vor die Augen: er will es nicht sehen, will es nicht glauben; er will es von sich wegschütteln wie eine Spinne.

Die Tochter, die Augen auf den Vater geheftet, totenblass, ist, wie bewusstlos ausweichend, von dem Geliebten weg nach rechts vorn getreten, drückt ihr Gesicht in den Fenstervorhang.

Der Geliebte, ein junger Mann, nicht überjung, in einen Mantel gehüllt, versucht, etwas zu sagen, die Hände beschwichtigend vorgestreckt.

Der alte Mann ringt die Hände, richtet sich dann wieder auf; sieht, dass sie nicht mehr beisammen stehen; stellt sich vor den Geliebten, die Tochter mit keinem Blick streifend.

Der alte Mann, zum Geliebten:

> Wie ein Dieb handelst Du! Du bist ein Dieb! Bei der Nacht schleichst Du Dich ein, einem alten Mann das Einzige zu stehlen, was er hat! Du Dieb!

Er zittert heftig, es würgt ihn, er wankt, rafft sich aber wieder zusammen und hebt die Faust drohend nahe bis an das Gesicht des andern.
In diesem Augenblick thut die Tochter, bebend vor Erregung, einen Schritt auf die Beiden zu. In dieser Bewegung von ihr liegt solche verzweifelte Entschlossenheit, ihr zusammengepresster Mund und ihre aufgerissenen Augen haben solche Gewalt, dass der Alte einen Schritt nach rückwärts thut und mit herabgesunkenen Händen schwer atmend dasteht.

Die Tochter, vor den Vater hintretend:

> Mit ihm hast Du nicht zu sprechen! Sprich zu mir! Ich hab' es gewollt, ich hab' ihn gerufen, ich liebe ihn. Ja, ich bin seine Geliebte, ihm gehöre ich, nicht Dir!

Jetzt geht ihr leidenschaftliches Geständnis mehr und mehr aus der blossen beredten Geberde in einen Tanz über, indem sie, mehr dem Geliebten zugewendet, ihm zu sagen scheint:

> Dir gehör' ich, ich bin Dein Ding, sieh, ich neige mich vor Dir bis an den Boden, sieh, für Dich reck' ich mich wieder empor, blühe für Dich empor, für Dich löse ich mein Haar, vor Dir weich' ich zurück, um wieder zu Dir zurückzukehren, um mich Dir an die Brust zu werfen! Um Dich herum will ich kreisen, will die ganze Luft um Dich her mit mir erfüllen ...

Ihr Tanz ist ein immer glühenderes Sich-Hingeben.

Der alte Mann klammert sich taumelnd an den Tisch. Wie sie innehält und totenblass, mit geschlossenen Augen, zwischen den Beiden dasteht und dann wieder die Augen aufschlägt, zeigt er ihr sein weisses Haar,

sein verzerrtes Gesicht, das in diesen Minuten um Jahre gealtert scheint. Sie blickt kalt und fremd auf ihn, dann wirft sie sich dem Geliebten zu und drängt ihn gegen die offene Thür:

Fort! Ich will fort mit Dir!

Der alte Mann sinkt in einen Stuhl am Tisch und schliesst die Augen.

Der Geliebte nimmt seinen Mantel ab und hüllt sie ein.

Sie, zärtlich besorgt, fühlt seinen Rock an:

Dein Gewand ist leicht, es ist eine kalte Nacht, Du wirst frieren.

Der Geliebte eilt mit ihr fort.

Sie, schon oben in der Thür stehend, zögert noch, sieht im ganzen Zimmer umher, suchend. Ihr Blick fällt auf den Pokal mit dem Glühwein und ihr Gesicht leuchtet auf. Sie bedeutet dem Geliebten:

Warten, warte!

steigt hinab und geht leise auf den Tisch zu.

Der alte Mann, der mit dem Rücken gegen die Thür im Sessel liegt, schlägt die Augen auf, wie sie von rückwärts her ganz nahe zu ihm gekommen ist. Sein Gesicht erleuchtet sich; er staunt mit einem veränderten Ausdruck vor sich hin, als wollte er sagen:

Sie kommt zu mir zurück! Es wird Alles nur ein böser Traum gewesen sein, nur ein Alp! Gleich wird sie bei mir sein! Sie wird mir den Becher reichen!

Er stellt sich schlafend, damit sie leise, leise zu ihm kommt. Mit halbgeschlossenen Augen sieht er nach ihrer Hand, die nun den Pokal ergreift. Seine Lippen bewegen sich schon mit kindischer Begier:

Jetzt wird sie mir zu trinken geben.

Da hebt sie den Pokal auf und trägt ihn weg, er sieht nicht, wohin. Der Ausdruck seines Gesichtes wechselt fürchterlich. Er wendet sich im Sessel um, erblickt sie, die den Pokal in erhobenen Händen dem Geliebten zuträgt, auf den ihre Blicke geheftet sind.

Der alte Mann springt auf. Wie sie die Stufen hinansteigt, den Pokal an die Lippen des Geliebten hält, hat er sie erreicht, hebt beide Fäuste gegen sie und sinkt in diesem Augenblick an ihr hin, im Fallen ihren Arm streifend, dass der Pokal ihr aus der Hand fällt, ins Zimmer hinabrollt und, wie er über die Stufen fällt, in tausend Scherben zerbricht. Indem stürzen die Beiden zur Thür hinaus, den Mantel um sich schlagend, an einander gepresst. Die Lampe ist verloschen, an der offenen Thür rüttelt der nächtliche Sturm.

Der alte Mann richtet sich auf; an der offenen Thür knieend, wo der Wind sein Haar zerrüttet, ist er zuerst wie betäubt und sieht irr umher. Allmählich kommt er zu sich und starrt ins Zimmer herab; sein Auge ist blöde, seine Zähne knirschen. Auf den Knieen kriecht er die Stufen herab, als hätte er verlernt, aufrecht zu gehen. Nun ist er auf den Fleck gekommen, wo die Scherben liegen. Und diese fangen an zu glühen und wie Augen auf ihn zu schauen. Er setzt sich mitten unter ihnen nieder und fängt an, wie ein Irrer, mit den glühenden Scherben zu reden.

> Ihr da,

sagt er ihnen,

> Ihr Scherben! Ihr liegt da am Boden, Ihr seid Kehricht, ekelhafter Kehricht! Selbst der Fuss scheut sich, auf Euch zu treten! So bin ich auch: zerbrochen haben sie mich, in Scherben zerschlagen und meine Scherben hier herabgekehrt. Ich bin ein Kehricht, ein Haufen Scherben bin ich. Ich will mich mit Euch vermischen!

Und er wälzt sich zwischen den funkelnden Scherben, wühlt seine Glieder wie im Wahnsinn am Boden hin.

Da hat draussen das Toben des Sturmes nachgelassen; aber auch der Mond ist völlig verschwunden, es herrscht ein schweres totes Dunkel. Und aus diesem, wie aus der Ferne zuerst, dann aber näher, stärker, ein unsäglich gewaltiges Heranschreiten. Es ist wie der Schritt des Schicksals. Und so steht auf einmal, leuchtend, gewappnet, herrlich, die purpurne Schleppe von schönen Kindern getragen, die erhabene Stunde

in der Thür, den Arm gebietend ausgestreckt. Sogleich springen die Augenblicke ins Zimmer hinein, und unter ihnen, noch schöner, leuchtender als sie, ist das Kind Amor. Die Kinder eilen auf den alten Mann zu, umspielen ihn, streicheln ihn, richten ihn auf. Flink haben sie die glühenden Scherben gesammelt, die sich zauberhaft vereinen, und sogleich hält Amor ein glühendes gläsernes Herz empor, dem ein schöner Schein und ein süsser Klang entströmen. Er schwingt das Herz in der Luft, da verwandelt es sich in eine Fackel, die schwankenden Schein bis an die Decke des Zimmers wirkt. Indessen er, die Fackel schwingend, den ganzen traurigen Raum mit Glanz bestreut, haben die Augenblicke den alten Mann schmeichelnd aufgerichtet, und wie sie seine Augen, sein Haar, seinen Leib berühren, scheint er erquickt, ja verjüngt und steht nicht mehr gebückt. Da lassen sie ihn in der Mitte des Zimmers stehen und eilen nach rückwärts, an den Alkoven. Zwei von ihnen klimmen die grünen Vorhänge empor, der Dritte macht sich unten zu schaffen, Amor leuchtet ihnen. Blitzschnell sind die Beiden oben, machen den Betthimmel los und werfen die grünen Vorhänge herab. Diese aber, im Niederfallen, verwandeln sich in üppige Ranken von tiefgrünem Epheu. Und die kahle Wand des Zimmers, dort, wo sie die Vorhänge und Draperien losgerissen haben, erscheint unter dem Schein der Fackel als die epheuberankte Aussenmauer eines Turmes, aus verwitterten Steinen gefügt. Und in dieser Mauer zeigt sich ein uraltes eisernes Pförtchen, springt auf und lässt die ersten Stufen einer Wendeltreppe sehen, die in der Mauer aufwärts zu führen scheint. Indessen sind die Augenblicke an den Epheuranken herabgeglitten, alle drei eilen sie zu dem grossen dunklen Schrank, zerren einen dunkelgrünen Reisemantel hervor und werfen ihn dem alten Mann um die Schultern. Dann führen sie ihn, voraus- und wieder zurückspringend, unter heftigen fröhlichen Geberden, an das Pförtchen; Amor leuchtet voraus, sie steigen die Wendeltreppe empor, hinter ihnen fällt die Thür zu.

Indessen hat das ganze Zimmer zu versinken begonnen und zugleich löst sich oben die Decke von der rückwärtigen Wand, sodass hier ein Spalt

entsteht, durch den Mondlicht hereinbricht. Und nun werden oben, in diesem Spalt, der sich erweitert, auf der geborstenen Mauer schreitend wie auf dem Zinnenweg einer Schlossruine, von links nach rechts und dabei aufwärtsschreitend, die Augenblicke und der alte Mann sichtbar und Amor voranleuchtend. Von Mondwolken umschwebt nehmen sie ihren Weg über Dächer und Firste in die Ferne. Das Zimmer ist tiefer und tiefer gesunken, dichte Wolken sind hereingebrochen, durch die das Mondlicht nur mehr mit mattem Schein durchsickert. Im Versinken ist die erhabene Stunde wie auf einer dunklen Klippe langsam mit hinabgesunken, noch mit leuchtendem Arm zu den Aufwärtswandernden emporwinkend. Nun haben Wolken, vielmehr dichter blassschimmernder Nachtnebel Alles verschlungen und nur die Musik lässt das Aufwärtssteigen in selige Höhen ahnen. — — — — — —

Die Wolken lichten sich, der monddurchsickerte Nebel zerteilt sich und enthüllt, im vollen Mondesglanz, ein antikes Gestade. Es ist ein felsiger Strand, von draussen rollen die leuchtenden Wogen unablässig mit ewigem Rauschen herein. Zur Linken erhebt sich ein weissmarmorner Tempel, zur Hälfte verfallen; an ihn schmiegt sich eine kleine Hütte, ganz von Schlingpflanzen umsponnen. Dabei ein Gärtchen mit hohen blühenden Malven. Vor den Tempelstufen ein alter schöner Ziehbrunnen aus Marmor und Erz. Zur Rechten mündet ein Pfad, der von unten zu diesem Felsgestade heraufzuführen scheint. Ehe sich der Nebelduft noch ganz verzogen, läuft ein Trupp Faune über die Bühne und verschwindet in dem Gehölz von Feigen und Lorbeer, das hinter dem Tempel anhebt; einzelne von ihnen spähen am Hause hin, schnüffeln zwischen den Säulen des Tempels, glotzen den Brunnen hinab, folgen dann den andern. Nun liegt alles im Glanz; das Meer scheint stärker hinaufzurauschen, anzuschwellen. Da heben sich zwischen den Klippen des Strandes da und dort Nymphen empor; ihr Gewand ist feucht und flutend; sie blicken sehnsüchtig nach dem Meer hinab. Andere gleiten von links zwischen den Bäumen, den Säulen hervor; eine hebt sich aus dem Brunnen und sitzt in feuchtem Glanz auf dem Brunnenrand. Sie

spähen und lauschen nach dem Meer zu. Da kommt auf dem leuchtenden Rücken der vordersten Woge ein Triton herangetragen. Von seinem schilfichten Kopf trieft Wasser und Mondglanz an ihm herab. Er hebt das Horn an den Mund und bläst einen seltsamen sehnsuchterregenden Ton. Delphine umspielen ihn, die Nymphen sind an den Rand des Gestades vorgeglitten und lauschen hinab. Die Woge aber, zurückflutend, trägt den Triton und die Delphine nach rückwärts, und sie tauchen unter. Die Nymphen haben einander die Hände gereicht, und in einer langen Kette, mit lautlosen Füssen hinter sich tretend, vom Meer weg, ahmen sie das Zurückweichen der Woge nach. Sie weichen bis fast an den vorderen Rand der Bühne. Hier halten sie inne und werfen die Arme empor; gleich aber reichen sie sich wieder die Hände und stürmen nun dem Strand zu, wie die fröhlich herbeirauschende Woge. Und nun rauscht auch eine neue Woge von draussen heran und trägt auf ihrem langgestreckten Rücken eine ganze Kette von Gestalten: schilfbekränzte Tritonen, deren Hörner überaus schön ertönen, Delphine, auf denen Knaben reiten, mit zackigen Korallen gekrönt, Alles zu einer Kette vereint durch dichte Gewinde von funkelnden Quallen und anderen leuchtenden, wimmelnd gedrängten Meerestieren. Dies alles naht sich dem Strande, naht sich den Nymphen und entgleitet wieder. Die Nymphen haben, sich neigend, sehnsüchtig die Arme ausgebreitet: nun reichen sie sich wieder die Hände und gleiten ihrerseits vom Rande zurück. Wieder naht rauschend die grosse Woge, beladen mit den hörnerspielenden Tritonen, den fabelhaften Tieren und den funkelnden Meeresschätzen; und die Nymphen werfen sich der Woge entgegen. Da flammt ein fremder Lichtschein von rechts herein und nähert sich. Amor kommt den Felspfad emporgeklommen, hoch die Fackel schwingend. Vor ihrem Schein ducken sich die Nymphen geblendet zwischens Gestein, hinter die Bäume. Amor, koboldhaft wild, springt von Klippe zu Klippe. Er scheint nach rückwärts hinab, den Gefährten, die seinem Lauf nicht folgen können, zu winken. — Indessen ist der Mond erblichen und der ganze Himmel steht in fahlem

Schein, vor Sonnenaufgang. Draussen sind die Tritone und ihr Gefolge untergetaucht. Amor, auf der höchsten Strandklippe stehend, schleudert im Uebermut seine Fackel hinter sich ins Meer. Und die Fackel entzündet das Meer: aus dem feurigen Schein hebt sich eine goldschäumende Woge und trägt auf ihrem Rücken die Tritone, die jetzt perlenbekränzte Nereïden in den Armen halten, die Delphine mit den gekrönten Knaben und vierlei Getier, von Gold und feurigem Schaum funkeln. Dahinter aber, dieses Prächtige noch übertäubend, gebiert das Meer in wundervollem Farbenspiel die Sonne. Indem sich diese langsam hebt, versinken die Meereserscheinungen. Wie der Strahl der Sonne den Tempel, Hain und Hütte trifft, tritt aus der niedrigen Thür der Hütte die verschönte Gestalt des Gärtners aus dem ersten Aufzug, es ist ein schöner Greis, er trägt einen blassgelben Mantel und ein Untergewand von blauem Leinen, Bastschuhe an den Füssen; an seinem Gürtel hängt ein Pfropfmesser. Er tritt hervor und begrüsst mit ausgebreiteten Armen das Licht der Sonne. Tritt dann zum Brunnen und windet den vollen Eimer herauf. Indes tritt die Gärtnersfrau zu ihm, gleichermassen verklärt, in einem faltigen Gewand von blassem Violett. Sie erblickt das fremde Kind: Amor, der ihnen entgegen von der Klippe leuchtend herabsteigt. Der Gärtner reicht der Gärtnersfrau die Hand, und sie gehen dem Kinde entgegen, vor seiner leuchtenden kleinen Gestalt sich neigend. Im gleichen Augenblick sind, den Felspfad rechts herauf, die Augenblicke und, in ihrem Geleit, der Alte Mann aufgetreten. Er aber scheint verjüngt, gleicht schon fast mehr dem »Jungen Mann« des ersten Aufzuges. Seine Augen glänzen, sein Haar ist schöner, von dunklem Braun, und schön umfliesst ihn der grüne Mantel. Sein Tritt ist leicht, er geht, den Kopf jugendlich erhoben, die leuchtende Morgenluft begierig einatmend.

Amor, zu den beiden Alten, auf den Herankommenden hinweisend:

Er ist's, für den Ihr hier diesen Tempel behütet. Oeffnet ihm.

Gärtner und Gärtnersfrau heben sich die Tempelstufen empor, öffnen das schwere Thor des inneren Heiligtums, die Thürflügel, innen von strahlend blauer Farbe, lassen eine leichte, in schleirige Gewebe verhüllte

helle Gestalt ans Licht, die leicht und feierlich die Stufen herabschreitet.

Gärtner und Gärtnersfrau treten zur Seite.

Amor und die Augenblicke führen ihn herbei, der zögert und staunt. Die Gestalt, in ihren scheuen kleinen Schritten, dem schüchternen Spiel ihrer Arme, in allem das Mädchen des ersten Aufzugs, scheint im Licht, im Leben noch wie verloren. Sie sieht den Geliebten an, schwankt aber unsicher wieder zur Seite. Die Sonne blendet sie, und sie bedeckt ihr Gesicht. Sie wird gleich müde und lässt sich auf einen Stein hin, zu ruhen. Wie aber der Geliebte ihr nahe kommt, rafft sie sich scheu wieder auf und weicht mit vorgestreckten Armen reizend zurück. Ihr Tanz ist ein süsses Wanken und Taumeln, die lange im Grabe Verschlossene, trunken und schwach vor Leben und Glück. Die Kinder wollen die Beiden zusammenführen, sie aber entzieht sich und läuft den Strand empor, klimmt leicht die Klippen hinan. Der Geliebte ihr nach; schon ist er ihr nah. Vom Meer her hebt sich ein starker Wind und löst die Schleier, in die sie gehüllt ist. Das Gewebe umflattert sie, selig erkennt er ihre Züge, hascht nach den Schleiern, die sich blähen wie Segel. Da kommt ein starker Windstoss und ergreift die ganze taumelnde leichte Gestalt und weht sie ins Meer hinab. Er steht am Rande, ihr Gewand ist ihm in der Hand geblieben und weht um ihn, leuchtend wie der Regenbogen. Da eilen die Kinder hinauf, wie Hunde hinter dem Wild, zeigen sie ihm: ihr nach, ihr nach! Er stürzt sich in trunkenem Schwung von der Klippe nieder, die Kleinen mit ihm, hinab in das leuchtende Meer.

Sogleich versinkt der Strand, von oben durchleuchtete Meeresflut scheint hereinzustürzen, erfüllt die Bühne, von riesigen Gewächsen durchrankt; von rückwärts her aber gleitet schon ein neuer Strand heran, das Wasser weicht und nur zur Rechten bleibt der Spiegel einer kleinen Bucht liegen. Die ganze Bühne ist ein steil ansteigendes, üppiges Waldesdickicht; gewaltige Steineichen, auch Ahorn, alles empordrängend; Luftwurzeln, Ranken klimmen hinab und hinan. Die Sonne scheint dahinter zu stehen und

bricht nur in Funken von Topas durch das Dickicht. Hier leben liebliche Dryaden; ihre Gewänder haben das Grün junger Blätter: sie tanzen in der Lichtung. Ueber ihnen kreisen in der Luft grosse Vögel von funkelndem Gefieder, wiegen sich in den Wipfeln, lassen sich bis zu den Tanzenden nieder und schweben wieder empor. Die Dryaden verwenden den Blick nicht von diesen Vögeln; ihr ganzer Tanz ist ein süsses Haschen nach diesen, ein verlangendes Heranlocken. Sie werfen ihr langes aufgelöstes Haar empor, um die gaukelnden Vögel darein zu verstricken; sie recken sich, die Emporsteigenden schmeichelnd zu fassen; sie lassen sich zu Boden fallen und stellen sich tot, wie Käfer thun, und wenn dann die Vögel bis an den Boden niederkreisen, suchen sie sie mit den Armen zu umschlingen.

In dieses Spiel dringt ein fremder zarter Ton, und es tritt von rechts her, spielend, der alte Harfenspieler auf, hinter ihm das Mädchen. Er scheint sie mit den Klängen der Harfe sanft nach sich zu ziehen. Sie möchte zögern, möchte den Geliebten erwarten und muss doch dem Alten nach. Aber es ist in dem allen nichts angstvolles, sondern ein lieblich sich vollziehender Zauber. Sie ist nun der Hüllen ledig und trägt ein leichtes Gewand, von dem, wie sie in Schatten tritt, ein Schein ausgeht. Bei dem Herannahen der Beiden sind die Dryaden ins Dickicht geschlüpft, die Vögel in den Wipfeln verschwunden.

Der Alte schreitet hinan, und vor den Klängen der Harfe teilt sich das Gezweige und giebt einen schmalen aufsteigenden Pfad frei, den sie betreten.

Kaum sind sie verschwunden und hat der Harfenklang im Dickicht sich verloren, so sind die Dryaden wieder da, und wie sie lockend sich bewegen, rauscht von oben der Schwarm bunter Vögel nieder. Im Augenblick sieht man die Dryaden ins Gebüsch eilen und sieht sie, im Dickicht, von Jünglingen umschlungen. Vorne aber eilen drei hin und her, denen der Geliebte noch ausgeblieben ist, spähen rechts hinab ins Wasser, suchen angstvoll. Da hebt aus dem Röhricht des Ufers ein schöner Schwan den Hals. Die eine der Dryaden eilt zu ihm, neigt

sich nieder und wie sie ihn umschlingt, hält auch sie einen schönen Jüngling in den Armen und bald verbirgt das Röhricht diese beiden. Zu den zwei andern Dryaden aber senkt sich aus der Luft ein grosser farbenglühender Paradiesvogel. Jede will ihn mit Blick und Mund an sich ziehen, er aber wiegt sich zwischen den zwei Eifersüchtigen in der Luft. Endlich aber lässt er sich zu der Einen hinab, streift mit den Flügeln ihren Nacken, ihre Schultern. Die Andere entfernt sich und wirft sich vor Zorn und Beschämung weinend, auf den Boden. Da hebt sich der Vogel hoch in die Luft und stösst nun mit einem Schwung zu der Weinenden nieder. Sie richtet sich auf, und indem der Vogel vor ihr hergaukelt, verschwinden sie zwischen den Zweigen. Die Andere hat sich zornig ins Dickicht geworfen.

Da plätschert es rechts im Weiher. Sogleich sind die Dryaden alle verschwunden, die Jünglinge aber, nun wieder schimmernde Vögel, rauschen empor in die Wipfel.

Vom Uferrand klimmen, als wären sie schwimmend gelandet, Amor und die andern Kinder empor, hurtig wie Hunde auf einer Fährte. Sogleich haben sie die Augen am Boden und auch die Luft einziehend, den Weg erkannt, den der Harfner mit dem Mädchen genommen hat. Und Amor, das Dickicht anspringend, hinter ihm die andern, winken ihm, der hinter ihnen vom Ufer emporklimmt:

Hierher! hier hinauf!

Er gleicht nun völlig dem jungen Mann des ersten Aufzuges, nur schöner, verklärt. Auch sein Gewand ist ein anderes geworden. Den Mantel hat er, schwimmend, verloren. Was er trägt, ist ein ideales Gewand von schimmerndem Linnen, Sandalen an den Füssen, ein goldenes Band im Haar. Vor dem Andrängen der Kinder thut sich wieder jener ansteigende Pfad auf, und er eilt empor, die Geliebte ahnend. Die Vögel aber stürzen von allen Seiten über seinen Pfad zusammen und begleiten ihn, eine rauschende funkelnde Wolke über seinem Haupt.

Nun steht die Sonne tief, leuchtet den aufgeschlossenen Pfad hernieder und durchdringt mit rötlich glühenden Strahlen den Wald, das ganze

Dickicht enthüllend, Höhlen und Schlüfte, ja durch die Stämme der Bäume durchscheinend, sodass in jedem Baume die ihn bewohnende Dryade schlummernd oder wachend sichtbar wird.

Indessen hat die Bühne zu versinken begonnen, es bleiben nur mehr die Wipfel der Bäume, über diesen Wolken im Abendrot, dichter und dichter. Diese aber fliegen schnell auseinander und enthüllen einen herrlichen Bergesgipfel. Hier ragen aus einem Gestein wie Alabaster Zinken und schroffe Wände empor, dazwischen gähnen tiefe Klüfte, in denen, ihren jähen Absturz zu verbergen, die rosigen lichten Abendwolken lagern bleiben. So bilden die Wolken den Boden der Bühne, und alles, was nun beschrieben wird, ragt daraus empor. Zur Linken vorne ist eine kleine Felsenplatte, auf der der Harfner mit seiner Harfe haust. Die Harfe, die er früher tragen konnte, ist nun übermächtig gross und steht vor ihm. Sein tiefblauer Mantel fliesst bis an den Rand des Abgrundes nieder. Mit begeisterter Miene spielt er unablässig. Fast die ganze linke Seite und einen Teil des Hintergrundes nimmt eine wundervolle Felswand ein, in deren leuchtendes Gestein die schönsten Laubengänge gebrochen sind, in mehreren Stockwerken übereinander. In der Mitte dieses in den Fels gegrabenen Gebäudes führt eine offene Wendeltreppe mit durchbrochenem Gehäuse aus Gold und weissem Stein herab auf einen Altan. Von diesem aus ist eine weisse steinerne Brücke über den Abgrund nach rechts hinüber geworfen, nach einer leuchtenden, mit Blumen bewachsenen Klippe, die etwa von rückwärts auf einem jähen Pfad zu erklimmen sein mag.

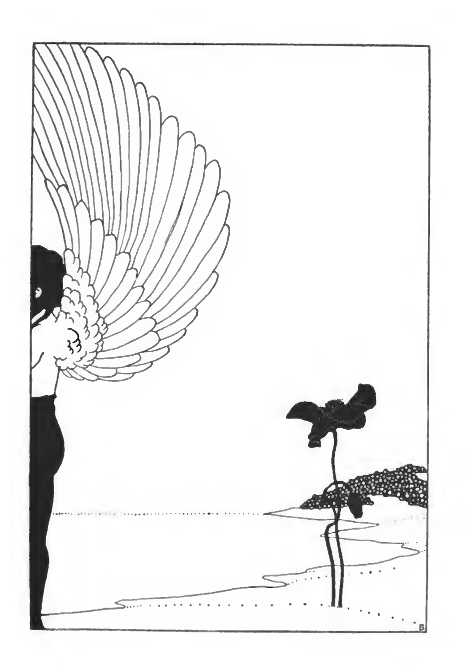
In den übereinander laufenden Laubengängen, deren jeder aus dem geheimnisvoll leuchtenden Bergesinnern in gewölbten Thoren austritt, bewegen sich im Reigen die Gestalten glücklich Liebender. Ihre Menge scheint unerschöpflich, die Seligkeit ihrer Mienen gleicht dem unbeschreiblichen Reichtum ihrer Gewänder. Zuweilen schreiten ruhige flüsternde Paare den Gang hin und verlieren sich wieder ins dunkle Gewölbe, zuweilen stürmen ganze Scharen, von schönen funkelnden Herolden im Laufe geführt, die Lauben entlang, die Treppe empor, und verlieren sich

tanzend in der obersten Galerie, es ist eine unaufhörliche frohe Bewegung.
Nun kommen rechts rückwärts, hinter der beglänzten Klippe, strahlende kleine Wolken aufgeflogen, die überschwebend hangen bleiben. Ihnen nach kommt der Schwarm der grossen Vögel emporgestiegen und umflattert die Klippe. Jetzt bleiben auf den steinernen Balkonen die Vorüberhastenden und Tanzenden stehen und blicken den Ankommenden entgegen. Es werden ihrer immer mehr, die sich an den Brüstungen herabbeugen, mit schönen nackten Armen winken, Rosengewinde losreissen und in den Wolkenabgrund sinken lassen, indessen die wundervollen Vögel bis zu ihnen emporkreisen.
In diesen Jubel hinein betreten die Augenblicke, dem Verklärten voranschwebend, und gleich er selbst die schöne Klippe. Und sogleich erleuchtet sich die goldene Wendeltreppe und fängt zu klingen an; in ihr steigt strahlend das Mädchen herab und tritt unten auf den Altan, nur mehr durch die Brücke von ihm getrennt. Indessen haben Amor und die Augenblicke sich jeder von einem der grossen ab und zu schwebenden Vögel von ihrer Klippe hinübertragen lassen zu dem Harfner, in dessen Mantel sie sich fröhlich lagern. Wie Er von der Klippe her, das Mädchen vom Altan her die weisse, über den Abgrund gespannte Brücke betreten, fängt diese zu leuchten an und der Brückenbogen ist nichts als ein Gewinde aus schönen, ineinander verflochtenen lebenden Gestalten, die eine wundervoll leuchtende Atmosphäre umgiebt und über dem Abgrund hält.
Zugleich haben die Dryaden mit fliegendem Haar eine Klippe rechts erklommen und strecken die Arme nach den selig kreisenden Vögeln, indessen sich rückwärts aus goldenen Nebeln, die eine endlose leuchtende Meeresferne zu verhüllen scheinen, eine mächtige Springflut lautlos hebt und hebt, auf ihrem Rücken die Tritonen und Nereïden, die gekrönten Knaben, die wunderbaren Tiere und die Schätze des Meeres tragend, anschwellend und absinkend, bald in Nebelduft gehüllt, bald in vollem goldenem Licht.

Das Mädchen und der Geliebte sind auf der lebendig erglühenden Brücke auf einander zugeeilt und wie er vor ihr, sie umfassend, hinsinkt, fällt ihr Haar über ihn, beider Gesicht verhüllend.
In diesem höchsen Augenblick hat sich links vorne das folgende vollzogen: neben dem Harfner ist plötzlich die hohe Gestalt der erhabenen Stunde erschienen, ihn mit einer gebietenden Bewegung zur Seite weisend. Und nun spielt die erhabene Stunde selbst auf der Harfe, welche noch viel wunderbarer tönt und wie Feuer glüht. Die Kinder umtanzen wie trunken die Harfe. Der Alte ist seitwärts der Harfe, verklärt lauschend, in die Kniee gesunken.
Von der Macht dieses Harfenspiels fangen die Felsen an zu beben und zu dröhnen. Die Liebenden auf den Balkonen, die Dryaden auf den Klippen sind, als wollten sie sich unter der unerträglichen Gewalt dieser Töne hinabwerfen in den leuchtenden Abgrund. Die Vögel kreisen wilder, die Wolken glühen und schwellen hinan, rückwärts hebt sich die gewaltige Woge wie flüssiges Feuer, als wollte sie hereinstürzen. Ein höchster Glanz verschlingt die einzelnen Gestalten, da tönt aus höchster Höhe, aus unbegreiflicher Ferne, das Zeichen, dem die Stunden gehorchen, und schon verschlingt eine Dunkelheit das Herrliche, noch regen sich da, dort, Gestalten, wie Zunder im Herd, dann ist alles verschwunden, die Brücke verschwunden, die leuchtenden Galerien verschwunden, fort alle Nymphen, Vögel, Wolken, der alte Harfner verschwunden; über einem gestaltlosen dunklen Abgrund ragt die einzige Klippe links vorne, auf der die Gestalt der Stunde, von dem Dunkel sich abhebend, wie ein glühendes Standbild aus Erz, der funkelnden Harfe die letzten verhallenden Töne entreisst, die feurigen Kinder zu ihren Füssen. Und nun verschlingt das Dunkel, wie mit einem gewaltigen Ansprung auch diese Gestalten. Aber noch einmal zucken sie auf von eigenem Licht, wie eine verlöschende Lampe. — Da ist der Vorhang gefallen.

Zwei Zeichnungen von Marcus Behmer.





INVITATION / GEDICHT VON RUDOLF ALEXANDER SCHROEDER.

WOLLT ihr schon wieder euch bequemen,
Dass ihr mir lauscht?
Ich möchte fast mich etwas schämen;
Denn wieder rauscht

Ein Quell verjährter Schmerzen nieder
Aus meiner Brust;
Und ich versprach doch neue Lieder
Und neue Lust.

Doch machen kaum wir, wie wirs wollen,
Uns ein Gedicht;
Wir singen eben, wie wir sollen,
Wie? Weiss ich nicht.

Auch scheint mir fast, dass Schmerz und Lüste
Sich wären gleich,
Und wer sie recht zu nehmen wüsste,
Wär immer reich.

Sie wollen wie die Blumen spriessen,
Wie Wellen gehn;
Und immer giebt es ein Geniessen
Und kein Verstehn.

So geht, was unser Herz entzückte,
Hin wie ein Traum,
Und was uns Jahre lang bedrückte,
Wird leicht wie Flaum.

So sonderbar geht unser Leben
An uns vorbei;
Es ist, als ob, was uns gegeben,
Nicht unser sei.

Denn was wir gerne halten möchten,
Geht seinen Lauf;
Und was wir gerne fest verflöchten,
Es löst sich auf.

Und will der Dichter euch erzählen,
Was in ihm spricht,
Er mag sich tausendfältig quälen,
Er sagt es nicht.

Hier ist in Worten was geblieben,
Will ewig sein.
Seht her — seht, es ist nur geschrieben:
Einst war es mein.

DREI GEDICHTE VON RUDOLF BORCHARDT.

AUS DEM BUCHE VIVIAN.

I.

Lied am frühen Morgen.

DUNKEL war es aufgewacht
Aus dem ungewissen Grunde,
Worte sprachs die ganze Nacht
Wunderbar mit Deinem Munde.

Regt ich mich, bewegt ich mich,
Stützte mich in meinem Bette,
Atmete es wunderlich
Und es hatte keine Stätte,

Schatten flog es her und hin,
Bog sich zart und still versunken,
Um den Mund und um das Kinn
War ein Lächeln tief und trunken.

Einsamkeit und Einsamkeit
Fühlte sich wie nie sichs fühlte,
Nachtgewand und Schattenkleid,
Das sich rührte, das sich kühlte,

Mund, der einen Mund verstand,
Trank den Schauder und die Küsse,
Eine Hand, oh, Deine Hand
Fühlte wie sie dulden müsse —

Dunkel war es aufgewacht.
Sprich! oh! sprich! aus welchem Grunde!
Nacht und Tag und wieder Nacht
Weiss ich nur von Deinem Munde!

II.

Lied.

ATMETE die Nacht so laut,
Dass ich schlief und doch nicht schlief,
Schlafend so hinaus begehrte?
Dass ich so ins Dunkle rief
Und mit dem geliebten Laut
Ton von Stern und Winden noch beschwerte?

Und gewiss, Du atmetest gelind,
Und der Wind, der süsse Sterne-Wind,
Neben Deinen Kissen wühlte
Seine tiefsten Schauer aus den Büschen.

Irgendwie, indessen er dich kühlte,
Wusstest Du, dass ich Dich rief,
Und Du weisst es noch, wie ich Dich fühlte!

III.

Gesang im Dunklen.

DIESE Nacht in schattenhaften Wäldern
Lief ich hinter einer dunklen Rehe,
Da sie meinen Atem hörte, floh sie,
Blickte wild aus ihren schiefen Augen.

Wo sind Rosen, die ich brechen wollte?
Diese Hände sind so leer wie gestern,
Meine Sohlen sind bestaubt und blutend,
Meine Haare hangen voller Dornen,

Diese Nacht bei Deinem Rosen-Garten
Riss, wie riss ich an den Eisen-Gittern,
Flieder-Blätter fasst ich mit den Lippen,
Kalte Büsche stachen meine Wange.

Diese Nacht war wie die andern alle,
Heute Nacht wird sein wie alle Nächte,
Ich vergehe unter Deinem Atem,
Ich zerreisse unter Deinen Händen,

Zwischen Bäumen, Berg hinan die Felsen
Tanz ich hin wie eine Fackel brennend,
Sang ein Vogel fern, ich kann nicht hören,
Weint es hinter mir, ich weiss es nimmer,

Meine Ohren sind bedrängt von Schluchzen,
Nichts wie Thränen braust mirs vor den Augen,
Ich vergehe unter Deinem Atem,
Ich zerreisse, wiss es, ich zerreisse!

ANMERKUNGEN.

DAS Gedicht von Hölderlin, das wir in dieser Nummer zum Abdruck bringen, stammt aus der Zeit seiner geistigen Trübung. Es wurde zuerst in der Schwabschen Ausgabe von 1846 abgedruckt.

Die Insel beendet mit der vorliegenden September-Nummer ihren zweiten Jahrgang. Sie wird das nächste Jahr in einer veränderten Gestalt antreten und wir hoffen, dass sie sich für ihre neue Laufbahn zu den alten Freunden viele neue hinzu erwerben möge, und so eine gesunde Basis gefunden werde für die weitere Existenz eines Blattes, dessen Wert und Wünschbarkeit wol keiner unter den ernsthaften Freunden unsrer Litteratur jetzt noch bezweifeln wird.

DIE INSEL. II. JAHRGANG. 4. QUARTAL NR. 12. SEPTEMBER 1901
FUER DEN INHALT VERANTWORTLICH: R. A. SCHROEDER,
MUENCHEN.

BEZUGS-BEDINGUNGEN

Abonnement vierteljährlich 6 Mark, halbjährlich 12 Mark, jährlich 24 Mark inkl. fester Einbanddecken mit Vorsatzpapier für jedes Quartal.

Einzelpreis der Monatsnummer: 2 Mark.
Einzelpreis des Quartalbandes: 8 Mark.

Auf starkes Inselpapier (Wasserzeichen Schiff) werden 50 Stück gedruckt. Von dieser Ausgabe kostet das Heft 3 Mark, das Abonnement vierteljährlich 9 Mark, halbjährlich 18 Mark, jährlich 36 Mark.

Vom ersten Jahrgang werden einzelne Hefte nicht mehr abgegeben, doch sind noch komplette Exemplare vorhanden, die bis auf weiteres noch zu dem ursprünglichen Preise (jeder Quartalsband 12 Mark, alle vier zusammen 36 Mark) abgegeben werden. Bei gleichzeitiger Erwerbung des ganzen (gebundenen) ersten Jahrganges der Monatsschrift und des (nur im ersten Jahrgange erschienenen) Mappenwerkes tritt wie bisher eine Ermässigung des Gesamtpreises auf 75 Mark (statt 90 Mark) für beide Publikationen ein. Für sich allein kostet das Mappenwerk nach wie vor 50 Mark.

Die Redaktion der Insel befindet sich in München Leopoldstrasse 4.

Unverlangt eingeschickte Beiträge werden nicht zurückgeschickt. Redaktionelle Gegenäusserungen erfolgen nur im Falle der Annahme.

